Staatl. Bibliothek
Regensburg

720

Germ. 44 12/3

2439

Bibliothek=Ord

I. Jedes Vereinsmitglied, welches
verpflichtet, dasselbe längstens nach Ver
zustellen, oder bei größeren Werken um
zusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch
Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine
zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches
beschmutztem Zustande zurückstellt, hat
zu tragen und ist daher zum Ersatz
Buches, oder der Kosten des Einb
Fortleihen der Bücher an dritte Perso

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürf
Vorweis des Lehrherrn, bezw. der H
händigt werden.

1762

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dritter Theil.

Klio's Winke.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

GEWERBS-VEREIN

ABV. Rgsb.
G 70/216
Staatl. Bibliothek Regensburg

Klio's Winke.

Die nachfolgenden Lehrbilderchen der Geschichte sind hier aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie Anfangs zerstreut waren, unter der Aufschrift: „Klio's Winke", zusammengetragen, weil sie in der That nur leichte Fingerzeige der Geschichtsmuse zur Belehrung oder Warnung sein sollten. Mehrere derselben hatte der Verfasser unter dem Namen „Stoff zu Parallelen" gegeben, indem Denkweise und Handlung der Vorwelt stummdeutend den Handlungen und Denkarten des Tages gegenübergestellt wurden, und, das « Fabula docet » zu finden, dem Leser überlassen blieb.

Vielleicht gibt es keine zweckmäßigere Benutzungsart der Geschichte zum Unterrichte für junge Fürstensöhne in Lebens- und Staatsklugheit, als solche Aushebungen kleiner, merkwürdiger Züge, in denen sich oft Staatsklugheiten und Staatsunklugheiten des Tages mit buntem Farbenglanz auf dem Hintergrunde der Vergangenheit nur abzuspiegeln scheinen. Die Geschichte, indem sie bloß unterhalten zu wollen scheint, belehrt; und wirkt unmittelbarer und tiefer auf das Gemüth des Einzelnen, wenn sie Blicke in das Gemüth Einzelner werfen läßt, während allgemeine Umrisse von Völkerschicksalen mehr das Gedächtniß, als Verstand und Herz in Anspruch nehmen.

Die Jugend der Großen.

Fast alle ausgezeichnete große Männer, besonders Regenten, die den Beinamen der Großen empfangen haben, hatten eine traurige, mühselige, stürmische Jugend. Unglück und Gefahr mußten ihr Genie entwickeln, ihnen die Geistesgegenwart, den Muth, den Unternehmungsgeist, die Beharrlichkeit geben, wodurch sie nachher groß wurden. Kein besserer Fürsten-Erzieher, als der Ernst des Schicksals!

Moses, der erste Gründer des israelitischen Reichs, mußte als Flüchtling in die Wüsten ziehen, wo er nomadisch mit andern Hirtenfamilien umherschwärmte vierzig Jahre lang. — Muhammed, Stifter einer neuen Religion, verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und bei Karawanenzügen, bis ihn die reiche Wittwe Kadidschah heirathete. — Alexander der Große ging schon als Jüngling von zwanzig Jahren in den Krieg und endete die Kriege nur mit seinem Leben. — Cyrus wurde auf Befehl seines Großvaters Astyages in die Wildnisse ausgesetzt, von Hirten gerettet, und nur heimlich in dürftigen Verhältnissen erzogen. — Pompejus der

Große lebte schon als Knabe in den Gefahren der Kriege, und im dreiundzwanzigsten Jahre übernahm er schon selbst Kriegsbefehl. — Julius Cäsar war vom Sylla zur Hinrichtung bestimmt, und begnadigt; fiel den Seeräubern in die Hände, mußte sich ranzioniren, und fing damit an, auf eigene Kosten Seeräubern Krieg zu machen. — Konstantin der Große seufzte unter heimtückischen Verfolgungen des Galerius, flüchtete zu seinem Vater, und blieb von dieser Zeit an in Kriegen verwickelt. — Theodosius der Große wurde, wie sein Vater, vom Valens mißhandelt; der Vater endlich sogar enthauptet. Theodosius flüchtete in die Einsamkeit nach Spanien, bis ihn Gratian an seinen Hof nahm. — Die Jugendgeschichte Karls des Großen ist nicht bekannt; die freundlichste mag sie wohl nicht gewesen sein, wenn man an die Barbarei damaliger Zeiten und an die wilden Szenen denkt, die in der Geschichte seines Hofes und spätern Lebens erschienen sind. — Peter der Große lebte während seiner Minderjährigkeit in den unangenehmsten und gefährlichsten Verhältnissen; sein Leben schwebte in den Faktionen der Euvansky und Galliczin oft in Gefahr. Seine eigene Schwester Sophie war gegen ihn verschworen. Vor dem mörderischen Anschlage der Strelitzen mußte er verschiedenemal in Klöster

flüchten. Er war unter Noth, Verfolgung und Nachstellungen zum Mann gereift. — Heinrich der Vierte wurde hart erzogen; seine Nahrung waren grobe Speisen, seine Kleider schlecht; er ging immer in bloßem Kopfe, kletterte mit seinen Gespielen an Felsen und Bergen umher, nach Sitte des Landes und der Zeit. Bei Rochelle war er in Gefahr, zu ertrinken; bei der gräßlichen Bluthochzeit in Gefahr, ermordet zu werden. Schon im sechszehnten Jahre war er in der Schlacht von Jarnac. — Mit welcher Strenge Friedrich der Große erzogen ward, wie unangenehme Jugendjahre er verlebte, die Streitigkeiten mit seinem Vater, seine vereitelte Flucht nach England, Katts Tod u. s. w., ist Jedem bekannt.

Seltsamkeiten.

Julius Cäsar hatte die fallende Sucht; Muhamed desgleichen; doch waren beide sehr genialische Menschen. Luther kriegte mit Dintefässern gegen den Teufel, und Newton, den Voltaire das größte Genie nannte, welches je auf Erden lebte, schrieb einen Kommentar über die Apokalypse, worin er bewies, der Papst sei der Antichrist, und Rom die babylonische Hure. — Der Kardinal Richelieu hatte, troß alles Geistes, entschiedene Anfälle von Narrheit. Er bildete sich bisweilen ein (so erzählt es wenigstens die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Baiern, Schwägerin Ludwigs des Vierzehnten, in ihren Mélanges historiques), er bildete sich ein, er sei ein Pferd. Dann galoppirte der Herr Kardinal um den Billardtisch herum, schlug links und rechts mit den Beinen aus gegen die Domestiken, wieherte und machte oft Stunden lang fürchterlichen Lärmen. Darauf brachten ihn seine Leute ins Bett, deckten ihn warm zu; er schlief ein und gerieth in starken Schweiß. Wenn er aufwachte, wußte er kein Wort von seinen Galopaden und Courbetten; nichts von Allem, was vorgefallen wär.

Warnung für Geschichtschreiber.

Noch eine Anekdote aus den Mélanges historiques der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Baiern: „Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele von großen, von schönen Handlungen, die bald aus Politik, bald aus ruhmlichem Ehrgeize, bald aus irgend einem andern erhabenen Grunde, gethan worden sein sollen, und wirklich doch nur eine elende Bagatelle zur Ursache hatten. Was hat man nicht alles über die Ruhmbegier Ludwigs des Vierzehnten gesagt und geschrieben! War's nicht allgemein angenommen, er wollte sich zum Herrn von ganz Europa machen? Behauptete man nicht, bloß deswegen hätte er den Krieg gegen Holland angefangen? — Wohlan, ich weiß ganz positiv, daß der erste Anlaß zu diesem Kriege nichts anderes war, als die Eifersucht des damaligen Staatsministers, Hrn. de Lionne, gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der in des Ministers Frau verliebt war. Der Minister wußte es, und um den Prinzen wegzuschaffen, spann er die Mißhelligkeiten an, die zuletzt mit einem Kriege endeten."

„Man hat behauptet, der verstorbene König

(Ludwig XIV. nämlich) habe, nachdem er seine ganze Macht gegen Holland geworfen, alle seine Vortheile wieder aus bloßem Edelmuthe aufgegeben. Ich aber weiß, so gut ich den Namen weiß, den ich trage, daß der König aus keiner andern Ursache nach Paris zurückging, als um die Frau von Montespan wiederzusehen und bei ihr zu sein."

Die Grabschrift.

Die Grabschriften lügen gern von den Todten, wie die Zeitungen von den Lebendigen. Aber folgende enthält doch eine schöne Wahrheit.

Similis, einer der ältesten und würdigsten Oberfeldherren Trajans und Hadrians, entzog sich endlich dem Wirrwarr des Hof- und Kriegslebens. Er war zu rechtschaffen und edel gewesen, um auf seinen Feldzügen durch das Unglück der Völker ungeheuern Reichthum zusammengepreßt zu haben. Aber doch besaß er eine artige Villa. Dahin ging er, und lebte in der schönen Einsamkeit in beneidenswürdiger Ruhe sieben Jahre noch. Darum ließ er auf sein Grab die Inschrift setzen: „Hier

ruhen die Gebeine des Similis, der ein hohes Alter erreichte, aber nur sieben Jahre gelebt hat."

Ein merkwürdiges altes Gesetz.

Man erlaubte sich, was sehr verzeihlich war, zu allen Zeiten die Handlungen der Fürsten und die Fähigkeit ihrer Minister zu beurtheilen. Denn was im Namen des Volkes gethan wird, mag wohl vom Volke beachtet werden. Aber zu allen Zeiten war den Ministern nichts lästiger, als die Kritik ihrer Handlungen.

Das stärkste Beispiel davon gaben die Minister des Kaisers Gratian, der am Ende des vierten Jahrhunderts die römische Welt regierte, so gut er konnte; denn er war ein äusserst mittelmäßiger Kopf, der nur so lange glänzte, als er von vortrefflichen Männern geleitet war, und in seiner ganzen armseligen Blöße dastand, als Nichtswürdige Herren seines Vertrauens und Stellvertreter seiner Macht wurden. Auch nur ihre Verdienste und Fähigkeiten in Zweifel zu ziehen, war diesen Ministern ein Kapitalverbrechen. Und

wirklich machten sie zu ihrem Vortheil ein bequemes Gesetz, das in der justinianischen Gesetzessammlung Lib. IX, Tit. 29, Leg. 3, aufbewahrt ist, und von den folgenden immer schlechter werdenden Regenten Roms aufgefrischt wurde. Das Gesetz hieß: Niemand darf eine allerhöchste Maasregel betadeln. Es ist einem Hauptverbrechen gleich, auch nur zu zweifeln, ob der würdig sei, welchen der Kaiser hat erwählen wollen. (Disputare de principali judicio non oportet. Sacrilegii enim instar est dubitare, an is dignus sit, quem elegerit imperator.)

Der König von Sennaar.

In den von Harry Wilkens herausgegebenen Bruchstücken von Munzo Parks letzter Reise im Innern von Afrika finden sich im vierten Kapitel folgende Stellen, die als Beiträge zu Montesquieu's esprit des loix und zur neuesten Kulturgeschichte jetzt lebender Nationen hervorgehoben zu werden verdienen.

Das Land Sennaar in Nubien ist im Besitz einer Negernation, die vorher am westlichen Ufer des Abiad wohnte, in ihrem Lande Schikluck hieß, und im Jahre 1504 in Canots und Booten über den Fluß setzte. Sobald sie sich durch das Recht des Stärkern dieser heißen Gegend bemächtigt hatte, wo der Thermometer im Schatten bis auf 119 Grad steigt, baute sie am westlichen Ufer des Nilstroms, auf einer vor Ueberschwemmungen gesicherten Anhöhe, die Hauptstadt Sennaar, welche gegenwärtig ungefähr zehntausend Einwohner haben mag.

Der König ist noch heutiges Tages verbunden, einmal während seiner Regierung ein Stück Feld zu pflügen und zu besäen. — Hätte dies Montesquieu gewußt, er würde es gewiß eben so gut eine institution admirable genannt haben, wie die durch du Halde bekannt genug gewordene Zeremonie des chinesischen Kaisers, mit der er alljährlich die Kunst des Ackerbaues ehrt.

Aber der afrikanische Monarch kommt mit dieser Bedingung noch nicht davon. Er muß sich auch das Staatsgesetz gefallen lassen, ohne welches er den Thron von Sennaar nie besteigen darf: daß er gesetzmäßig von seinen Unterthanen, wenn es das Wohl des Staats erfordert und seine Minister entschieden haben, hingerichtet werden kann.

Man sieht daraus, das Innere von Afrika ist für den Philosophen gewiß nicht minder wichtig, als für den Geographen, Naturforscher und Kaufmann.

Der Plato am alten französischen Hofe.

So nannte man den vortrefflichen Charles de St. Maure, Herzog von Montausier. Es gibt wenig Menschen, wie er war, so edel, aus Grundsätzen brav, groß durch ein reines Herz, mit „Wahrheit gegen Freund und Feind“ und dem „Männerstolz vor Königsthronen.“

Es thut wahrhaftig Noth, in unserm Zeitalter daran zu mahnen, daß auch einmal solche Männer gelebt haben. Unsere besten Philosophen sind es nur — auf dem Papier; die Tugend lieben wir am meisten — auf dem Theater. Es kommt mir beinahe vor, als wenn unsere großen Männer alle zu reinem Verstande geworden; man hört vom Herzen fast nichts mehr, als feindlichen Batterien gegenüber.

„Hören Sie,“ sagte Ludwig der Vierzehnte eines Tages zu Montausier, „ein Kerl,

den ich vor geraumer Zeit begnadigte, weil er einen Meuchelmord begangen, hat jetzt neunzehn Menschen umgebracht. Ich lasse ihn hinrichten."

„Neunzehn?" erwiederte Montausier: „Nicht doch, Sire; er hat eigentlich nur einen einzigen ums Leben gebracht, und Ihre Majestät die neunzehn andern."

Wer muß nicht den Muth des edeln Mannes bewundern, der so etwas einem Könige sagen konnte? Wer aber bewundert nicht noch mehr den sonst so eiteln Ludwig den Vierzehnten, der solche Wahrheit ohne Stirnrunzeln hörte und den Sprecher lieb behielt?

Montausier präsidirte der Erziehung des Dauphin, als dessen Gouverneur. Bekannt ist folgende Anekdote:

Der Dauphin glaubte einst, der Herzog habe ihm im Unwillen einen Stoß gegeben. — „Was, Herr, Sie schlagen?" rief der Dauphin, und wandte sich zu einem Bedienten: „Bringt mir Pistolen her, den Augenblick." — Der Diener zauderte. „Bringet dem Prinzen die Pistolen!" sagte der Herzog mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. Sie kamen. Er gab sie dem Dauphin. „Jetzt, gnädigster Herr, was wollen Sie damit machen?" sagte er gelassen zum Prinzen. Dieser fühlte seine Uebereilung, und

warf sich ihm zu Füßen. — Montausier küßte ihn. „Sehen Sie, dahin führt Leidenschaft!“ sagte er.

Minder bekannt aber ist folgender Zug. Er führte einst seinen königlichen Zögling in ein armseliges Bauernhaus. „Sehen Sie, mein Prinz,“ sagte er zu ihm, „unter diesem Strohdach, in dieser hinfälligen Hütte, leben der Vater, die Mutter und die Kinder, die unaufhörlich arbeiten, um das Gold zu bezahlen, wovon Ihre Paläste schimmern, und die fast Hungers sterben, um die Kosten Ihrer Tafel zu bestreiten.“

Als der Herzog sein Erzieheramt niederlegte, sprach er zum Dauphin: „Gnädigster Herr, sind Sie ein edler Mensch, so werden Sie mich lieben; sind Sie es nicht, werden Sie mich hassen. In beiden Fällen finde ich meinen Trost.“

Als der Dauphin Philippsburg erobert hatte, schrieb ihm der Herzog folgende Zeilen, eines alten Römers würdig: „Gnädigster Herr, ich sage Ihnen über die Einnahme von Philippsburg nichts Verbindliches. Sie hatten eine gute Armee, eine vortreffliche Artillerie und — Vauban dazu. Noch weniger mag ich Ihnen über die dabei gegebenen Proben Ihres Muthes, Ihrer Unerschrockenheit sagen: diese Tugenden sind Erbstücke Ihres Hauses. Aber ich freue mich, Sie so liberal, edelmüthig und menschlich zu wissen, — freue mich, daß Sie fremdes Verdienst

geltender machen, als das Ihrige. Darüber muß ich Ihnen mein Kompliment sagen."

Der gute Montausier! Er ist jetzt seit hundert und dreißig Jahren todt; aber das Andenken seiner Redlichkeit wird noch hundert und dreißig andere Jahre leben.

Memento mori.

Sala-heddin, Sultan von Aegypten und Syrien, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jerusalems, war der größte Fürst des Orients im zwölften Jahrhundert, und ist noch jetzt der Gegenstand unserer Bewunderung. Tapfer, glücklich, unwiderstehlich an der Spitze seiner Heere, dennoch bescheiden, mäßig, gerecht, human. Hundert schöne Züge sind von dem Edelmuth seines Herzens aufbewahrt. Und bis zum letzten Athemzug blieb sich der große Mann gleich; keiner, wie dieser philosophische Fürst, hat von der menschlichen Größe und dem Werthe der Dinge so gesunde Begriffe gehabt unter allen Beherrschern der Moslemim.

Als er, des Todes gewärtig, auf seinem Sterbebette dalag, befahl er, vor den Pforten

seines Palastes die Fahnen hinweg zu nehmen. Statt dessen gebot er, ein Mann solle dahin treten mit dem einfachen Leichentuche, in welches er bald gewickelt werden würde, und es dem Volke zeigen und von Zeit zu Zeit rufen: Seht! seht! mehr nimmt Sala-heddin, der Ueberwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit!

Eine Stelle aus Julius Cäsars Reden.

Julius Cäsar, so erzählt uns Dio Cassius, da er nach Besiegung aller Nebenbuhler vor Roms Senat erschien, sprach unter anderm also:

„Wer hat zum Wohlthun mehr und größere Pflichten, als der am meisten vermag? Wem wird ein Fehler weniger verziehen, als dem Gewaltigern? Wem soll weiser Gebrauch der Glücksgaben heiliger sein, als dem die meisten zufielen? Wem ist Klugheit unentbehrlicher in Anwendung vorhandener Vortheile, als dem, der ihrer am meisten hat, am meisten bei ihrem Verlust einbüßt?“

„Es ist kein Glück von Dauer, als das sich auf gesunde Denkungsart stützt; keine Macht von bleibender Größe, als die in den Grenzen der Mäßigung verharrt! — Glück und Macht, so gebraucht, gewinnen uns im Leben ungeheuchelte Liebe, im Tode ungeheucheltes Lob, und dies ist von Allem das Wichtigste, was dem entgeht, der sich ohne innern Werth erhebt. Wer aber brutal seine Macht allein geltend machen will, der muß Verzicht thun auf herzliche Zuneigung und auf seines Werkes Sicherheit. Oeffentlich werden ihm Schmeicheleien von der Falschheit gebracht, Verachtung und Abscheu insgeheim. Selbstherrischer Willkühr vertraut Keiner; den launischen Gebieter fürchten Alle, die ihm zunächst stehen, am meisten."

„Dies Alles soll nicht leeres Wortgepränge sein. Ich fühle es, ich weiß es, noch rühmlicher ist's, so zu denken, als zu reden."

Don Pedro, König von Portugal.

Don Pedro, der im Jahre 1357 den portugiesischen Thron bestieg, der Grausame benannt, weil er mit Strenge und ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit übte, hat die Achtung aller guten Geschichtschreiber. Man sagte von ihm: „Er hätte nie regieren sollen, oder ewig!" — Ein Wort, das sich leider auch von manchem andern, als ihm, sagen liesse.

Folgender Zug bezeichnet die eigenthümliche Denkart dieses Fürsten sehr auffallend.

Ein Domherr von hohem Adel ermordete seinen Schuster. Was liegt auch an einem rechtschaffenen Handwerker, der dabei Hausvater und Ernährer einer wackern Familie ist! So dachte das hohe Tribunal, und schloß den Domherrn zur Strafe seines Verbrechens nur auf ein Jahr lang vom Chor aus. Vermuthlich bedauerte der portugiesische Adel noch recht höflich den Bestraften.

Aber dem Sohn des Ermordeten leuchtete der Richter Grundsatz nicht ein. Er ermordete rächend den Mörder seines unglücklichen Vaters. Da verurtheilte der König Pedro den Verbrecher, — ein Jahr lang keine Schuhe zu machen.

Das Glück.

Man gefiel sich vor wenigen Jahrzehnden noch sehr darin, das achtzehnte Jahrhundert das philosophische Jahrhundert zu heißen, im Schimpf und Ernst. Bringt alle Philosophie solche Früchte, wer möchte da Philosoph sein, oder seinen Nachkommen wünschen, noch einmal in dergleichen philosophischem Jahrhundert zu leben!

Es ging vielen gutmüthigen Schwärmern, wie dem König Lear beim Shakespeare, der sich vom Felsen zu werfen meinte. Sie sahen das gewaltsame Regen des edlern Theils vom menschlichen Geschlecht — der Zulauf ward genommen zum höhern Aufschwung, man sprang — und kam zwei Zoll breit von der alten Stelle. Weiter nicht! Einige glauben sogar, man sei rückwärts gesprungen. Das nun wohl nicht. Die Vorsehung kennt in der welthistorischen Leitung des menschlichen Geschlechts kein rückwärts, aber die Natur kennt auch — keine Sprünge vorwärts. Was wir für philosophische Sprünge hielten, waren Konvulsionen einiger Ungeduldigen.

Ich glaube, wir sind noch so ziemlich im Alten. Es sind herrliche Saaten ausgestreut; das ist das

Höchste, was sich sagen läßt. Ob die Saat je reif wird, dafür lassen wir die Götter und unsere Enkel sorgen.

Woran aber würden wir erkennen, daß die Menschheit vorgeschritten wäre? — An der religiösen Ehrfurcht der Großen vor Tugenden, Verdienst und Bürgerglück; am religiösen Abscheu der Volksmenge vor — Egoismus.

Im philosophischen Jahrhundert war mehr die Rede davon, wie man sein Glück mache, als davon, wie man glücklich sein könne.

Kardinal Mazarin hatte ein bedeutendes Geschäft vor. Man empfahl ihm einen gewandten Mann dazu. „Aber hat der Mann auch eine glückliche Hand?“ fragte er. Der Staatsminister hatte also seinen Köhlerglauben, wie der Gärtner und hirschgerechte Waidmann. Er fragte nicht dem Talente, sondern der glücklichen Hand nach.

„Junger Mann,“ sagte ein altfranzösischer Duc zu seinem Neffen, der an Ludwig des Fünfzehnten Hof kam, „wollen Sie bei den Großen Ihr Glück machen? Gut, Sie thun recht daran. Es ist sehr leicht. Sie müssen bei den Großen ohne Laune, ohne Ehrgefühl sein (sans humeur et sans honneur); die todte Flöte, die erst unter fremdem Hauch tönt; der Spiegel, welcher den Großen

immer ihr eigenes Bild zurückgibt und nicht mehr — dann kann's Ihnen unmöglich fehlen."

„Wie kamen Sie auch darauf, die Gesetze des Weltsystems zu finden?" ward Newton gefragt. Der Philosoph erwiederte: „Ich dachte an nichts anderes." — Robespierre ward Frankreichs Tirann, und war doch nur ein sehr mittelmäßiger Kopf. Er dachte aber an nichts anderes.

Angriffsgeschrei.

Es gibt gewisse Nuancen, in welchen der Karakter einer Nation sehr deutlich hervorgeht. Ich lese daher gern Volkslieder verschiedener Völker, höre noch lieber Volksmelodien, und sehe eben so gern ihre Nationaltänze. Tanz, Gesang und Lied der Nation entfalten dem Psychologen oft Eigenthümlichkeiten so zarter Natur, daß sie, nur dem Gefühl wahrnehmbar, durch Worte kaum ausgesprochen werden können, ohne unter dem Zwange artikulirter Töne zu verarten.

Das Angriffsgeschrei kriegerischer Nationen scheint mir auch hierher zu gehören. Dies Geschrei soll den Muth erhöhen, und zugleich den

Feind schrecken. Es wäre der Mühe werth, das Geschrei verschiedener Nationen zu vergleichen.

Wenn die französischen Bataillone mit gefälltem Bajonnett im Sturmmarsch anlaufen, brüllen sie ihr „en avant! en avant!" Einer muntert den Andern auf, vorwärts zu springen.

Die Schweizer bei ihren Angriffen, und wär's auch nur von einem Landsturm, haben ein ähnliches Schlachtgebrüll. Sie stürzen vor, und rufen: „Nach! nach! nach!" Das heißt: Zieht nach, bleibe Keiner zurück! — Es ist Ermunterung zum allgemeinen Angriff.

Die alten Römer, wenn sie den Feind chargirten, riefen: „Feri! Feri!" Das Ferire bedeutete hauen, stechen, stoßen, schlagen zugleich. Es war also unser „Hau zu!"

Historische Wahrheit.

Nach dem Frieden von Campo Formio machte man eine Berechnung, um die Thaten der französischen Armeen in Zahlen zu reduziren. Es haben, hieß es, die Franzosen vom 8. Sept. 1793 bis zum 19. Febr. 1797 über ihre Feinde 261 Siege davongetragen, worunter 31 große Feldschlachten gezählt wurden. Darin waren getödtet 152,600 Mann, und 197,784 Kriegsgefangene gemacht, 1338 Festungen oder wichtige Städte erobert, 519 starke Lager oder Verschanzungen eingenommen. — Die Sache könnte sogar als richtig angenommen werden; was aber wäre dabei für die Historie gewonnen?

Ich hatte einen Bekannten; er war der beste Mann von der Welt, mochte keinen Finger bluten, kein Kind weinen sehen; aber in den Zeitungen ward ihm selten genug gemordet. Seine Grausamkeit ging so weit, daß er bei jedem neuen Friedensschlusse seufzte: „Die armen Zeitungsschreiber!“ — Allein er beklagte damit in der That nur sich, den Zeitungsleser selbst, aus Furcht vor künftiger langer Weile.

Nach dem Tilsiter Frieden schloß er das Generaltableau aller von ihm aufgezeichneten Schlachtopfer der Revolution und des daraus entstandenen Krieges. Er hielt darüber seit 1789 ein eigenes Buch, und der Hamburger Korrespondent, die Frankfurter Reichspostamtszeitung, und nachmals Posselts allgemeine Zeitung, hatten ihm vorzüglich den Stoff dazu geliefert, so wie noch einige andere öffentliche Blätter, die er gelegentlich erhielt; denn jene schaffte er sich auf eigene Kosten an.

Und als der Kriegstodes-Registrator sein Buch schloß, und die Zahl aller nach den Zeitungen umgekommenen, laternisirten, füsillirten, guillotinirten, noyirten, sabrirten, auf dem Schlachtfelde gebliebenen, in den Seeschlachten gefallenen oder ertrunkenen, in Städten und Dörfern niedergemachten oder verbrannten Menschen, ferner den vierten Theil aller Verwundeten, welche in den Spitälern und Lazarethen gestorben sein mußten (er glaubte in dieser Annahme sehr mäßig zu sein), zusammen addirte, ergab sich eine Summe von mehr als einhundert zweiundvierzig Millionen durch den Krieg und die Revolutionsgräuel hingerichteter Menschen (eigentlich 142,214,817 Menschen).

Er wollte sein Todtenregister, mit allen Hinweisungen auf die dokumentirenden Zeitungen,

drucken lassen, um der Welt die ausserordentliche Thatsache kund zu thun. An einem begierigen Verleger hätte es ihm nicht gefehlt; wohl fehlte es ihm zuletzt selbst an gutem Willen, da ich ihm vorstellte, daß die Summe aller in Europa wohnenden Sterblichen etwa nur einhundert und achtzig Millionen betrage, folglich die Zeitungsschreiber in einem Zeitraum von zwanzig Jahren beinahe die ganze Bevölkerung unsers Welttheils durch Krieg abgeschlachtet hätten.

Der gute Revolutions- und Kriegstodes-Registrator, dessen Name jetzt auch schon in dem Register der Gewesenen steht, meinte sich viel mit der Historie; schrieb und zählte und rechnete viel, und that am Ende, wie jener Engländer, der Griechenland durchreisete, und sich die Zeit damit vertrieb, die Schritte des in der Karavane vor ihm gehenden Kameels zu zählen, wobei er es so weit brachte, behaupten zu können, dies Thier mache in der Stunde zwei und dreiviertel englische Meilen, unbekümmert, ob die Kameele alle gleichen Schritt halten. — — Oder wie ein Amerikaner, der sich die Mühe gab, drei Jahre hinter einander, alle Tage acht Stunden lang, Verse, Wörter und Buchstaben in seiner Bibel zu zählen. Am Ende machte er bekannt, er habe gefunden, die Bibel enthalte 31,173 Verse, 773,692 Wörter

und 3,566,480 Buchstaben. Der Name Jehova befinde sich in der Bibel 6855 mal, und das Bindewörtchen und 46,227 mal. Das mittelste Kapitel der Bibel sei der 117 Psalm. — Der fleißige Mann hatte nur des kleinen Umstandes nicht geachtet, daß es in der Welt vielerlei Bibelübersetzungen gäbe, und selbst die Original-Codices abweichend sind.

Fontenelle nannte die Geschichte eine Fable convenue.

Sir Walter Raleigh, der Verfasser einer mit Fleiß und Scharfsinn bearbeiteten Weltgeschichte, die für seine Zeit mit Recht bewundert ward, und ihn, hätte er sie vollendet, unsterblicher als seine Thaten in Amerika gemacht haben würde, erlebte zu Fontenelle's Wort einen seltsamen Kommentar.

Er hat bekanntlich nur den ersten Theil seiner Geschichte drucken lassen, und das Manuskript des zweiten ins Kaminfeuer geworfen. Einer seiner Biographen erzählte, sein Verleger Burre habe geklagt, der Absatz sei so gering gewesen, daß die Kosten damit nicht gedeckt würden, und Raleigh hätte erbittert darauf seine Handschrift den Flammen geopfert. — Anders wird von Andern, ich weiß nicht ob wahrer, gewiß aber interessanter, der Anlaß des Auto da Fe's erzählt.

Raleigh saß 1615 im Tower gefangen, weil er an einer Konspiration zu Gunsten der Arabella Stuart Theil genommen haben sollte. Er hatte an seiner Weltgeschichte gearbeitet, und trat von ungefähr ans Fenster, wo plötzlich ein mächtiger Lärmen seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sah auf dem Hofe, auf welchen hinaus sein Fenster ging, jemanden, der einen andern schlug. Dieser andere schien, der Kleidung nach, ein Offizier zu sein: trug auch einen Degen an der Seite, welchen er gegen den angreifenden Theil zog und ihm durch den Leib stieß. Der Erstochene fiel, gab aber vorher noch dem Offizier einen Stockstreich, davon derselbe zu Boden stürzte.

Die Wache kam, und schleppte den Offizier weg, der fast ohne Besinnung da lag, während einige Leute beschäftigt waren, den getödteten Mann fortzutragen. Sie hatten viel Mühe, durch den zusammengelaufenen Volkshaufen zu kommen.

Raleigh erhielt den folgenden Tag von einem seiner Freunde, der durch strenge Rechtschaffenheit bekannt war, einen Besuch, und diesem erzählte er das gesehene Abentheuer. Natürlich mußte er sehr erstaunen, da der Freund ihm die Bemerkung machte, es sei fast kein wahres Wort an der ganzen Geschichte; der vorgebliche Offizier wäre nur der Hausbediente eines fremden Ambassadeurs gewesen, und dieser Bediente habe der

erste ausgeschlagen; eben so unrichtig sei es mit dem Degenziehen, nicht der Bediente, oder vorgebliche Offizier habe den Degen gezogen, sondern der andere habe sich desselben bemächtigt und dem vermeinten Offizier solchen durch die Rippen gejagt; dann habe einer von den Zuschauern den Mörder mit einem Stockstreiche zu Boden geschlagen, und ein paar Fremde hätten den Leichnam des Erstochenen mit sich genommen.

„Erlauben Sie," sagte Raleigh, „es ist möglich, ich mag mich in Rücksicht des Standes vom Mörder geirrt haben; alle andern Umstände übrigens sind genau so, wie ich sie Ihnen erzählt habe, denn ich darf Ihnen nur sagen, alles sah ich mit eigenen Augen, alles geschah unter meinen Fenstern, dort im Hof unten, bei dem einzeln liegenden Quadersteine dort."

„Ganz recht," erwiederte Raleigh's Freund, „auf diesem Steine saß ich eben, als der Handel vorging. Sehen Sie die kleine Schramme auf meiner Wange? Ich bekam sie, als ich dem Mörder den Degen wegriß, und auf Ehre, Sie haben sich über alle Punkte des Vorfalls gänzlich betrogen."

Als Sir Walter Raleigh wieder allein war, nahm er das Manuskript vom zweiten Bande seiner Geschichte, und legte es ganz ruhig ins Feuer. „Wenn ich in der Wahrheit eines Ereignisses fehl-

gehen kann, dessen kalter, parteiloser Augenzeuge ich war: wer steht mir für die Wahrheit von Geschichten gut, die sich Jahrhunderte und Jahrtausende vor meiner Geburt ereigneten?"

Kurzer Prozeß.

Die Freiheit Hollands kostete im sechszehnten Jahrhundert ungeheure Ströme Blutes. Prinz Moriz von Nassau war der Held des Tages; sein Leben eine ununterbrochene Kette von Schlachten, Belagerungen und Siegen. In allem andern mittelmäßig, hatte er die Kunst des Krieges als Meister inne, und übte sie als Held. Sein Lager war die allgemeine Kriegsschule Europens. Man sprach, man schrieb damals von nichts, als der Tapferkeit der rebellischen Niederländer, die sich durch Spaniens ganze Macht nicht beugen liessen.

Auch der türkische Kaiser Amurath der Dritte hörte davon. Er meinte, der vieljährige blutige Streit beträfe ein unermeßlich großes Reich. Man zeigte ihm Holland auf der Landkarte. Aber wie erstaunte er, da er den winzigen Gegenstand so vieler mörderischen Schlachten

erblickte! – „Wenn das mich anginge," sagte er ganz trocken, „so schickte ich nur meine Schanzgräber hin, und liesse das Fleckchen Erde ohne Umstände ins Meer werfen."

Die Lieblinge eines Monarchen.

Das Jetzt und Sonst ist denn doch in mancherlei Hinsicht verschieden. Leben wir gleich nicht in den glücklichsten Zeiten, doch auch nicht in den rohesten.

Wie ein auch in vielen Stücken achtungswürdiger Monarch zu gleicher Zeit der ekelhafteste Barbar sein und mit glänzenden Eigenschaften die ausschweifendste Grausamkeit verbinden konnte, zeigte keiner so auffallend, als der römische Kaiser Valentinian (im vierten Jahrhundert).

Valentinian war keusch und mäßig Die Freuden und Feste des Hofs kosteten dem Volke weder Seufzer noch Erröthen. Er verbot das gewöhnlich gewordene Aussetzen neugeborner Kinder; stellte besoldete Kreisärzte an, stiftete Anstalten für das Emporheben der Wissenschaften:

Staatl. Bib

gab den Städten amtliche Vertheidiger ihrer wohlhergebrachten Rechtsame; führte in seine Staaten eine seltene Toleranz in Glaubenssachen ein; alle christliche Sekten, Juden und Heiden, hatten unter ihm freie Religionsübung; er beschränkte die um sich greifende Habsucht der christlichen Geistlichen; ward Beschützer häuslicher Glückseligkeit und Tugend: — genug, Valentinian war der preiswürdigste Regent, wenn anders der schon Preis und Lob verdient, der bloß seine Pflicht thut.

Aber eben dieser Kaiser, den man sich, nach dem, was ich von ihm erzählte, als einen der ersten Menschenfreunde denkt, hatte drei Favoriten, in deren Verbindung er wie ein Ungeheuer erscheint. Und mehr war er wirklich nicht. Der erste derselben war ein Mensch, Namens Maximin, der die edelsten römischen Familien hinrichten ließ, und dafür von seinem Kaiser mit Titeln und Würden überhäuft ward. Die beiden andern Favoriten waren zwei wilde und scheußliche Bären, deren Behältnisse jederzeit in der Nähe von Sr. Majestät Schlafzimmer stehen mußten. Innoxia hieß die eine, Mica Aurea die andere dieser Bestien. Wen der Kaiser zum Tode verurtheilte, ward ihnen zur Speise vorgeworfen. Er sorgte auch redlich für ihre Kost und Pflege, und weidete sich an dem grausenvollen Schauspiel,

wenn sie die blutigen Gliedmaßen der Verurtheilten zerrissen und verschlangen!

Dem Maximin belohnte er die schrecklichen Verdienste endlich mit der Präfektur von Gallien, und Innozia's lange Dienstreue würdig zu ehren, ließ er sie wieder frei in die Wälder zurückkehren.

Militärischer Esprit de Corps.

Soldaten sind, man kann sie nicht anders, nicht ehrenvoller bezeichnen, als bewaffnete Bürger zum Schutz innerer und äusserer Sicherheit des Vaterlandes. Und reichen die stehenden Heere nicht zu, für deren Nahrung und Kleidung der unbewaffnete Bürger einen Theil von der Frucht seines Schweißes zahlen muß: so wird noch das übrige Volk zu gleichem Zweck aufgeboten, bewaffnet und in's Schlachtfeld geführt. — Warum wird dem Soldaten selbst im Frieden ein Vorrang vor den Bürgern gegeben? Warum tragen selbst Fürsten am liebsten militärische Uniformen? Sind unter allen verdienstvollen Ständen der Nation die Soldaten

die verdienstvollsten? Oder ist es nöthig, um den militärischen Esprit de Corps zu zeugen, daß man den Bürger neben dem Krieger verächtlich macht, selbst in unsern mit Zivilisation prangenden Staaten?

Nicht Frankreichs stehende Heere, sondern Frankreichs Bürgersoldaten legten den Grund zu Frankreichs jetziger Größe. Nicht Roms Soldaten, sondern Roms bewaffnete Bürger stifteten das gewaltige Reich. Als Cäsar einst die aufrührerischen Soldaten der zehnten Legion „Bürger" anredete und sie mit diesem Worte verabschiedete, riefen sie mit stürmischem Schmerz: „Nein, Soldaten sind wir! führe uns, wohin du willst!" — Aber der größere Theil dieser Soldaten, welcher verächtlich auf den Bürger niederblickte, war selbst nie Bürger gewesen, sondern nur aus den unterjochten Völkern gehoben, die Unterjochung fortzusetzen. Doch zu dieser Zeit hatte Rom den Wendepunkt seiner Hoheit erreicht, und nun sank es zur wohlverdienten, unsterblichen Schmach.

Die Königin Elisabeth und ihr Kanzler.

Graf Essex war in Ungnade gefallen. Natürlich, jetzt war der Mann durchaus nichts werth. Trotz dem ließ sich ein gutmüthiger Doktor, Namens Hayward, beigehen, dem Grafen ein historisches Werk zu dedizieren. Das nahm, wie billig, die Königin sehr übel; sie wollte dem armen Doktor durchaus ein Hochverrathsverbrechen daraus machen. Denn wen eine Königin haßt, den muß kein Mensch mehr liebenswürdig finden wollen, dachte sie.

Sie ließ, des literarischen Verbrechens wegen, sogleich ihren gelehrten Kanzler Baco rufen, der, wiewohl er das höfische Schmeicheln sehr gut verstand, doch zuweilen noch lieber Ehrenmann, als gemeiner Höfling sein wollte.

„Nicht so?" sagte die Königin: „es steckt in dem Buche nichts Gutes? es ist wahrer Hochverrath?"

„Das möchte ich nicht behaupten, denn es ließe sich nicht beweisen," antwortete der Kanzler; „aber man kann den Verfasser eines ganz andern Kapitalverbrechens überführen."

„Und das wäre?" fragte Elisabeth hastig.

„Er hat offenbar Betrug getrieben, indem er Stellen des Tacitus für sein Eigenthum ausgibt.“

Die Königin verstand ihren Kanzler nicht. Sie meinte, Hayward habe irgend einem Andern nur seinem Namen geliehen; es sei da Kabale, Intrigue und dergleichen. Sie wollte hinter das Geheimniß kommen, und schlug vor, dem Doktor die Folter geben zu lassen, um Alles herauszubringen.

„Nein, Ihre Majestät,“ entgegnete Baco, „man muß nicht den Mann, sondern seinen Styl auf die Folter legen. Man sperre ihn ein, gebe ihm Papier, Feder und Dinte; er setze sein Werk fort. Dann will ich den Augenblick erkennen, ob er alles selbst gedacht und geschrieben hat.“

Die Königin kam lächelnd von ihrem Irrthum zurück. Die scherzhafte Wendung, welche Baco der Sache gegeben, rettete einen wackern Gelehrten und Familienvater von der Tortur.

Wie wohlthätig könnte nicht noch heutiges Tages mancher Baco werden, wenn's auch nicht immer wegen Errettung von der Folter wäre!

Alexanders Entwürfe.

Ludwig der Vierzehnte hatte vor seinem Tode noch der ungeheuern Plane viel; aber er ward fromm und vergaß sie. Peter der Große hätte gern in dem von ihm aufgeräumten Chaos die neue Schöpfung aufblühend gesehen; aber er überließ es seinen Nachfolgern, und sie vollendeten groß, wie er groß begonnen hatte. Friedrich der Zweite von Preussen trug sich mit keinen kühnern Planen, als er vollzogen hatte — ihm war das Erhalten genug. Immer waltet ein anderer Geist über die Nachfolger. Das erfuhr Alexander von Mazedonien.

Nach seinem Tode fand Perdiccas unter Alexanders Papieren eine Menge riesenhafter Entwürfe. Aber alle die Helden, welche ihm geholfen hatten die ersten vollführen, hüteten sich wohlbedächtig, das kolossalische Werk nach des Meisters Tode zu beenden.

Die wichtigsten darunter waren folgende. Alexander, der an nichts weniger, als an seinen frühen Hintritt gedacht hatte, wollte noch tausend lange Schiffe, größer als die gewöhnlichen Dreiruderer, zu einem Zuge gegen die Karthager und

die Küsten Afrika's und Spaniens, bis Sizilien, bauen. Zweitens, er wollte eine Heerstraße längs der afrikanischen Küste bis zu den Säulen des Herkules anlegen; drittens wollte er zum Behuf jener Flotte an schicklichen Orten eine Menge neuer Hafen, Arsenale und Städte errichten; viertens, die asiatischen Völker nach Europa und die europäischen nach Asien verpflanzen, um zwischen beiden Welttheilen durch gegenseitige Verheirathungen und Verschwägerungen allgemeine Eintracht und Blutsverwandtschaft zu stiften; fünftens seinem Vater Philipp ein Grab in Form der höchsten ägyptischen Pyramide erhöhen; sechstens sechs Tempel bauen, wie die Welt noch keine gesehen; siebentens — aber die Mazedonier schüttelten den Kopf; jeder sorgte für sich, und Alexanders Entwürfe blieben auf dem Papier.

Der unadelige Feldherr.

Der französische Generallieutenant Franz de Chevert, der im Jahr 1769 starb, und wegen seiner ausgezeichneten Feldherrntalente noch nicht vergessen ist, war von sogenannter niedriger Herkunft, und schwang sich bei der französischen Armee bloß durch Geistesgabe und Tapferkeit vom gemeinen Soldaten zum obersten Kommando empor.

Er hatte nicht bloß auf dem Schlachtfelde richtigen Takt. Er war auf die Dunkelheit seiner Wiege eben so stolz, und mit Recht, als mancher Andere, und mit Unrecht, auf seine pergamentene Genealogie.

Als er zu den höchsten Militärstellen gelangt war, bat ihn ein Edelmann, der Cheverts Kredit bei Hofe benutzen wollte, um sein Fürwort.

„Wie kommen Sie dazu, sich an mich zu wenden?“ fragte der General.

„Ich denke, mit Recht. Wir sind Vettern. Ich kann es Ihnen beweisen.“

„Herr,“ sagte Chevert, „Sie sind ein Adelicher; Sie können mein Anverwandter nicht sein.

Denn Sie sehen in meiner Person den ersten und einzigen Edelmann meines Geschlechts."

Durch Wahrheit täuschen.

Als Spinola, Spaniens großer Feldherr, nach der Uebergabe von Ostende durch Paris kam, fragte ihn Heinrich IV, was er auch für den nächsten Feldzug in den Niederlanden gegen Graf Moriz von Nassau zu thun gesonnen sei?

Spinola, ohne Arg, entwickelte dem Könige seinen Operationsplan. Heinrich, in der Ueberzeugung, Spinola wollte ihn irre leiten, schrieb dem Grafen Moriz von allem, was Spinola gesagt hatte, das Gegentheil. — Was geschah? Spinola eröffnete im folgenden Jahre den Feldzug und vollstreckte pünktlich seinen Plan, wie er ihn dem Könige mitgetheilt hatte.

Heinrich lachte, und sagte: „Die andern betrügen, indem sie Lügen ankündigen, und dieser thut das Gleiche, indem er die Wahrheit sagt."

Reisende Schriftstellerinnen.

Es ist wirklich Schade, daß sich Niemand findet, der Meuschen's „Schauplatz der gelehrten Damen“ seit 1706 wieder eröffnen will. Welchen Zuwachs hat nicht ein einziges Jahrhundert geliefert! — Wie mächtig liesse sich nur schon die Gallerie von „Deutschlands galanten Poetinnen“ (Frankf. 1715) erweitern, die Gerh. Christ. Lehm anfing.

Am interessantesten schienen mir aber immer die reisenden Schriftstellerinnen, und wirklich las ich ihre Reisebemerkungen unendlich lieber als alle Lieder der „galanten Poetinnen“; denn der feine, weibliche Beobachtungsgeist ist's, der uns mehr oder minder immer vorzüglich aus ihren Reisegeschichten anspricht.

Das Reisen gelehrter Frauen wird wieder Sitte; darum ist's vielleicht nicht übel, sie an das Gute und Böse ihrer schönen Vorgängerinnen zu mahnen, z. B. sie zu erinnern, in ihren Reisebeschreibungen, die wir noch zu erwarten haben, mehr Wahrheit, weniger Dichtung zu geben, als die Gräfin d'Aulnoy in der Relation de son voyage en Espagne, — sich vor Kriegstheatern zu hüten,

um nicht das Schicksal der gelehrten Fulvia Morata zu erfahren, die im dreißigjährigen Kriege rein ausgeplündert, barfuß und im bloßen Hemd von Schweinfurt bis Hammelburg laufen mußte.

Reisende Schriftsteller sind noch nicht halb so gefährlich, als schriftstellernde Reisende; weil man sie aber leicht mit einander verwechselt, pflegt man gewöhnlich gegen beide auf der Hut zu sein und keine Blößen zu zeigen. Denn wer will sich gern von Durchfliegenden konterfeit und aller Welt zur Schau gegeben sehen? Darin haben Frauen schon den Vortheil, daß man ihnen im Allgemeinen so viel Bosheit nicht zutraut; sie sehen folglich mehr.

Gelehrte Frauenzimmer sollten schlechterdings aber incognito reisen, wenn sie schon bekannt sind; denn die heilige Scheu vor gelehrten Weibern ist allen Nationen Europens gemein. Ich weiß nicht, wie es in diesem Punkte bei den Asiaten und Amerikanern steht. In jedem Falle wenigstens sollten sie ihre Gelehrsamkeit incognito reisen lassen, um nützlich zu reisen. Frau von Stael, mit Herrn Schlegel im Gefolge, deren Aufenthalt zu Wien die Zeitungen mit großer Wichtigkeit meldeten, so wie auch, daß in Weimar zu ihrem Empfange Zimmer gerüstet worden seien, wird überall nur Menschen begegnen, die

ihre moralisch-ästhetische Toilette schon gemacht haben. Ich verspreche mir von ihrer Reisebeschreibung aus diesem einfachen Grunde viel weniger, als von ihren Delphinen und Korinnen.

Noch einen Vortheil haben reisende Schriftstellerinnen (aber immer ihr strenges Incognito vorausgesetzt), der Männern entgeht, daß ihnen nämlich manche Thür aufgeschlossen wird, z. B. von Nonnenklöstern, die den Herren verriegelt bleibt. Haben wir nicht der schönen und geistreichen Lady Worthly Montague die ersten ausführlichen, und vollkommen zuverlässigen Nachrichten über die Geheimnisse des Harems zu danken? — Freilich mußte sie die Erlauschung derselben wunderlich zahlen. Doch welches Opfer ist nicht eine neue Entdeckung werth?

Vielleicht versteht mich Mancher nicht. Ich will die Geschichte dieses Opfers, des einzigen in seiner Art, das nur ein Frauenzimmer bringen kann, kurz erzählen.

Die reizende Brittin, Gemahlin des englischen Gesandten Lord Worthly in Konstantinopel, hatte von Reisebeschreibern schon dies und das über das Harem des Großherrn gelesen, und wünschte die Vermuthungen zur Höhe der Wahrheit zu führen. Sie war ein wenig neugierig von Natur — auch darin können reisende Da-

men einen entschiedenden Vorrang vor reisenden Männern behaupten — und versuchte also nur um so erpichter die Bestechung eines der vornehmsten Eunuchen, die den Harem bewachten. Der ungeschlachte Eunuch ließ sich weder von dem süßen Lächeln, noch dem hellen Golde der englischen Gesandtin bethören.

Mylady entsagte nun ihren angenehmen Hoffnungen nicht ohne einen, aus dem Tiefsten ihres Innern kommenden, Seufzer; erzählte sogar ihrem Gemahl den verwegenen und gescheiterten Plan, und gab dem Lord das heilige Wort, die gefährliche Neugier nicht wieder rege werden zu lassen.

Solch ein Wort ist nun freilich bald gegeben!

Der Lord machte von Konstantinopel einen Abstecher nach der Insel Kandia, und wollte über Cerigo zurückkommen. Mylady war allein; was fällt dem Menschen nicht bei, wenn er Langeweile hat? Genug, sie versuchte den Eunuchen zum andernmal, und bot ihm das Doppelte, wenn er sie heimlich ins Harem schleichen liesse. Der Halbmann ergab sich zu ihrer Verwunderung schnell. Sie hätte Verdacht schöpfen sollen, ob nicht der Sklav vielleicht dem Großherrn von der Neugier der gelehrten, schönen Brittin gemeldet, ob nicht Sultan Achmet der Dritte vielleicht selbst den Eunuchen zur Nachgiebigkeit gestimmt haben könnte?

Kurz, Mylady ward in das prächtigste, üppig geschmückte Damengefängniß verstohlen eingeführt, und von Zimmer zu Zimmer bis zu demjenigen gebracht, wo sie, gegen ihre Erwartung, Se. Majestät den Sultan in eigener hoher Person fand, behaglich hingelagert auf einem kostbaren Sopha, und mitten unter seinen schönsten Odalisken die lange türkische Pfeife rauchend. — Sie erschrack. Der Kaiser erblickte sie, warf einen huldreichen Blick auf sie, und deutete mit Hand und Mund, daß sie seine Wahl gefesselt habe.

Dieser Vorzug kann unmöglich einer Dame ganz mißfällig sein, aber doch überraschend. Mylady hatte sich von ihrer Bestürzung noch nicht erholt, als der Kislar-Aga, der schwarzen Eunuchen Chef, ihr die Ehre offiziel ankündete. Die reizenden Odalisken beneideten, beglückwünschten die neue Schwester, und führten sie in das Bad, wo eine in den Künsten der orientalischen Toilette wohlgeübte Frau sie zu den Umarmungen des Sultans mit Schmuck und Parfümerien sorgfältig vorbereitete. Kaum hatte sie das Bad verlassen, erschien von Seiten des Großherrn das in solchen Fällen übliche Geschenk, als Vorbote seiner Gunst; kaum war sie in ihr besonderes Zimmer geführt, erschien er selbst bei der neuen Favorite.

Seine Majestät begann sogleich mit einigen türkischen Phrasen, die man freilich nicht ver-

stand; aber die zärtlichen Blicke des Beherrschers aller Glaubigen übersetzen die türkischen Komplimente sehr gut ins Englische. Die schöne Brittin befand sich in der seltsamsten Verlegenheit; Reue war zu spät; der halbe Mond that seine Wunder, und die Rechte des Harems blieben in unverletzter Gültigkeit.

Erröthend und beschämt verließ sie endlich den Tempel der großherrlichen Freuden; nur ungern willigte der Sultan in eine Erlaubniß dazu. Zum Unglück konnte das Abentheuer — aus Ursachen, die sich hier nicht wohl nennen lassen, die aber jeder erräth, der mit der türkischen Toilette im Harem vertraut ist — dem Gemahl der Dame kein Geheimniß bleiben. Der Gesandte kam zurück — der häusliche Friede war dahin — in England ließ sich der Lord von ihr scheiden, weil er ihren Sohn Eduard für einen Nachkommen Sultan Achmets erklärte.

Das Uebel war einmal geschehen, und Mylady rächte sich als Schriftstellerin dadurch an dem bösen Großherrn, daß sie alle Geheimnisse seines Harems ausplauderte.

Schnelligkeit hilft siegen.

„Wie ist's möglich, daß du in so kurzer Zeit so große Dinge verrichten konntest?" fragte Jemand Alexander von Mazedonien. „Ganz leicht," gab der Eroberer zur Antwort, „was ich heute thun kann, verschiebe ich nie auf morgen."

Zur Zeit, da Napoleon Bonaparte, nur noch fünfundzwanzig Stunden von Wien, den österreichischen Generalen Bellegarde und Meerfeld einen Waffenstillstand bewilligte, wurden die Linien für beiderseitige Armeen angezeichnet. Man ward darüber erst nach langen Diskussionen wegen der Armeekorps der Generale Bernadotte und Joubert einig.

„Aber, meine Herren, wo glauben Sie denn, daß General Bernadotte steht?" fragte Bonaparte.

„Er kann jetzt vielleicht in Fiume sein," sagte Bellegarde.

„Sie sind in großem Irrthum," erwiederte Bonaparte. „Er ist hier nebenan in meinem Saal, und seine Division werden Sie eine halbe Stunde von hier finden. Allein, vielleicht sind

Sie von der Position des Generals Joubert besser unterrichtet. Wo denken Sie, daß er ist?"

„Zu Insprucк wahrscheinlich," entgegnete Bellegarde.

„Wohlan, Sie irren sich abermals," versetzte Bonaparte. „Er ist auch dort in meinem Saal, und seine Division liegt zwei Stunden von hier."

Diesen Mann erwartete man so gelassen bei Ulm und Jena!

Der Gang der menschlichen Kultur nach welthistorischen Thatsachen.

Die Tedeum verstummen, wie die Seufzer der Besiegten. Der Tod streuet seinen Staub über die Asche der glänzenden Sieger und der nackten Geplünderten. Es wachsen neue Geschlechter heran, die, von eigener Lust und Noth beschäftigt, Lust und Noth der Gewesenen vergessen, und, uneingedenk ehemaliger Weisheit und Thorheit, selbst weise und thöricht sein wollen.

Neue Helden, neue Eroberer, Dichter, Staatsmänner, Philosophen nehmen dann den Enthusias-

mus ihrer Zeitgenossenschaft für sich in Beschlag, und lassen den Vergangenen wenig davon übrig.

Es ist von Napoleons Reich so wenig übrig, als von Karls des Großen Reich da ist.

Hat denn der Mann, zu dessen Thron Königsboten aus Europa, Asia, Afrika und Amerika mit solcher Ehrfurcht wallten, nichts gethan, was bleibenswürdig war? Schwerlich viel von dem, was er selbst that. Aber die Folgen seiner Thaten (die er selbst nicht berechnete) bleiben und wirken auf mehr als ein künftiges Jahrtausend hinab.

Die Veredlung des menschlichen Geschlechts ist zuletzt die reine Ausbeute aus dem Prozeß der Weltrevolutionen. Es zeuget von Geistesbeschränktheit, oder Erfahrungslosigkeit in der Geschichte der Menschheit, wenn Philosophen behaupten: die Idee vom steten Fortschreiten der Menschheit zu ihrer Vervollkommnerung sei Mährchen, sogar Sünde.

Was die Väter erfahren und erworben, erbt der Sohn; was die Vorwelt erfunden, erben die Völker der Nachwelt und vermehren es. Der einzelne Mensch stirbt nach Jahren. Das Volk stirbt politisch, oder physisch, erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Die Menschheit stirbt wahrscheinlich niemals.

Ob der Erdball schon früher von höhern Wesen bewohnt gewesen, von denen unsere Geschichte nichts weiß, ist unbekannt. Spuren davon sind keine vorhanden. Selbst die Mährchen von den kunstvollen Nationen auf Atlantis und Ogygia fallen nur in die Fabelperiode unserer Urwelt.

Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Erdball eine andere Richtung gegen die Sonne gehabt. Wenn damals schon Menschen lebten, wohnten sie gewiß nicht in unsern Klimaten.

Es wird nothwendig eine Zeit kommen, da unter dem Aequator ein ewiger Sommer, und von da hinweg und bis zu den Polen ein ewiger Frühling herrschen wird. Dies geschieht, wenn die Erdachse einst senkrecht steht auf der Erdbahn, oder die Ebene der Erdbahn gleich lauft mit der Ebene des Aequators. Wirklich nimmt der Winkel, welchen die Erdachse zu ihrer Bahn macht, und der jetzt noch 23° 28′ beträgt, nach Lalande's Berechnung alle hundert Jahre um 33 Sekunden ab. Wir hätten also noch bis zu der Zeit, da über den ganzen Erdball Tag und Nacht stets gleich sein soll, und ein ewiger Lenz auf unsern Fluren herrschen muß, noch 198,000 Jahre zu warten. — Was nun also doch einmal nothwendig geschehen wird, muß auch schon einmal da gewesen sein.

Wir wissen von den Nationen, die den ewigen Frühling sahen, nichts mehr.

Man findet keine Menschengebeine in Versteinerungen, als nur in jüngsten aufgeschwemmten Gebirgen. Aelter findet man schon Knochen vierfüßiger Thiere und Landpflanzen. In viel ältern Gebirgsarten zeigen sich auch diese nicht mehr, sondern nur Muscheln und Seepflanzen. Diese also sind für uns auf Erden die früheſten organischen Wesen. — Daraus wird zur moralischen Gewißheit, daß die Menschen erst spät in die Welt gekommen sind.

Wir können von keinem Volke sagen, daß es das erstgeschaffene gewesen. Die Autochthonen der Weltgeschichte deuten immer auf vorhandene ältere zurück. Alle kannten schon die Sage; so wie noch jetzt die wilden Horden Amerika's und die Bewohner der Südseeinseln das „alte Wort" haben.

Der hohe flache Rücken Asiens ist der höchsten Wahrscheinlichkeit nach das Geburtsland und die Wiege des jetzigen Menschengeschlechts. Der größte Theil unserer genießbaren Vegetabilien, die von Land zu Land durch Kunst verpflanzt worden sind, wachsen dort jetzt noch wild; und alle in nördlichen und südlichen Himmelsstrichen zahm gemachten Hausthiere schwärmen dort noch in ursprünglicher Wildheit umher.

Aber die Kultur des Menschengeschlechts wanderte nicht mit den Menschenstämmen zugleich von Asiens Bergrücken, sondern sie nahm ihren Ursprung immer im Süden, und strömte gegen den nordischen Pol aus, das heißt vom fünfzehnten oder zwanzigsten Grad nördlicher Breite bis zum fünfundsechszigsten.

Die ersten Stufen der Kultur sind Religion, gesetzliche Verhältnisse, dann Künste und Wissenschaften.

Unsere Religionen kamen alle aus südlichern Gegenden, doch selten über den zwanzigsten Grad nördlicher Breite hinaus. Darum pilgern die Hindus nach dem Heiligthum des bisher noch unentdeckten Thibet; hingegen die Aegypter wallfahrteten südwärts nach Abessinien, die Türken nach Mekka, die Christen nach Jerusalem, und selbst die rauhen Götter der Edda kamen aus dem Lande der Asen (Asien).

Die ersten kultivirten Nationen wohnten alle im warmen Mittagsland; und die ältesten derselben sind die Bewohner von Indien, Thibet, China, Persien, Chaldäa, Syrien, Medien, Abessinien (Aethiopien genannt), Aegypten.

Der Norden Europens dankt seine Kultur erst den Südländern Griechenland, Italien, Gallien, Spanien (zur Zeit der Araber). Italien dankte

sie dem südlichern Griechenland, Griechenland dem südlichern Aegypten, Aegypten dem südlichern Abessinien u. s. w.

Dies historische Gesetz gilt nicht für die südliche Hälfte des Erdballs, denn sie bezieht alle ihre Kultur vom Norden, auf dem Wege des Handels. Ein Beweis, daß die Bevölkerung der südlichen Hemisphäre jünger ist, als die der nördlichen.

In den Ländern, von welchen die Kultur des menschlichen Geschlechts ausgegangen ist, erleichterte die Natur durch die Fülle ihrer Fruchtbarkeit das Dasein des Menschen so sehr, daß er, nur wenig zerstreut durch die Sorge um Kleider und Nahrung, von selbst auf die Beschäftigung des Geistes hingeleitet ward. Wie bei dem südlichen Menschen die herrlichsten Pflanzen zu Speise und Trank wild gedeihen, die wir im Norden mühsam durch Kunst erziehen, so ist auch seine Geisteskultur mehr Werk der Natur, als der Kunst. Die in Nordländer verpflanzte Kultur hingegen ward nur durch Kunst erhalten und erhöht.

In Südländern, von wannen doch die Kultur stammt, bleibt sie (merkwürdig genug!) fast überall in der gleichen Höhe stehen, und fast immer in ähnlichen Formen; fast überall finden wir Despotismus in den Verfassungen, und Hierarchie in der Religion. So in Indien (man

gedenke der dortigen Kasten), in China (des dortigen Rituals), in Thibet, in Aegypten, in Japan, in der Türkei u. s. w.

Hingegen in Nordländern erhöht sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Deutschland, Frankreich, die Schweiz und England haben in Religion, Politik, Kunst, Wissenschaft und Erfindungen aller Art mehr geleistet, als alle jetzt vorhandenen Völker der Welt zusammengenommen.

Diese auffallende Erscheinung läßt sich eben daraus am leichtesten erklären, daß der südliche Mensch sich leichter mit dem begnügen kann, was er hat, da ihm, was er bedarf, ohne Mühe aus dem Füllhorn seines Klima's zufällt. Der nördliche Mensch aber hat für seine Existenz unaufhörlich zu ringen; was das kargere Klima ihm entzieht, muß er sich durch höhere Gewalt des Geistes erobern.

Die Kultur in Südländern war eine Tochter der Langenweile, des wärmern Blutes, der regern Phantasie. Die Kultur der Nordländer Werk der Noth und kräftigerer Organisation.

Eine Familie ist kein Volk, ein Volk ist nicht die Menschheit. Wenn eine geistreiche Familie ausstirbt, ist darum nicht das ganze Volk in Barbarei versunken; wenn ein zivilisirtes Volk ausstirbt, ist darum nicht die ganze Menschheit ver-

wildert und aus seiner Vollkommenheit zurückgestürzt.

Daß das Vaterland des Sokrates und Solon, Perikles und Lykurg u. s. w. eine Wüste ward, von Sklaven und Tirannen bewohnt, ist kein Beweis wider die Fortschritte der Menschheit in ihrer Vervollkommnerung. Denn wie viel helle Punkte auf dem Erdboden waren zu der Zeit, da Athen und Korinth, Sparta und Theben blühten? — Man kann sie ohne Mühe zählen. Wer aber zählt die kultivirten Städte und Ortschaften Asiens, Europens und Amerika's heutiges Tages? Ein gemeiner Bürger von Boston, Berlin, Paris, Wien, Petersburg, Bombai hat mehr Kenntnisse und mannichfaltigern Geistesgenuß, als ein gemeiner Bürger zu Athen in Perikles Tagen hatte.

Die Zeiten der Völkerwanderungen, dann die der Kreuzzüge, schienen alles Licht der Menschheit auszulöschen; aber sie gehörten zu den wohlthätigsten Epochen unsers Geschlechts. Diese Stürme verbreiteten die Funken von den ehemaligen Altären der Weisheit, Wissenschaft und Kunst unter hundert barbarische Nationen. Die Menschheit nach den Kreuzzügen ist eine ganz andere, als vor den Völkerwanderungen.

Rom zivilisirte Barbaren; Frankreich zerstörte die Barbarei des Mittelalters in Europa; England

erzieht in Asien, Amerika, Afrika und Australien neue Nationen. Sind diese Töchter einst mündig, werden sie selbstständig und frei die Mutter verlassen, wie die Konföderation der nordamerikanischen Freistaaten das Beispiel gegeben.

Ich möchte weder in den Zeiten des Perikles noch des Augustus gelebt haben; denn ich würde unzählige Genüsse nicht gekannt haben, die mir in den heutigen Tagen offen stehen, die damals Niemand ahnete. Zudem kann ich jenes Zeitalter gleichsam wiederleben, indem ich mich in seine Geschichte versenke. Aber bei allen Vorzügen meines Zeitalters wünschte ich doch, ich wäre, statt im Jahre 1771, im Jahre 2440 geboren worden. Dann würde ich mit den Genüssen des neunzehnten Jahrhunderts alle des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts verbinden, und mich der höhern und ausgedehntern Kultur des Menschengeschlechts erfreuen können, wogegen unser Jahrhundert als ein barbarisches erscheinen muß.

Und lebte ich wirklich ein halbes Jahrtausend später, so könnte es sein, ich fände mich auch dann wieder zu früh in die Welt gebracht.

Ich will also zufrieden mit dem Loose sein, das mir aus der Urne des ewigen Schicksals fiel. Mein Loos war wenigstens keine Niete.

Thronentsagungen.

Die Geschichte stellt uns mehr als einen Fürsten dar, der den Thron verließ, um sein Leben im Privatstande zu schliessen; „aber“, sagt Robertson, der Geschichtschreiber Karls V., „es waren entweder schwache Männer, die eben so schnell den übereilten Entschluß bereuten als vollzogen, oder erlauchte Unglückssöhne, die, ihres Zepters durch einen Nebenbuhler beraubt, nur ungern in die Stille des Privatlebens zurücksanken. Diokletian vielleicht war der einzige Monarch, der, würdig der Herrschaft, als wahrer Weiser vom Throne niederstieg und in langer Reihe von Jahren aus seiner freiwilligen Zurückgezogenheit dem Glanze und der Hoheit, die er verlassen, keinen Blick, keinen Seufzer nachsandte.“

Da Maximian ihm die Regierung wieder anbot, erwiederte der kaiserliche Eremit: „Der Thron wiegt das Glück häuslicher Zufriedenheit nicht auf; ich habe mehr Freuden, seit ich meinen Garten anbaue, als da ich noch den Erdkreis regierte.“

Christina, die Königin von Schweden, war zwar auch Anfangs so schöner Ideen voll, als

sie ihre Krone niederlegte; aber dem philosophisch-männlichen Muthe hinkte die unphilosophisch-weibliche Reue wider Vermuthen schnell nach. Sie war des Regierens im eigentlichen Sinne satt. Es war ihr, sagte sie, immer zu Muthe, als sähe sie den Teufel, wenn ihre Sekretäre hereintraten, um ihr Depeschen zur Unterschrift vorzulegen. — „O, wie unbeschreiblich wohl wird mir doch sein, wenn ich einmal der glänzenden Plage los sein, wenn ich ganz den heiligen Musen gehören werde! Wie süß wird mir selbst die Erinnerung sein, einst als Monarchin den Menschen wohlgethan zu haben!" — Und als nun der große Schritt gethan ward, ließ sie noch eine Medaille prägen mit der Legende: „Der Parnaß ist schöner als der Thron."

Theodora, Kaiser Justinians Gemahlin und Mitregentin, dachte in diesem Punkte sehr verschieden von der Schwedin. Als beim Nika-Aufruhr im Jänner 532 Konstantinopels Straßen mit Blut gefärbt und die prächtigsten Paläste, selbst die St. Sophienkirche, in hellen Flammen waren; als zaghaft der Kaiser schon die Versammlung des Raths berufen hatte, um sein Heil durch Flucht zu retten, sprach Kaiserin Theodora die ächt-kaiserlichen Worte: „Und wäre Flucht unsere letzte Hilfe, ich würde sie verschmähen. Tod ist die Bedingung unserer Geburt; wer einmal die

Herrschaft besaß, darf den Verlust seiner Würde und seiner Staaten nie überleben. Ich flehe zum Himmel, daß man mich nie, auch nicht einen einzigen Tag, ohne Diadem und Purpur erblicke; daß ich das Licht nicht mehr sehe, wenn man mich nicht mehr Kaiserin grüßt. — Bist du, o Kaiser, zur Flucht entschlossen, wohlan, du hast Schätze; betrachte das Meer, du hast Schiffe. Aber zittere, die Liebe zum Leben gibt dich elender Verbannung und schimpflichem Tode preis. Ich hingegen bleibe dem Grundsatze der Alten treu: Der Thron ist ein glorreiches Grab!"

Wie sehr die Empfindungen und Urtheile beider gekrönten Damen kontrastiren, darf ich nicht erst sagen, wohl aber, daß die schwedische Christina die Tochter des ruhmvollen Königs Gustav Adolfs und — die orientalische Kaiserin Theodora Tochter eines Bärenwärters, und vor ihrer Thronerhebung — ein unterhaltenes Freudenmädchen war.

Karl V., seines Zeitalters mächtigster Monarch, in dessen Staaten die Sonne niemals vom Himmel verschwand, legte ebenfalls seine Krone nieder, weil er seinen Ruhm nicht überleben wollte. Ohne ein Greis zu sein, doch schon von den Schwächen des Alters überrascht, der Erholung bedürftig, fühlte er, daß er seinen Riesenplanen nicht mehr gewachsen sei. Er wollte sie

lieber unvollendet lassen, als sie mit halben Kräften verstümmeln. Darum vertauschte er den geräuschvollen Thronsaal mit der Einsamkeit des estremadurischen Klosters. Und als er bei Laredo die spanischen Ufer auf der Reise zur Einsiedelei berührte, warf er sich nieder, küßte die Erde, und rief: „O allgemeine Mutter der Sterblichen, nackt kam ich aus der Mutter Schoos, nackt kehre ich in den deinigen zurück!“

Und doch warf er zuweilen, wenn ihn, troß Uhrmacherei, Torriano's Kunstwerken und St. Augustins und St. Bernhards erbaulichen Schriften, die Langeweile überschlich, einen Blick, doch nur verstohlen, durch's Klosterfenster von St. Just in die Welt zurück!

Die Uebergabe von Amsterdam.

Im Jahre 1672 hatte Ludwig der Vierzehnte, unter welchem der Prinz von Condé und Marschall Turenne kommandirten, ganz Holland erobert. Er erschien vor den Thoren Amsterdams. Die Bestürzung war unbeschreiblich groß. Niemand dachte mehr an Widerstand. Die elenden Festungskommandanten damaliger Zeit, zum Uebergeben allzeit fertig, hatten mit einander gewetteifert um Schande, und das für den König so schmeichelhafte Distichon gerechtfertigt, das ihm Mariotte schrieb:

Una dies Lotharos, Burgundos hebdomas una,
Una domat Batavos luna; quid annus erit?

Genug, in Amsterdam dachte man auch an nichts als an Uebergabe. Der Stadtrath deliberirte eines Tages lange über diesen Gegenstand, und man stimmte endlich einmüthig dahin, dem Könige die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Indem bemerkte man, daß ein alter Bürgermeister eingeschlafen war, und seine Stimme noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn auf. „Worüber wird umgefragt?“ rief er, und rieb sich die Augen. — Ob man den Franzosen die Stadtschlüssel

überreichen soll? — „Haben die Franzosen sie denn schon verlangt?“ fragte der Alte. — Nein, noch nicht. — „Nun gut denn, so wartet wenigstens, bis man sie uns abfordert.“

Und dies einzige Wort (so geht die Sage) rettete die Republik. Man setzte die ganze Gegend unter Wasser, gewann Zeit, genas vom ersten Schreck, und blieb frei.

Das Fenster.

Der Marquis de Louvois hatte in vollem Maase, was man oft gern als Regenten-Genie geltend machen möchte, das heißt: für den Ruhm seiner Nation opferte er kaltherzig das Glück derselben hin. Streng war er bis zur Grausamkeit, prachtvoll, unerforschlich, rastlos thätig, intrigant, gewissenlos, groß in seinen Entwürfen, in der Vollziehung mit allumfassendem Blicke das Ganze und das Kleinste darin beachtend, in der Wahl seiner Leute von sicherm Takt, und in der Politik der wahre Geistessohn Machiavels.

Sein König (Ludwig der Vierzehnte näm-

lich) fuhr ihn eines Tages rauh an, weil in einem der neu angelegten königlichen Gebäude ein Fenster nicht recht angebracht war. Louvois war seit Colberts Tode auch Oberintendant aller Bauten, Künste und Manufakturen Frankreichs. Tief gekränkt ging der Minister fort, und ließ seinem Zorn daheim freien Lauf vor seinen Vertrauten. „Wenn ich einem Menschen," rief er, „einem Menschen, der über solche Erbärmlichkeiten Aufhebens machen kann, keine Beschäftigung gebe, bin ich verloren. Der Krieg bringt ihn am besten von seinen Bausachen ab. Und bei Gott, er soll Krieg haben; braucht er ihn nicht, brauch' ich ihn."

Richtig ward durch Louvois Kunst nun die Augsburger Association (zwischen Oesterreich, Spanien, Schweden und vielen Ständen des deutschen Reichs geschlossen) ohne anders gebrochen, und ganz Europa wieder mit Feuer und Schwert verheert, weil — ein Fenster am unrechten Orte gestanden.

Ein Spruch von Addington.

Es kommt nur darauf an, wie man die Sache ansieht. Als Herr Addington, Kanzler der Schatzkammer, Pitts Freund und Nachfolger, in der Parlamentssitzung vom 10. Dezember 1793 mit vieler Beredsamkeit über die blühenden Verhältnisse des englischen Handels sprach, machte er unter andern folgende feine Bemerkung, die gerade jetzt, da Alles gegen die Verderblichkeit des brittischen Alleinhandels schreit, wieder erwogen zu werden verdient.

„Bilde sich doch Niemand ein," sagte er, „daß das für andere Nationen nun verloren sei, was wir durch den Handel gewinen; oder daß die Uebermacht und der Vorrang, welchen das brittische Reich der Vorsehung und klugen Räthen zu danken hat, die Lage anderer Nationen verschlimmert habe. Nein, im Gegentheil, durch seinen Wohlstand ward Großbrittannien nicht nur Schutzengel der polizirten Welt, sondern die steigende Größe unsers Reiches ward der Grund davon, daß sich der Handel der übrigen Welt ebenfalls erweiterte und vergrößerte."

Merkwürdiger Fund.

Wo irgend ein Elephantenzahn, oder das Geripp eines wilden Thieres, das jetzt in Afrika heimathlich ist, in Europa gefunden wird, macht man davon ein Aufhebens, das die ganze Sache vielleicht gar nicht verdient. Was will man am Ende damit beweisen? Daß das europäische Klima einmal heißer als jetzt gewesen sein, oder die Stelle, wo London oder Paris steht, einmal unter der Linie gelegen haben könne?

Interessanter für die Geschichte der Menschheit ist es wohl, wenn man in frischentdeckten Ländern, wie Amerika, das Innere Afrika's, oder Südindien, unverkennbare Spuren europäischer Kunst findet.

Nachdem Gonzalo Vello die Azoren entdeckt hatte, schickte Prinz Heinrich von Portugal im Jahre 1461 die ersten Kolonien zur Bevölkerung der unbekannten Inseln dahin. Da fand man auf Cuervo, einer der Azoren, unverhofft eine wohlgearbeitete, noch aufgerichtete Statue. Ein Reiter, von einem Mantel umhüllt, aber mit entblößtem Haupt, saß zu Pferde;

mit der Linken hielt er des Rosses Zügel, mit der Rechten deutete er gegen Sonnenuntergang. Unterhalb der Statue standen in einem Felsen einige Buchstaben eingegraben, die aber Niemand zu lesen wußte.*) Wie bei Gründung des Kapitols einst das gefundene Menschenhaupt eine Vorbedeutung der römischen Weltherrschaft sein sollte, schien diese Bildsäule mit ihrer Hand zur Entdeckung Amerika's hinzuwinken.

Wer hatte sie hinterlassen und dahin gepflanzt? Phönizier? Karthaginenser? — Wohin ist sie endlich gekommen? Hat Niemand einige Aufmerksamkeit dieser Bildsäule gewidmet, welche noch über die Geschichte der Entdeckungen der Vorwelt Licht gegeben haben würde?

So haben die Entdecker von Sofala, dem an Gold und Elfenbein reichen Lande an Afrika's Ostküste, welches Kant für das berühmte Ophir des Alterthums halten möchte, daselbst Antiken gefunden, welche auf eine unbekannte, sehr polizirte Vorwelt hindeuteten. Als Pedro de Anaya daselbst ein Fort errichtete im Jahre 1508, fanden die Portugiesen, im Innern des Landes, Gebäude von wunderbarer, nie gesehener Bauart, auch noch in ihren Trümmern Größe, Pracht und Geschmack verrathend. Hier

---

*) Prevost hist. gén. de voy. Paris 1746. 1. Th. S. 32.

und da erblickte man Inschriften an den Steinen; aber Niemand kannte die Schriftzeichen. — Die Einwohner von Sofala konnten über den Ursprung dieser alten Gebäude durchaus keine Erklärung geben; selbst die Sage darüber war schon erloschen.

Frau von Genlis.

„Man spricht selten von der Tugend, die man hat, desto mehr von der, die uns fehlt!“ sagt, glaub' ich, Lessing irgendwo. Das Wort läßt sich unter leichten Abänderungen auf viele unserer großen Geister und unserer Berühmten anwenden.

Bekanntlich schickte Jean Jacques Rousseau seine Kinder ins Findelhaus, und wollte doch durch seinen Emil eine Reformation im Erziehungswesen machen. Nach ihm that sich in Frankreich Niemand so sehr durch Erziehungsschriften hervor, als die bekannte Frau von Genlis. Sie selbst genoß aber der Mutterfreuden so wenig, als Rousseau der Vaterfreuden.

Es war im Anfange des Jahres 1785, als ein junges Frauenzimmer, das unter dem Namen

Pamela in England erzogen war, zur Frau von Genlis ins Palais royal kam. Nicht lange nachher fand sich ein anderes Mädchen unter dem Namen Hermine ein. Siehe da, es waren die Töchter der Frau von Genlis, welche sie unter diesen poetischen Namen in England hatte austhun und erziehen lassen. Beide Kinder, früh der Mutter entzogen, hatten bis dahin immer geglaubt, was ihnen gesagt war, sie seien Waisen. Sie wurden anständig vermählt; sie waren, sagt man, sehr gut erzogen. Aber konnten diese Frauenzimmer jemals Liebe zu ihrer bizarren Mutter haben?

Die Beinamen.

Die Schmeichelei der Kleinen ist, der Eitelkeit der Großen zu gefallen, immer sehr freigebig mit glänzenden Beinamen gewesen. Pompejus, den Cäsars Schwert nachher ziemlich klein machte, nahm gar keinen Anstand, sich selbst Pompejus den Großen zu nennen, und in allen Briefen und Befehlen seinen Namen so zu schreiben.

Ludwig XV. hatte den Beinamen des Vielgeliebten, obwohl er sein Volk noch elender gemacht hatte, als der närrische Karl VI., König von Frankreich, welcher schon vor ihm eben diesen Beinamen gehabt hatte.

Da er 1774 starb, machte man daher in Paris folgendes kaustische Epitaphium auf ihn:

Ci-gît Louis le quinzième,
Du nom de Bien-aimé le deuxième,
Dieu nous préserve du troisième!

Schon dem Tode nahe, während schon in allen Kirchen für ihn gebetet ward, ließ der elende, königliche Wollüstling noch seine Beischläferin Du Bary kommen, und sich mit ihr einschliessen. Natürlich machte das Volk darüber unfreundliche Glossen. Aber es schwieg. „Das Volk", sagte damals der Bischof de Senez in der Leichenrede, die er dem todten Könige zu St. Denis am 27. Oktober hielt: „das Volk hat unstreitig nie ein Recht zum Murren; aber eben so unbezweifelt hat es das Recht zu schweigen, und sein Schweigen ist den Königen eine Lehre!"

Man wollte nachmals Ludwig XVI. bereden, den Beinamen Augustus anzunehmen. Er verbat sich's. „Ich will", sagte er, „diesen Beinamen erst verdienen, damit ihn mir freiwillig meine Völker geben."

Inzwischen hieß man ihn zu Paris Louis le désiré, und schlug ihm achtzehn Jahre nachher den Kopf ab.

Was die Franzosen bizarr nennen.

Daß auch ein Schiller, ein Bürger, die französische Sprache weder zu unbeholfen, noch zu weich für die Darstellung ihrer kühnsten, oder ich möchte sagen, ungestümsten Gefühle finden würden, läßt sich nicht läugnen. Der Dichter macht die Sprache, wahrlich die Sprache nicht den Dichter. Aber eben so gewiß ist es, daß ächtdeutsche Sänger, wie Schiller, Bürger, Voß, ungenießbar für die Franzosen sein und bleiben werden, nicht weil der Genius beider Sprachen einander feindselig widerstrebt, sondern Gemüth und Geist der Nationen.

Als im Frühling 1783, da schon der Präliminarfriede zwischen Frankreich, Spanien und England zu Versailles abgeschlossen war, plötzlich neue kriegerische Gerüchte das friedensbegierige Volk erschreckten, erschien eine Ode, die in mehrern hundert Abschriften durch die Pariser Welt lief, und deren Strophen man

sich rezitirte, „à cause de la *bizarrerie* et de la *grandeur* des idées qu'elles expriment.“

Hier einige derselben:

Si vous êtes pressés de ce désir funeste
De dépeupler la terre en proie à vos transports,
Ah! semez les poisons, faites germer la peste,
Et regnez sur les morts!

Ces sauvages sanglans que votre orgueil déteste
Sont de faibles rivaux de tant d'excès honteux;
Et je ne vois que *l'art de faire un manifeste*
Qui vous distingue d'eux.

Das Jahr 1709 und 1809.

Unsere Ahnen, welche die Freude hatten, hundert Jahre früher als wir Schauspieler oder Zuschauer in dieser besten Welt zu sein, bildeten sich, wie wir noch aus den Büchern sehen, die im Jahre 1709 gedruckt wurden, nichts Geringes auf das Außerordentliche und Gigantische ihres Zeitalters ein; thaten sich wenigstens auf ihre großen Männer und Helden, auf ihre großen Allongeperüken und Rockschöße, auf den abentheuerlichen Glückswechsel und Umschwung der Dinge, ungefähr eben

so viel zu gut, als wir uns auf unser Zeitalter mit den vielen Tituskȯpfen und wenigen Titusherzen.

Gewiß dachten im Jahr 1709 die Zeitungsleser, so etwas lasse sich nicht so bald vergessen! Und doch irrten sie sich sehr. Wir lesen allenfalls noch mit vielem Vergnügen in einem Historienbuche, wie sich unsere Großväter einander recht heldenmüthig todtschlugen, weil es einem ihrer Könige gefiel, die Rolle des wahnsinnigen Alexanders von Mazedonien zu spielen, und einem andern Könige, sich eine Erbschaft vom Nachbar zuzueignen, die von einem zweiten und dritten ebenfalls angesprochen ward. Oder unsere „elegante Welt“ lachte etwa noch über das steife „Kostüme“ der guten Großmütter in alten Oelgemälden, mit welchen wir unsere Kinderstuben tapezieren. Uebrigens macht man jetzt von den Thaten und Faten des Jahres 1709 wenig Aufhebens mehr, weil man ungleich größere Dinge erlebt zu haben meint.

Ich weiß aber nicht, ob es unsern großen Männern und großen Thaten um ein Haar besser als jenen gehen wird. Fast möcht' ichs bezweifeln. Denn wahrlich und leider, an Personen, die der große Haufe gemeiniglich große Männer zu heißen pflegt, haben alle Jahrhunderte vollauf gehabt, mehr, als zu ihrer Glückseligkeit eben vonnöthen waren. Auch spielt wahrscheinlich die Zeit mit ihren Enochskindern nicht so bald ban-

kerott. Man könnte darauf wetten, unsere Enkel nach einem Jahrhundert belächeln, umgeben vom Glanz ihrer Tage und Tageshelden, sehr selbstgefällig unsere überspannte Meinung; so wie sich die schnippischen Mädchen von 1909 über die Moden ihrer im Jahre 1809 auf Redouten und Bällen figurirenden Großmütterchen nicht wenig lustig machen werden.

Zwar wir hatten im Jahre 1809 einen fürchterlichen Doppelkrieg, der von den blühenden hesperischen Garten bis zur Zone des ewigen Eises wüthete. Im Süden haderten Frankreich und England um die leeren Thronen von Spanien und Portugall; im Norden kämpften in Finnlands Schneefeldern Schweden und Rußland. — Allein im Jahr 1709 war's fast dasselbe. Auch damals war Spanien ein großes Schlachtfeld. Frankreich und Oesterreich waren es, die, um den spanischen Thron nach König Karl II. Tode, den langen Successionskrieg führten, nur mit dem Unterschiede, daß Frankreich damals minder glücklich war, wovon die berühmte Schlacht bei Malplaquet im Jahr 1709 zeugte, die den Muth des abgelebten Ludwigs XIV. gar sehr beugte. Die besten seiner Generale waren schon gestorben, und andere Nationen hatten die vorzüglichern Heerführer. — Eben so wüthete damals im Norden zwischen Schweden und Rußland der Krieg, wie jetzt.

Die Schlacht von Pultawa im Jahr 1709 sah wohl einer Schlacht von Jena und Austerlitz ähnlich.

Zwar hatten wir im Jahr 1809 einen Napoleon, dessen Zauberschwert die politische Gestalt Europens verwandelte. Aber das Jahr 1709 hatte einen Peter den Großen, der eine Wildniß fand, und daraus ein europäisches Reich schuf, der das Götterlicht der Aufklärung und Gesittung den Barbaren des Nordens brachte und in den Rang der großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes trat.

Zwar hatten wir Schlachten von Austerlitz und Auerstädt gesehen. Aber die Leute von 1709 sahen die Schlacht von Malplaquet und Pultawa; sie hatten den blutigen Tag bei Narva gesehen, wo ein kaum zwanzigjähriger General an der Spitze von 9000 Schweden nicht weniger als 100,000 Russen mitten unter ihren Verschanzungen schlug, eine ganze Armee vernichtete, und einen asiatischen Prinzen vom Fuße des Kaukasus als Gefangenen zu seinen Füßen liegen sah.

Wir wissen jetzt noch von einem Moreau und Massena, von einem Nelson, Erzherzog Karl und Blücher zu erzählen; aber die Leute, die 1709 in ihrem Lehnstuhl die Zeitung lasen, sprachen dagegen von ihren Marlborough und Prinz Eugen, von ihrem Vendome und Villars.

Wahr ists, unser Zeitalter ist an sonderbaren Erscheinungen reich. Alte Thronen fielen zusammen, neue wurden gebaut. Die weiland mächtigen Bourbonen pilgerten noch in der Welt zerstreut umher; das königliche Haus von Braganza flüchtete über das Weltmeer; die ehemaligen Monarchen Spaniens saßen auf französischen Landgütern; andern italienischen und deutschen Fürsten ging's nicht besser. — Allein das Sonderbare ist darum nicht immer selten. Ständen unsere Großväter von 1709 auf, sie würden sich darüber gar nicht verwundern; sie würden sagen: « C'est tout comme chez nous; nichts Neues unter der Sonne. Zu unserer Zeit war Karl der Zwölfte der Held des Tages, dem nur ein solider Stützpunkt fehlte, um die alte Welt aus ihren Angeln zu heben. Hätte er, statt des armen, entlegenen, kleinen Schwedens, einen reichen, großen, in der Mitte Europens gelegenen Staat zu seiner Verfügung gehabt, wir wetten, er hätte ausser dem Kurfürsten von Sachsen auch andere Monarchen vom Throne geworfen, und ausser dem Woiwoden von Posen, Stanislavs Lesczinski, den er nach seinem bon plaisir zum König der Sarmaten erhob, manchen andern in den Königsrang versetzt. — Die Flucht des Prinzen von Brasilien nach Brasilien ist kaum halb so romantisch, als die Flucht des Königs Stanislavs aus

Polen, oder die Reisen und Abentheuer Karls des Zwölften von Bender hinweg bis in sein Norderland. — Wie bei euch die französischen Kronprätendenten nach England flohen, flüchteten zu unserer Zeit die englischen Kronprätendenten nach Frankreich. Wie zu eurer Zeit ein König von Spanien in den Privatstand zurücktritt, that das zu unserer Zeit ein König von Sardinien." — So ungefähr würden unsere Großväter sprechen, wenn es ihnen der Mühe werth schiene, über so etwas noch ein Wort zu verlieren.

Was ist am Ende von den siebenzehnhundertneuner Großthaten, Schlachten, Helden, Fürstenabentheuern, Successionskriegen und dergleichen übrig geblieben? Nichts als der Segen Peters des Großen über sein großes Land, und die Blüthen der Kunst und Wissenschaft, welche der eitle schwache Ludwig XIV., der am besten einen Gekrönten zu repräsentiren verstand, durch Gunst und Theilnahme hervorlockte. — Und ungefähr so viel mag wieder nach Verfluß eines Sekulums von unsern achtzehnhundertneuner Großthaten und Wunderwerken vorhanden sein.

Der Utrechter und Nystadter Frieden brachte den Norden und Süden unserer Großväter zur Ruhe; auch bei uns wird Alles endlich wieder den verlornen Schwerpunkt finden und ins Geleis der Ordnung zurückkehren. Dann wird man sich erst

besinnen, und die Welt, wenn sie das Facit des langen Krieges übersieht, und was er Neues und Besseres gestiftet, wird sich verwundert fragen: „War das auch wohl des vielen Pulvers und Menschenblutes werth?“ und die Welt wird über die Handlungen ihrer Könige und großen Leute ins Gericht treten.

Ich weiß freilich nicht, ob dieses Blatt die Ehre haben wird, einem meiner Enkel im Jahr 1909 in die Hände zu fallen. Sollte es aber geschehen, so würd' ich ihn bitten, sich von den wunderherrlichen Dingen seiner Zeit nicht zuviel zu versprechen. Hat er das Glück, in seinen Tagen einen de l'Epée zu haben, der sich der Taubstummen erbarmt; einen Jenner, der die Blatternpest aus der Welt bannt; einen Pestalozzi, der die Kinder des Volks einfach und vernünftig bilden lehrt; einen Rumford, der Hungrigen wohlfeile, nahrhafte Kost gibt, und dergleichen Männer, die ohne Teufelskünste Engel sind, Männer, die darum apotheosirt sind, weil sie sich dem Heil der Welt aufopfern: so will ich sein zwanzigstes Jahrhundert noch nicht für das schlechteste halten, und gebe ihm alle übrige Herrlichkeiten als Zugabe in den Kauf.

Ich würde ferner zu ihm sprechen: „Denk- und Gewissensfreiheit werden in unsern Tagen freilich so wenig getödtet, als Hexen verbrannt, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil man endlich

nach mehrhundertjährigen Versuchen sich überzeugt hat, es gebe keine Hexen, und man könne keiner Seele das Denken verbieten. Aber Sprach- und Preßfreiheit wird heutiges Tages noch sehr sorgfältig von den Großen beschränkt, weil man sie für die Völker als ein Gift ansieht. Inzwischen hat sich England bei diesem Gifte schon seit einem Jahrhundert so wohl befunden, daß es durch seine Macht, seinen Reichthum und Glanz die Bewunderung aller Nationen ist. Ich wünsche dir Glück, wenn man im Jahr 1909 über die Gefahren dieses Giftes durch mancherlei Versuche gründlich belehrt sein wird.

„Endlich, mein liebster Enkel, wünsche ich deinem Zeitalter wenig große Schlachten, wenig berühmte Krieger; statt dessen tugendhafte Fürsten, die ihr Land bereichern, Finanzminister, die die Kunst verstehen, Abgaben zu mindern, Gesetzgeber, denen bürgerliche Freiheit heilig ist.

„Man sagt, seit Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden, seien die Kriege menschlicher geworden. Vermuthlich waren sie vordem viehisch. Aber ich gestehe es dir aufrichtig, die Menschlichkeit unserer Schlachten ist noch abscheulich. Ich wünschte daher, unsere Kriege würden himmlischer. Wir hatten unter unsern Zeitgenossen im Jahr 1809 einen Uhrmacher Degen in Wien, der vielleicht so viel Witz besaß, als der

Mönch Schwarz. Wenigstens wollte er die Leute lehren, nach Belieben und Willkühr in der Luft hin- und herzufliegen. Durch die Kunst, zu fliegen, macht er die Menschen zu Kunstfliegen, und den Krieg vielleicht himmlisch. Dann fallen die Festungen auf Erden zusammen; man erlebt keinen Mordbrand von Unherwalden, keine Gräuel von Lübeck, keine Belagerung von Mantua und Danzig mehr; auch werden in der Luft keine Saaten zertreten. Hat im Jahr 1909 der Krieg aufgehört, menschlich zu sein, so wünsche ich dir Glück."

Früher Versuch zu einer französischen Republik.

Hätte Frankreich je vor dem achtzehnten Jahrhundert ein Zeitalter gehabt, wo es, durch Gesetzlosigkeit der Großen und des Volks begünstigt, zum Freistaat umgestaltbar gewesen wäre, würde es in den Tagen Heinrichs IV gewesen sein. Kirchen- und Staatsparteien hatten damals die gesellschaftliche Ordnung zerrissen. Das Schwert des Bürgerkriegs herrschte.

In der That kam auch Manchem der Sinn daran, selbst einem Marschall von Frankreich,

dem Charles de Cossé, Grafen von Brissac, den der Herzog von Mayenne im Jahr 1594 zum Gouverneur von Paris machte, als eben Heinrich im Begriff war, die Hauptstadt zu erobern. Sully erzählt diese Anekdote im sechsten Buch seiner Memoiren, und begleitet sie mit einigen Reflexionen, die gerade in unsern Zeiten neues Interesse empfangen haben.

„Das Lesen der römischen Geschichte", schreibt Sully, „hatte in dem Marschall, der dabei auf Geist und Scharfblick Anspruch machte, ein sonderbares Projekt erzeugt. Er kam nämlich auf den Einfall, Frankreich in einen Freistaat zu verwandeln, und Paris sollte die Hauptstadt dieser neuen Republik werden, die er in seiner Phantasie ganz nach dem Model des alten Roms formte.

„Hätte sich Brissac die Mühe gegeben, von seinen erhabenen Spekulationen zur Untersuchung ihrer Anwendbarkeit niederzusteigen, etwas, das bei den wichtigsten Entwürfen doch immer Hauptsache ist: so würde er gesehen haben, daß es gewisse Umstände gibt, wo das vortrefflichste Projekt durch die eigene Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit im Genie und Karakter der Völker, durch den besondern Schlag der bisher üblichen Gesetze, und durch die lange Uebung und Gewohnheit, die auf Alles das Siegel drückt, un-

möglich in der Ausführung und chimärisch wird. — Nur langsam durch Zeit und Erfahrung können die Fehler eines in seinen Formen bestimmten Staates heilen, und immer muß die Verbesserung dem Geist der ersten Grundgesetze des Staates entsprechen. Dies ist so wahr, daß man überzeugt sein kann, ein Staat ist seiner gänzlichen Umwälzung nahe, wenn er sich auf eine Weise organisiren will, die seinen anfänglichen Konstitutionen widerspricht.

„Brissac dachte nicht so weit. Es ging lange, ehe er begriff, woher auch die allgemeine Widersetzlichkeit der Menschen gegen seine schönen Plane kam. Denn er machte alle und die vornehmsten Mitglieder der Ligue damit bekannt. Während er so, ohne den geringsten Beistand von Andern, sein Projekt gar fleißig ins Reine brachte, lief er aber zuletzt Gefahr, der König möchte es, mit Einnahme der Hauptstadt, gewaltig durchkreuzen. Dies brachte ihn plötzlich genug von seinen rein-römischen Idealen zu dem damaligen Geist und Ton der Franzosen wieder zurück, das heißt, statt sich Andern zu opfern, für sich selbst zu sorgen. Ist der Reiz des Eigennutzes aber auch noch von irgend einer Gefahr auf der andern Seite begleitet: so ist wohl beinahe Jeder zuletzt auf dem besten Wege, seinen herzlich-

sten Freund zu verrathen. — Und so that Bris-sac. — Er ließ den Herzog von Mayenne im Stich, und der römisch-französische Republikaner kapitulirte sehr höflich — mit dem König."

Der Eroberer von China.

Von allen Abentheurern, welche durch Indiens Gold über das Meer gelockt worden sind, hat wohl niemals einer mehr erfahren, gesehen und geduldet, als der bekannte Portugiese Mendez de Pinto. Man weiß nicht, ob man mehr sein ungeheures Unglück oder sein ungeheures Gedächtniß bewundern soll. Während seiner einundzwanzig Jahre langen Reise in Asien fiel er dreizehnmal in die Sklaverei, und ward sechszehnmal verkauft. Eine zahllose Menge von Menschen, Gegenden und Städten beschwerten sein Gedächtniß mit Namen, deren er keinen vergaß. Man findet in seiner Reisebeschreibung fast keinen einzigen geographischen Fehler, und seiner Erzählungen Wahrheit, die man oft unglaublich fand, ward erst von viel spätern Reisenden bestätigt.

Im Jahr 1544, als der Tartarkhan Xuvia-

vom, an der Spitze eines Heeres von 1,800,000 Mann, wozu siebenundzwanzig Könige ihre Armeen hatten liefern müssen, in China einfiel, und selbst Peking eroberte, gerieth Mendez Pinto, nebst einigen andern seiner Landsleute, in tartarische Gefangenschaft. Sie wurden zum Thron des gewaltigen Eroberers geführt, der von allem Pomp asiatischer Herrlichkeit umstrahlt war. — „Frage diese Leute, die vom Ende der Welt herkommen," sagte er zu einem seiner Feldherren, „ob sie auch dort einen König haben, wie ihr Land heißt, und wie weit es von China ist, wo ich gegenwärtig bin?" — Ungefähr ähnliche Fragen mochte der mazedonische Eroberer Alexander auf seinen Feldzügen gethan haben.

Einer von den Portugiesen antwortete: „Unser Land heißt Portugal, wir haben einen höchst gewaltigen König, und von seiner Hauptstadt bis Peking ist's eine Reise von drei Jahren."

Der Khan erstaunte bei dieser Antwort. Für so groß hatte er die Welt nicht gehalten. Mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, schlug er sich dreimal an die Lenden; und indem er die Augen zum Himmel wandte, drückte er seine Verwunderung in einigen seltsamen Redensarten aus; unter andern sagte er: „So sind die Menschen doch erbärmliche Ameisen!"

Wie viel Eroberer hatten wohl dies erhabene

Gefühl von der Größe der Schöpfung und ihrer Winzigkeit darin, wie dieser Tartar? — Am unbegreiflichsten war es den Ueberwindern China's, daß am Ende der Welt Völker wohnen sollten, kenntnißvoller und geschickter als die Tartaren, sie, die sich für die Weisesten und Frömmsten hielten auf Erden. Denn sie hatten doch sogar dem Gott der Sonnenstäubchen einen eigenen Tempel errichtet; die Schwester des Khans, Wittwe des Königs von Pafna, hielt es nicht unter ihrer Würde, sich den Besen des Hauses Gottes zu tituliren, und in der tartarischen Stadt Lechune, wo die Khans ihre Begräbnisse hatten, befanden sich damals in 280 Klöstern nicht weniger als 42,000 Mönche und Nonnen, die ein dem Himmel geweihtes Leben führten.

Die Ausserordentlichen.

Es gibt ausserordentliche Menschen, deren Talente ans Wunderbare grenzen, und der Welt zuletzt damit so wenig nützen, als die Riesentanne, welche ihre Millionen Saatkörner alljährlich über unwirthbaren Felsen streuet. — Erscheinungen, wie diese, gehören zu den seltensten Naturspielen und zu den räthselhaftesten Aufgaben dieser Welt.

Eine solche war z. B. der Engländer Chrichton, der fast alle Sprachen Europens sprach; in allen Wissenschaften über beliebige Gegenstände, in jeder Sprache, unvorbereitet disputirte; in der Musik, in allen Spielen und Uebungen Meister war, und die berühmtesten Preisfechter Europens im Zweikampf erlegte. Die Welt staunte dies Riesengenie an, ohne von ihm einen bedeutenden Nutzen zu haben.

Minder bekannt ist, als er, aber nicht weniger merkwürdig, war ein Franzose, Namens Servin, Zeitgenosse des Herzogs von Bethüne. „Als ich", erzählte dieser in seinen Memoiren, „Anfangs Juni 1603 von Heinrich IV nach England zur Königin Elisabeth geschickt wurde, präsentirte mir der alte Servin, auf dem Wege

von Paris nach Calais, wo ich mich einschiffen wollte, seinen Sohn. Er bat mich, denselben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Versuch zu machen, ob der junge Mensch, der bei den glänzendsten Talenten die hervorstechendsten Neigungen zu allen Lastern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne?

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servin von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beides in einer Person; wie könnte ich diese Verbindung der ausserordentlichsten und der abscheulichsten Anlagen anders nennen? Man denke sich einen Geist, dem fast keine menschliche Kenntniß mehr fremd war; ein Fassungsvermögen, das Alles auf den ersten Augenblick begriff, und ein so wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gehört, gelesen, gesehen worden war. Er hatte alle Theile der Philosophie, der Mathematik, und besonders der Befestigungs- und Zeichenkunst inne. In der Theologie war er so bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichste Prediger sein konnte, oder der gewandteste Kontroversist, gleichviel für oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht bloß das Hebräische, Griechische und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, sondern auch alle verschiedenen Patois. Er machte

Aussprache, Accent, alles so natürlich nach, und und begleitete Alles, was er in jeder Sprache sagte, so treu mit dem nationalen Geberdenspiel der verschiedensten Völker Europens, der verschiedensten Provinzen Frankreichs, man hätte darauf schwören mögen, er sei aus jedem dieser Länder gebürtig. Er hatte unbeschreibliche Gewandtheit, Andere auf die täuschendste Weise nachzuäffen, es gab keinen bessern Spaßmacher und Schauspieler, als ihn. Dabei schrieb er die schönsten Gedichte; spielte beinahe alle musikalische Instrumente; verstand die Grundsätze der Tonkunst vollkommen, und sang eben so angenehm als schulgerecht. Er las die Messe; denn er wollte in der Welt einmal Alles thun und Alles kennen. Sein Körper war so herrlich, wie sein Geist, gewandt, leicht, zu allen Spielen meisterhaft geeignet; er ritt gut; man bewunderte ihn im Tanz, auf der Laute, in fast allen mechanischen Arbeiten.

„Aber nun die Kehrseite: er war lügnerisch, doppelzüngig, verrätherisch, grausam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Fresser, ein Erzspieler, Betrüger, Wüstling in jeder Art, Flucher, Atheist, kurz, der Inbegriff aller Bosheit, aller Laster, die jemals Ehre, Religion, Natur und Gesellschaft beleidigten. Und so zeigte er sich bis an sein Ende. Er starb in der Blüthe seines Lebens, im öffentlichen Bordel, von Ausschweifungen ganz

zerstört, mit dem Glase Weins in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

Ein Seufzer des großen Sully.

Sully, der tapfere Krieger und Feldherr, der kluge Staatsmann, schrieb im vierzehnten Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Stelle, die eine von jenen gesunden und weisen Maximen ist, durch welche seine Arbeiten die schönste Quelle des Unterrichts für Fürsten und Minister ward.

„Der Friede, und nur Friede ist das große, allgemeine Interesse Europens. Die kleinern Fürsten sollen ihr ganzes Streben dahin richten, die größern Mächte darin zu erhalten, und die ansehnlichern Monarchen müssen die kleinern zum Frieden zwingen, indem sie den schwächern und unterdrückten beistehen. Dies ist der einzige Gebrauch, den sie edler Weise von ihrer Ueberlegenheit machen können. Ich wundere mich nur, wie unser Welttheil, aus so zivilisirten Völkern zusammengesetzt, sich noch nach so rohen, armseligen Grundsätzen beträgt? Wohin zuletzt zielt alle die tiefe Politik, mit der man sich so gern

brüstet? — sich unaufhörlich einander zu zerreissen. Immer ist Krieg und Krieg das Ende von Allem; man kennt kein anderes Auskunftsmittel, weiß keinen Knoten anders zu lösen, als mit dem Schwert. Das ist immer des kleinsten wie des größten Souverains letzte Zuflucht, nur mit dem Unterschiede, daß jener kleineres, dieser größeres Geräusch macht; jener in Verbindung mit Andern, dieser, um seine Macht bewundern zu lassen, lieber allein auftritt. — — Warum, in Gottes Namen, legen wir uns denn immer die Nothwendigkeit auf, Krieg anzufangen, um Frieden zu haben? — Denn Friede ist doch der Endzweck jedes Krieges, und man wählt ihn, weil man kein besseres Mittel weiß, ins Reine zu kommen. — Wir aber drehen die einfache Wahrheit um. Wir scheinen nur Frieden zu machen, um Krieg zu bekommen."

Der heilige Telemach.

Duelle sind heutiges Tages, was auch die Menschlichkeit, die Religion, die bürgerlichen Gesetze selbst dawider sagen mögen, noch immer Ehrensache. Wir haben dieses Erbstückchen den finstern Barbaren des Nordens, dem eisernen Alter der mittleren Jahrhunderte zu danken.

Bei den Römern ließ man zu des Pöbels erlaubter Gemüthsergötzung Sklaven den Zweikampf machen, und viele hundert, vielleicht tausend Schlachtopfer fielen alljährlich in den vornehmsten Städten des Reichs bei diesen blutigen Schauspielen. Cicero tadelte sie schon, doch wie es einem Staatsmann mitunter geziemt, fein glimpflich. Seneca erklärte sich, als Mann von Gefühl und Verstand, mit empörtem Unwillen gegen diese Metzeleien. Konstantin der Große erließ ein förmliches Edikt gegen die barbarische Sitte. Umsonst, die Gladiatoren und Duelle waren nicht zu verbannen.

Was der Tadel keines römischen Konsuls, die Vernunftgründe keines Weisen, die Gesetze keines Kaisers konnten, bewirkte ein armer asiatischer Mönch. Ich spreche vom heiligen Telemachus.

Der Triumph des Honorius, des Kaisers der Römer, und seines Feldherrn Stilicho, sollte im Jahre 404 unserer Zeitrechnung in der alten Hauptstadt der Welt gefeiert werden. Stilicho's Sieg über Alarich und die gothische Nation in den Feldherrn von Pollentia verdiente die Ehre.

Von der milvischen Brücke bis an den palatinischen Hügel war Roms Bürgerschaft in glänzendem Gewimmel verbreitet, die Pracht des feierlichen Zuges anzustaunen. Dann eilte die trunkene Menge zu den öffentlichen Spielen — zum Wagenrennen, Jagen wilder Thiere u. s. w. Aber die größte Volksmenge trug das römische Amphitheater, als die Fechter hervortraten, um zur Belustigung des Volks ihr Blut zu verspritzen.

Schon waren diese im gräßlichen Handgemenge; da stürzte mit edelmüthiger Kühnheit Telemach unter die Kämpfenden und trennte sie. Erbittert um die Störung seiner Freuden hob der Pöbel Steine auf, und zerstörte Mauern, um den heldensinnigen Mönch zu zerschmettern. Er fiel in seinem Blut, als Märtirer für die heilige Sache der Menschheit. Doch bald erlosch des Volkes Grimm. Man beklagte den heiligen Mann, und verehrte lange das Andenken des Telemach. Auch ward von dieser Zeit an das Amphitheater

Roms nie wieder durch freiwillig vergossenes Menschenblut befleckt. (Theodoret 5 Buch, Kap. 26.)

Ich suche vergebens den Namen dieses ehrwürdigen Mönchs in den Märtirerverzeichnissen der Kirche. Aber er starb nicht für die Sache der Kirche; er starb nur für die Sache der Menschheit.

Kriegsgebete.

Wenigstens waren die blinden Heiden in ihrer Religion zuweilen folgerechter, als die erleuchteten Christenvölker. Auch sie brachten den Göttern ihre Opfer und Gebete, wenn sie Krieg führten, um Sieg gegen ihre Feinde zu erflehen. Aber sie riefen nicht den Gott der Liebe, sondern den Gott des Blutvergiessens zur Hilfe; sie setzten nur Nationalgottheiten in Requisition, um den Einfluß fremder Nationalgötter zu schwächen. Während die Menschen sich auf Erden mit allem möglichen Heroismus erwürgten und elend machten, bataillirten die Götter eben so emsig im Himmel.

In den christlichen Kirchen ruft man das heiligste Wesen zum Beistand im unheiligsten Geschäft an; den ewigen Vater Aller rufen seine

Kinder gegenseitig zur Hilfe, einen Theil seiner Kinder ermorden oder plündern zu können.

Gar naiv ist das Gebet der Sachsen zur Zeit Karls des Großen im Kriege gegen ihn gewesen. Den wir Karl den Großen nennen, nannten sie in ihrer Einfalt Karl den Schlächter, weil er nur in Schlachten groß war. Im Archiv zu Goßlar fand sich folgende Gebetsformel an ihren Donnergott in altsächsischer Sprache:

„Hili kroti Woudana! ilp osk un osken pana Uuittikin ok kelta of ten aiskena Carlevi ten slaktenera. Ik kif ti in our un tou scapa un tat rose. Ik slacte ti all fanka up tinen iliken Artisberka."

Ins minder melodisch tönende Neudeutsch übersetzt, heißt dies: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Feldherrn Wittekind, auch den Hauptleuten, gegen den häßlichen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen, und zwei Schafe und die Beute. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge."

Seltsame Lobrede auf einen König.

Der Adel von Armenien im fünften Jahrhundert war über die Ausschweifungen des armenischen Monarchen, der damals noch christlicher Religion war, so empört, daß man sich lieber unter persische Hoheit begeben wollte. Die Edelleute suchten auch den Beifall des armenischen Erzbischofs Isaak für ihren Entschluß zu gewinnen; dieser aber (wie uns der Geschichtschreiber Moses von Chorene, B. 3, Kap. 63, meldete) antwortete heiligen Eifers voll: „Wahr ist's, unser König ist den ausschweifenden Freuden der Welt ergeben, aber — er ist in den heiligen Wassern der Taufe gereinigt worden. Wahr ist's, er liebt die Weiber nur allzusehr, aber — er betet doch nicht das Feuer an und die Elemente! Er verdient euern Tadel und den Vorwurf des schlechten Lebenswandels, doch ist er ein treuer, unzweideutiger katholischer Christ, und mögen auch seine Sitten schändlich sein, ist doch sein Glaube unbefleckt. Nie willige ich ein, daß meine Schafe der Wuth reissender Wölfe preis gegeben werden. Ihr selbst würdet nur zu früh den leichtsinnigen Tausch bereuen, die glänzenden Tugenden eines Heiden den Schwächen eines Gläubigen vorzuziehen!"

Tartarische Staatsmaxime.

Als die Mongolen China's nördliche Provinzen erobert hatten, hielten sie Kriegsrath, was mit Land und Leuten anzufangen sei? Tschingis, der Kaiser der Mongolen, hörte die Vorschläge seiner Räthe ruhig an, und die allgemeine Stimme vereinigte sich dahin, daß man alle Einwohner dieses volkreichen Landes vertilgen solle, um für die mongolischen Viehheerden Platz genug zur Weide zu finden. Die Eroberer behandelten vorzeiten die Völker wie Bäume; man verpflanzte sie, oder rottete sie aus, oder verschenkte und verkaufte sie nach Wohlgefallen.

Da trat ein ehrwürdiger Mandarin Yelutchusay vor den Staatsrath, und rettete durch Standhaftigkeit sein Vaterland, indem er zu Tschingis sprach: „Deinen unüberwindlichen Waffen, Sohn der Sonne, sind die vier Provinzen Petcheli, Kantong, Kansi und Leaotong unterworfen. Werden dir Viehheerden oder arbeitsame Menschen in ihnen mehr Gewinn einbringen? Siehe, diese vier Provinzen liefern alljährlich unter einer milden Verwaltung 500,000 Unzen Silbers, 400,000 Maas Reis und 800,000 Stück Seide. Tragen deine Heerden größern Nutzen?"

Tschingis ließ sich das Argument gefallen, und ward — sehr menschlich; er war es sonst eben so wenig, als in spätern Zeiten Timur oder Tamerlan, den sein Geschichtschreiber Cherefeddin Ali den Großen hieß.

Dieser berühmte Tatarkhan ließ, in seinem Lager vor Delhi, 100,000 indische Gefangene, die bei der Annäherung der Armee ihrer Landsleute gelächelt hatten, ohne Umstände niedermachen. — Ein theuer bezahltes Lächeln!

Schmähschriften.

Fridrich der Große ließ die gegen ihn geschriebenen Pasquille, wenn sie an den Mauern zu hoch angeschlagen waren, tiefer hängen, damit die kleinen Leute sie bequemer lesen könnten. — Joseph der Zweite ließ die Schmähschriften zum Besten der Armen verkaufen. — Mazarin machte es noch anders. Man ließ abscheuliche Sachen gegen ihn drucken. Er that sehr aufgebracht darüber; im Grunde machte er sich aber gar nichts daraus. Eines Tages gab er Befehl, man solle alle Exemplare, so viel man deren nur von den ärgerlichen Schand-

schriften habhaft werden könne, auftreiben und einbringen. Verbrennen wollte er sie, sagte er. Man bekam einen ziemlichen Vorrath. Als er sie hatte, ließ er sie — verkaufen, aber ganz unter der Hand; das brachte ihm an zehntausend Thaler ein, und gab ihm viel zu lachen. „Die Franzosen“, pflegte er oft zu sagen, „sind herrliche Menschen; ich lasse sie singen und schreiben, und sie lassen mich machen, was ich will.“

Die theuern Heiligen.

König Joseph von Spanien hob am 21. August 1809 eine Abgabe auf, die im ganzen Königreich unter dem Namen des Voto de San Yago erhoben zu werden pflegte.

Ein Madrider Blatt erzählte bei dieser Gelegenheit den seltsamen Ursprung dieser frommen Steuer des spanischen Volks auf folgende Art:

König Ramiro der Erste berief einst alle Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrherren und andere achtbare Leute seines Reichs, endlich alle seine Völker, um den Mauren eine große

Schlacht zu liefern, und sich von dem gottlosen Tribut zu befreien, den seine Vorfahren an die Mauren alljährlich entrichten mußten. Der Tribut bestand nämlich in nichts Geringerm, als in hundert schönen Jungfrauen (cien doncellas). Die Schlacht begann sehr unglücklich für die Christen. Der König zog sich mit dem Rest seines Heeres auf den Berg Clavijo. Während der Nacht erschien ihm der heilige Jacobus im Traum, drückte ihm die Hand, verhieß ihm am folgenden Tage während des Treffens sichtbar zu erscheinen, und ihm den Sieg zu verleihen. Es geschah wirklich, wie er gesagt hatte. Sechszigtausend Ungläubige verloren das Leben. Und alle Großen und das Volk gelobten, von nun an die Erstlinge ihrer Aernten und Weinlesen dem Kloster zu weihen zur Unterhaltung und Pflege der Chorherren. Ein königliches Privilegium dieses Gelübdes datirt sich von Calahorra im Jahr 872.

Allein manche Nachfolger Ramiro's fanden doch die Gunst des Heiligen etwas zu theuer, und erfüllten das Gelübde schlecht. Andere wieder bezahlten mit frommer Ehrfurcht die Schuld. Auch König Joseph gehörte nun zu denen, welche meinten, der Dienst des Heiligen sei längst bezahlt.

Diese Anekdote erinnert an Klodewig, den tapfern aber rohen Frankenkönig, welcher zu Rheims sein Heidenthum mit dem Christenthum

vertauschte, wo dann bei seiner Taufe eine Taube die sainte ampoulle voll himmlischen Oels aus den Wolken herabbrachte. — Nachdem Klodewig die Gothen besiegt hatte, opferte er dem heiligen Martinus von Tours, den damals die ganze Abendwelt am eifrigsten ehrte, reichliche Gaben. Als er aber doch sein ebenfalls verschenktes Streitroß von dem Heiligen wieder auszulösen wünschte mit hundert Goldstücken, konnte der bezauberte Zelter nicht aus dem Stall schreiten, bis der König das Lösegeld verdoppelt hatte. Dies Wunder bracht den gutmüthigen Barbaren in Zorn und zu dem Ausrufe: „Wahrhaftig, St. Martinus ist gut in der Noth, aber doch etwas theuer im Handel! (Vere, B. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio.) Gesta Francorum, tom. II. p. 554.

Man muß ihm diese Unbescheidenheit so übel nicht deuten. Er war noch etwas roh, aber wacker wie sein Degen. Als der Bischof von Rheims ihn im Christenthum unterichtete, und von Christi Leiden und Tode erzählte, ward der fränkische Heide so bewegt, daß er aufsprang und rief: „O, wäre ich doch da gewesen mit meinen Franken, wie hätte ich seine Schmach rächen wollen!“ (Si ego ibidem cum Francis meis fuissem. injurias ejus vindicassem.)

Ein Wort des jüngern Plinius.

Voll des tiefsten Schmerzes um seinen Freund Avitus, den ein früher Tod wegraffte, klagte der jüngere Plinius die moralische und wissenschaftliche Verwilderung der römischen Jugend an, von welcher sein verstorbener Liebling eine schöne Ausnahme gemacht hatte. „Unsere jungen Leute", schrieb er (B. 8, 23) an Marcellin, „sind sogleich gemachte Männer, wissen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale sein." (Statim sapiunt; statim sciunt omnia; neminem verentur, imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt.) Rom, als seine Jugend so entartet war, verdiente, statt die Welt zu beherrschen, von Barbaren beherrscht zu sein.

Wem fallen bei jener Stelle nicht viele unserer jungen Allwisser ein, die, in unreifer Weisheit sich selbst genügend, ihrer Väter Erudition verspotten; Alles aus sich selbst schöpfen, Alles in eigener Genialität selbst konstruiren wollen, die Klassiker höchstens aus Uebersetzungen zum Zeitvertreib, die Wissenschaft aus bunten Journalen mit großem Ernst studieren; jeden verachten, nur sich selbst Alles gelten!

Weichliche Scheu vor großen und dauernden Anstrengungen, weibische Phantasie, etwas Irreligiosität, für Tugend nur Konvenienz, Polyhistorei aus Zeitschriften, für nichts Sinn, für alles Worte haben, sich selbst seine Welt, im Egoismus versumpft sein: macht dies nicht heutiges Tages oft das Wesen eines jungen Mannes von Welt?

Die erste Bücherzensur im alten Rom.

Im Jahr 778 Roms, das heißt im fünfundzwanzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, da Tiberius, der Schändliche, die Herrschaft führte, wurde Cremutius Cordus vor Gericht gezogen, und zwar, wie Tacitus in seinen Jahrbüchern (4, 24) sagt, eines jetzt zum erstenmal erhörten Verbrechens wegen. Er hatte nämlich in seinen herausgegebenen Annalen den Brutus gelobt, und Cassius den Letzten der Römer geheißen. Diese schriftstellerische Freiheit mußte wohl unter einem Tiber gerügt werden. Die Geschöpfe des verworfenen Sejan klagten den redlichen Cremutius an; und dieser vertheidigte

sich, so finster auch Tiber blickte, ungefähr folgendermaßen:

„Mein Wort wird verklagt; so sehr ist meine That ohne Schuld. Doch auch jenes tastet nicht den Fürsten, nicht dessen Mutter an, die das Majestätsgesetz umschirmt; nein, man sagt, ich habe Brutus und Cassius gelobt, deren Thaten doch keiner von allen, die ihrer erwähnten, ohne Ruhm ließ. — Lobte doch einst auch Livius, glänzend wie durch Geist, durch treue Anhänglichkeit, den Pompejus so sehr, daß Cäsar August ihn selbst einen Pompejaner hieß, und doch störte dies ihr gutes Vernehmen nicht. Nirgends nannte er einen Scipio, einen Afrikanus, einen Cassius oder Brutus Meuchelmörder, oder Vatermörder, Namen, mit denen man sie heutiges Tages gern beschimpfen möchte, die Edeln! Pollio's Schriften bewahren ihr herrliches Andenken; Messala Corvinus nannte den Cassius seinen Imperator — aber dennoch behielten beide ihr Vermögen, ihre Stellen! Als Cicero den Cato über alles pries, antwortete ihm der Diktator Cäsar wahrlich auf andere Art; gewiß nicht vor Richtern. Antonius in seinen Briefen, Brutus in seinen Reden griffen den Augustus oft mit bittern, grundlosen Beschuldigungen an. Die Gedichte eines Bibaculus und Catullus wimmeln voll Schmähungen auf die Kaiser — aber der göttliche

Julius, der göttliche August duldeten es, und unterdrückten das alles nicht. Gleich bewunderns-würdig, wie ihre Mäßigung, war ihre Klugheit. Denn verachtete Vorwürfe veralten: aber denen ihr zürnet, die scheinet ihr zu bestätigen.

„Ich mag nichts sagen von den Griechen, bei welchen nicht nur Freiheit, sondern sogar die Frechheit ungeahndet blieb; oder wenn einer rügte, so rügte er Worte mit Worten. Immer aber war es den Griechen frei, von denen zu reden, die der Tod dem Hasse und der Gunst entzogen. Wiegle ich denn mit Brutus und Cassius das Volk in den Versammlungen auf zum Bürgerkriege, zu den Waffen, zur Erneuerung der philippinischen Schlachtfeldern? Siebenzig Jahre schon verschwunden, nur aus Bildsäulen noch bekannt, die selbst der Sieger nicht verstieß, behaupteten sie so einen Theil ihres Andenkens bei den Schriftstellern. Jedem gibt die Nachwelt sein Lob; und trifft mich Verdammung — es werden Andere kommen, die neben Cassius und Brutus dann auch meiner gedenken!“

So sprach Cremutius, ging aus dem Senat, des Todesurtheils gewiß, und endigte sein Leben durch Enthaltung aller Speise. Der feile Senat aber — ließ die Schriften des Cremutius verbrennen. Dennoch erhielten sie sich versteckt, und wurden wieder herausgegeben.

Deshalb darf man, setzt Tacitus hinzu, der Thorheit derer lachen, die durch Macht der Gegenwart auch das Urtheil der Nachwelt bestechen zu können glauben! — Und ich möchte hinzufügen: Es mußte eben ein Tiber sein, der die Censur erfand; und ein Pabst, wie Alexander VI, durch Unzucht und Grausamkeit berüchtigt, gehörte dazu, sie, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, in Europa wieder einzuführen und fester zu gestalten.

Orientalische Gerechtigkeitspflege.

In den Jahren 1803 bis 1806 machte der Schottländer Thomas Mac Gill, vermuthlich in kaufmännischer Absicht, eine Reise durch die Türkei, deren Beschreibung er zu London in zwei Bänden drucken ließ; denn es reiset nicht leicht Jemand, der nicht meint, „er könn' auch was verzählen," wie Asmus sagt.

Vom Städtchen Akhessar in Anadoli (oder Axar, wie es die Offenbarung Johannis Kap. 2 benennt) erzählt uns Mac Gill folgende Anekdote. Der Faktor eines Baumwollenhändlers, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, band sein Pferd

nicht weit von einem Kaffeehause, das zugleich türkisches Wachthaus war, an einen Baum, legte sich in den Schatten seiner Zweige und schlief bald ein. Als er aufwachte, war sein Pferd und die kostbare Bürde, die es trug, verschwunden.

Er wußte aber, daß Prinz Karosman Oglu in der Nähe von Akhessar sei. Er eilte zu ihm, und beklagte sich beim Statthalter des Padisha wegen des Diebstahls. Der Prinz war über die Unvorsichtigkeit des Kaufmannsdieners erzürnt, und rief: „Warum schliefst Du unter freiem Himmel, während ein Wachthaus nahe war, wo Du von Menschen beobachtet und in Sicherheit gewesen wärest?“

Warum hätte ich mich fürchten sollen, in dem Lande, das Karosman Oglu regiert, unter freiem Himmel zu schlafen?“ erwiederte der kluge Diener.

Da befahl ihm der Fürst, sich den nächsten Abend wieder den gleichen Baum im Felde niederzulegen und zu schlafen, wo er bestohlen worden. Es geschah. Und als der Diener am andern Morgen erwachte und die Augen aufschlug, hing ein todter Mensch an dem Baume über ihm, und das Roß mit der kostbaren Bürde stand neben ihm, wie es gewesen war, ehe es ihm gestohlen worden.

Mit diesem Zuge ächt-orientalischer Gerechtigkeitspflege verdient auch der folgende ausgehoben zu sein.

Da Mac Gill von Smyrna nach Ephes ging, ward ihm ein rührender Anblick gewährt. Unweit einer Hütte fand er ein altes Kameel, welches dort den Rest seiner Tage in Ruhe und Ueberfluß verlebte. Das türkische Sittengesetz gebietet: „Du sollst einen alten Diener nicht verlassen, wenn ihn Alter oder Krankheit verhindern, dir nützlich zu sein.“ Das Kameel war im Sonnenschein, am Ufer einer schönen Quelle gelagert, umgeben von hohen Kräutern, die es nach Belieben abnagte. Die Kinder des Dorfes spielten um das greise Hausthier, und lernten früh von ihren frommen Aeltern, wie man alte Dienste dankbar lohnen müsse. — Dieser Gerechtigkeit gegen Thiere pflegt selten der Abendländer, der oft von Zartgefühl plaudert, und den alten Diener seines Hauses verstößt.

Die brennende Pfeife.

An den fruchtbaren Ufern des Ohiostromes in Nordamerika wohnt der Volksstamm der Schawany's, Ueberrest einer vorzeiten mächtigen und furchtbaren Nation, die viele tausend tapfere Krieger ins Feld stellen konnte. Die Schawany's, sonst gewohnt zu siegen, jetzt nur ein Völkchen von etwa dreißig Familien, leben auf einem kleinen Strich Landes, den ihnen die Großmuth derer übrig ließ, die sonst von ihnen so oft waren überwunden worden. Der Engländer Thomas Ashe, welcher im Jahr 1806 zu dieser Völkerschaft kam, erzählt uns nachstehende Anekdote von der Galanterie derselben.

Mag der junge Wilde sein Mädchen noch so heftig lieben, am Tage ist seine Liebe stumm; kein Blick verräth die Gefühle seiner Brust. Wäre selbst die Auserwählte nicht gleichgültig gegen ihn, sie würde ihn für immer verschmähen, wenn er das geringste Wort ausspräche; sogar alle andere Weiber würden ihn verachten. Aber die Liebe sieht, wo auch kein Wort, kein Seufzer spricht.

Des Nachts verläßt der liebende Wilde sein Lager, und geht mit angezündeter Pfeife zur Hütte

des erkohrnen Mädchens. Er tritt in die Wohnung der Schönen; denn Schloß und Riegel sind dort fremd, und die Tugend bewacht sich noch selbst. Wenn nun das Mädchen ihm die brennende Tabakspfeife auslöscht, dann hat es Gegenliebe bekannt, und der Glückliche darf Alles wagen. Läßt es aber die Pfeife brennen, dann hat es ihn verschmäht. Bestürzt, niedergeschlagen verläßt der Jüngling, doch ohne zu murren, mit seiner brennenden Pfeife die Hütte der Geliebten, und kehrt nie wieder zu ihr zurück, zu der Grausamen, die das Feuer seines Herzens und seiner Pfeife nicht löschen wollte.

Des Kaisers Bart.

Cajus Octavius Cäpias, oder, wie er sich nachher nannte, Cäsar, oder wie er zuletzt hieß, Augustus, fand zwar noch eine Republik, aber keine Republikaner mehr. Daher that er gar nicht übel, dem Rathe des wackern Agrippa die schmeichelnden Vorschläge des weltklügern Mäcenas vorzuziehen, und Rom in eine Monarchie zu verwandeln.

Sobald Cäsar Augustus einmal die Gewalt in Handen trug, fand man natürlich Alles sehr göttlich an ihm. Im Jahr 714 nach Roms Erbauung ließ er sich zum erstenmal den Bart abnehmen. Dies große Ereigniß war für die Enkel der Scipionen und Cincinnaten allerdings wichtiger Anlaß, einen festlichen Tag zu begehen. Zu Ehren dieser Bartschur ward dem ganzen Volke mit ungeheurer Verschwendung ein prächtiger Schmaus gegeben. Dio Cassius erzählt uns dies im 48. Buch seiner römischen Geschichte, Kap. 34. Man sage doch nicht, solche Anekdote sei dem Ernst der Geschichte unwürdig. Nein, sie ist ein höchst bezeichnender Zug in der Geschichte dee Menschheit, lehrreicher, als die Schilderung aller eurer Hauptschlachten.

Oeffentliche Gewissenhaftigkeit.

Die Lyker, ein Völkchen in Kleinasien, wichen, nach Herodots treuem Zeugniß (B. 1. Kap. 173), von der genealogischen Methode aller andern Nationen ab, und zwar, wie sie meinten, aus guten Gründen. Sie nannten sich nämlich nicht nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern. „Fragt dort einer den andern, von welcher Familie er stamme: so gibt er das Geschlechtsregister seiner Mutter und Großmutter und Urgroßmutter an." — Keine Nation hatte so zuverlässige Stammbäume, so ehrliche Genealogen.

Wahlsprüche.

Die Wahlsprüche mancher im Laufe der Welt wichtig gewordener Personen enthalten zuweilen den Kern ihrer Maximen, den Schlüssel ihrer räthselhaftesten Handlungen.

Der Surintendant Ludwigs des Vierzehnten, der ehrgeizige Fouquet, hatte das Motto: Quo non ascendam? Es verhalf ihm zum Sturz.

Heinrich der Vierte von Frankreich hatte die Devise: invia virtuti nulla est via (unwegsam ist der Tugend keine Bahn). Ein Spruch des edeln Königs werth.

Auf der Petersinsel oder Rousseau-Insel im Bielersee stehen in Rousseau's Wohnung unzählige Namen von Reisenden aus allen Gegenden Europens an der Wand. Unter andern ist daselbst auch der Name W. Pitt, mit der Devise: Vaincre — n'importe comment! eingeschrieben. Hätte der Premierminister die drei Worte wirklich nicht selbst geschrieben, so konnte doch sein politischer Karakter kaum kürzer und treffender geschildert werden.

Aut cæsar aut nihil, ist der Wahlspruch der hochsinnigen Jugend. Gemeine Naturen lassen mit sich markten, und sagen zuletzt: aut cæsar aut aliquid.

Die Schwäche Germaniens.

Es war einige Zeit unter deutschen Schriftstellern Modeton geworden, über das „zerrissene, zerstückelte, getrennte deutsche Vaterland“ zu klagen; als wenn es vorher und seit zwei Jahrtausenden etwas anderes gewesen wäre. Man gefiel sich, den Wielandschen Ausdruck, daß wir nur noch deutsche „Sprachgenossen“ unter einander sind, zu wiederholen; als wenn die Deutschen wirklich jemals mehr vorher gewesen wären!

Es gab eine Zeit, da man gern von „deutscher Freiheit“ sprach, sobald das Haus Oesterreich Miene machte, immer mehr Theile Deutschlands an sich zu reissen. Und doch würde eben dies, wenn's gelungen wäre, die Deutschen erst zu einem Staat, zu einem Thron, zu einem Gesetz vereinigt, und gegen jeden Erobe-

rer unüberwindlich gemacht haben. Frankreich wäre noch heut ein schwaches, leicht unterjochbares Land, hätten die Könige desselben nicht, seit Karl dem Kahlen bis Ludwig dem Vierzehnten, die großen Lehen des Reichs mit ihrer Krone vereinigt.

Die Deutschen hatten, seit der Name ihres Landes in die Weltgeschichte eintritt, immerdar ein zerrissenes, zerstückeltes, getrenntes, und nie ein gemeinsames väterliches Land. Von jeher waren die Bewohner dieses Bodens nur durch Konföderationen verbunden, noch öfter aber durch Zwietracht und Rivalität getrennt, von den Bürgerkriegen seit Hermann bis zum letzten Kriege der Preussen gegen Oesterreich. — Nicht Roms Macht war den alten Germaniern so furchtbar, als diese innere Uneinigkeit der Stämme. Darum sagte auch Tacitus voll römischen Patriotismus (Tacit. German. c. 33): „Behielten doch diese Rom befeindender Völkerschaften ihren Haß gegen einander! Wir, auf des Glückes höchstem Gipfel, haben nicht vom Geschick mehr zu erflehen, als jener Barbaren Uneinigkeit.“

Urtheilen wir doch unbefangen, und berauschen wir uns nicht mit den seltsamsten Täuschungen. Wer die Schicksale der Gegenwart ruhig würdigen will, muß der Vergangenheit Orakel fragen.

Gibbon stellt aus Cäsars und Tacitus Gemälden ein Bild vom alten Germanien auf (Geschichte vom Verfall des römischen Reichs, zweiter Theil, Kap. 9), das, trotz des Zwischenraums von tausend achthundert Jahren, dem neuern Germanien nicht übel gleicht. Ich setze ein paar Stellen daraus her zum Nachdenken:

„Des alten Germaniens Stärke erscheint in furchtbarer Gestalt, wenn man bedenkt, was es mit vereinter Macht hätte wirken können. Sein ungeheurer Umfang mochte wohl eine Million von Kriegern stellen, weil da Alles, was Waffen tragen konnte, auch begierig war, sie zu tragen. Aber diese ungestüme Masse, nicht nur unfähig, einen weit reichenden Entwurf zur Nationalgrö – zu fassen oder zu vollstrecken, wurde nach von entgegengesetzten, oft wohl gar feindseligen Zwecken bewegt. Deutschland war in mehr als vierzig unabhängige Staaten getheilt, und selbst in jedem der einzelnen Staaten blieb die Verbindung der besondern Stämme nur sehr schlaff und willkührlich. — — Roms Geld und geheime Unterhandlungen fanden dabei den Weg bis in das Herz von Deutschland, und man bediente sich, wenn schon mit scheinbarer Würde, jeder Kunst der Verführung, um sich das Wohlwollen derjenigen Stämme zu gewinnen, die

wegen ihrer Nachbarschaft am Rhein und an der Donau die nützlichsten Freunde und so auch die gefährlichsten Feinde werden konnten. Man schmeichelte den berühmten und mächtigen Anführern durch kleine, an sich unbedeutende Geschenke, die aber von ihnen entweder als Zeichen eines gewissen Vorzugs, oder als Werkzeuge des Luxus aufgenommen wurden."

Auflagen.

Unter den Kaisern des alten Roms war Vespasian gewiß keiner der übelsten; aber zahlen mußte sein Volk, und immer zahlen. Steuern lagerten sich, wie jetzt in England und anderswo auf die Fenster, auf alle Kleinigkeiten. Sogar auf den Harn legte Vespasian eine Abgabe. Titus fand, sie sei doch nicht so recht anständig. Der witzige Monarch nahm aber einige aus dieser Geldquelle eingegangene Goldstücke, und hielt sie dem Sohne vor die Nase: „Versuche es doch, sie riechen gewiß nicht übel!"

Einige Senatoren brachten einmal in Vorschlag — denn an dergleichen nichtsbedeutende

Komplimente war der Senat damals nun schon gewöhnt — dem Kaiser eine Bildsäule für drittehalbhunderttausend Denare errichten zu lassen. „Nicht doch, nicht doch!“ rief Vespasian, und streckte lächelnd die hohle Hand dar: „Gebt dies Geld lieber mir, und macht diese Hand zum Piedestal dazu!“

Homer in Gefahr.

Man erstaunt, zu welchem Wahnsinn manche Herrscher der Vorwelt durch das bloße wollüstige Gefühl ihrer Macht hingerissen werden konnten. Nasereien der Neronen, Heliogabale, Karakallen u. s. w. sind in unsern Tagen nicht mehr gedenkbar. Dies ist die Macht allgemeinerer, höherer Kultur.

Kaiser Hadrian, der gar zu gern ein großer Mann sein wollte, und eben darum oft sehr kleinlich ward, wollte auch sogar, wo nur das Genie entscheidet, größer sein, als die Künstler. Er selbst entwarf zu öffentlichen Gebäuden die Risse, und da ihm einst der Architekt Apollodor bemerkte, daß die Statuen für seine Tem-

pelpforten zu groß entworfen wären, so daß die Göttinnen nicht wieder herausgehen könnten, wenn sie einmal dazu die Lust anwandeln möchte, — ließ er den Kritiker umbringen.

Am lächerlichsten war er, als er glaubte, sein majestätisches Machtwort reiche hin, die Gesetze des Schönen und Wahren zu bestimmen. Was Homer bei ihm verkündigt haben mochte, weiß man nicht; aber er suchte ihn ganz ausser Kredit zu setzen, und den Antimachus an seiner Statt als den Fürsten der Dichter zu erheben. Hadrians Majestät verschwand aus der Welt, Homers Majestät blieb.

Das Theodosianische Gesetz gegen Beleidigungen der Monarchen.

Theodosius der Große, ungeachtet der aufbrausenden Heftigkeit, die in seiner Gemüthsart lag, dennoch einer der bessern Fürsten und Gesetzgeber in einem verdorbenen Zeitalter, gab im Jahr 393 folgendes Gesetz wider diejenigen, welche die Ehre des Monarchen anzutasten wagen:

Wer sich unterfängt, Unsern Namen, Unsere Regierung, Unser Betragen zu lästern, soll nicht nach dem gewöhnlichen Ausspruch des Gesetzes bestraft oder von Unsern Amtleuten mit Strenge gezüchtigt werden. Wenn er aus Leichtsinn von Uns übel redete, soll man ihn verachten; wenn es aus blinder Thorheit geschah, ihn bemitleiden; geschah es aber aus Bosheit, ihm verzeihen.

Der Hofstaat.

Nichts war bei den ersten und bessern der weltbeherrschenden Cäsarn Roms einfacher, als der Hofstaat. Sie kannten, sie wollten kein orientalisches Gepränge. Da sie sich selbst nur als Oberhaupt der Bürger, nicht als Eigenthümer (Domini) derselben, nur als erste Diener oder Verwalter des öffentlichen Wesens, nicht als Inhaber desselben, ansahen, waren auch die untergeordneten Staatsdiener ungleich angesehenere Männer, als diejenigen, welche zu persönlichen Diensten am kaiserlichen Hofe bestimmt waren.

Darum sagt Gibbon mit Recht: „August oder Traian würden erröthet sein, den Gering-

sten der Römer zu jenen häuslichen Alltagsverrichtungen zu gebrauchen, die in der Hofhaltung und im Schlafzimmer eines eingeschränkten Monarchen so begierig von den Edelsten der brittischen Lords gesucht werden.“ Die Hofbedienten der Cäsarn bestanden bloß aus ihren Haussklaven oder Freigelassenen. Die Kleidung, die Tafel, der Palast der Weltgebieter, waren bloß der Würde eines reichen Senators gemäß. Sie vermieden jene Pracht, jene Zeremonien, wodurch sie das Auge ihrer Mitbürger beleidigen, durchaus aber weder ihre Gewalt noch ihr Ansehen erhöhen konnten. Sie gaben sich Mühe, sich in allen geselligen Pflichten des Lebens mit ihren Unterthanen zu vermischen, und unterhielten mit ihnen eine gleichförmige Beobachtung von Besuchen und Gastmählern.

Erst als der einfache Sinn verschwand, Staat und Fürst gleichbedeutende Dinge wurden, und die Schmeichelei, statt wie sonst verstorbene Kaiser zu vergöttern, in Vergötterung der Lebenden überging, verwandelte sich der Oberaufseher der Hausbedienten oder der Actor bei den Römern in einen Actor publicus, in eine Art Hofmarschalls.

Unser heutiges Leben ist meistens eine bunte Zusammensetzung veralteter Gebräuche und besserer Begriffe, die wir oft in ursprünglich unedle Formen einlegen. Daher haftet an unsern jetzigen

Hofchargen, an Marschallsstäben und Kammerherrnschlüsseln weder das Unrühmliche der ersten Bedeutung, noch das Rühmliche edler Größe und der schönen Harmonie der Formen mit dem Geiste.

Krönungs-Prozession.

Zwar haben uns die Anatomen Blumenbach und Sömmering unsere Brüderschaft mit dem Neger etwas verdächtig machen wollen, indem sie bei Zergliederung einiger Negerleichname, aus deren flächerm zurückweichenden Vorderhaupt, dem flachen Hinterhaupte, der kräftigern Unterkinnlade, dem kleinern Gehirne, dem kleinern Becken und der etwas gebogenen Gestalt der Beine, auf allzunahe Verwandtschaft der schwarzen Goldküstenbewohner mit dem Orang-Utang und andern Affenarten schlossen; zwar meint selbst der geistvolle E. A. W. von Zimmermann (trotz des Abbé Gregoire's Abhandlung von der Literatur der Neger), daß doch wohl das afrikanische Klima nie ganze Nationen hervorbringen möchte, die mit den Geistesvorzügen der Europäer jemals wetteifern könnten. Dennoch

erfährt man so mancherlei von den schwarzen Herren, die in Guinea daheim sind, was sich mit der tiefern Geistesstufe nicht wohl paart, die man ihnen in der Reihe der Wesen anweisen möchte. Das flächere Vorder- und Hinterhaupt abgerechnet, kommen mir oft die Neger nicht viel affenartiger vor, als die allerweißesten Europäer.

Der erste Negerstaat nach europäischer Form ist bekanntlich die Republik oder das Kaiserthum Haiti. Hat der Engländer Rainsford uns keine Mährchen aufgebunden, so könnte dies mit der Zeit einen Staat von Dauer geben. Daß sich dort noch immer Faktionen bekämpfen, ist keine Folge der Negernatur, sondern ziemlich europäisch. Auch nahm ja der König von England keinen Anstand, den Thron von Haiti, troz der etwas gebogenen Beine ihres Besitzers, anzuerkennen. Auch versichert Rainsford, daß die St. Domingischen Neger, seit sie das Joch der Weißen abschüttelten, eine Masse von Talenten, eine Thätigkeit, einen Scharfsinn entfalteten, die man den Vettern des Orang-Utangs nie zugetrauet hätte. Wenigstens gesteht man ihnen schon jezt zu, daß sie gute Generale besitzen können. Freilich, unbarmherzig und grausam sind sie im Kriege; wenn dies aber eine Folge des kleinen Gehirns sein sollte, so muß das-

selbe auch oft bei den weißen Europäern nicht sonderlich groß sein.

Als sich der Neger-General Hans Jakob Dessalin im Jahre 1804 zum Kaiser Jakob I. krönen ließ, ging der Krönungszug mit großem Gepränge durch die Straßen der Hauptstadt zur Kathedralkirche, von wannen ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!" tönte. Die Prozession selbst war, wie Rainsford sie beschreibt, vollkommen allegorisch, eine mimische Proklamation ans Volk, durch welche der neue Monarch seine Grundsätze verkündete.

An der Spitze des Feierzuges ging nämlich die Erziehung oder Nationalaufklärung einher, als Symbol des edelsten Guten einer Nation, aus dem erst alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künste und Handthierungen, welche erst möglich sind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchste Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alte Vorurtheile verschwunden sind. Ihnen nach schritt der Handelsstand, weil die Kultur des Bodens den Handel erst möglich macht; darauf folgten die Gesetzgeber und Justizbeamten, weil erst der Staat und die Stände vorhanden sein müssen, ehe ihnen Gesetze geschaffen werden können; end-

lich kam hinter ihnen die medizinische Fakultät, und zuallerletzt — wer sollte sich auf ein Epigramm gefaßt halten? — das Militär. So ging der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider, diese mimische Proklamation des schwarzen Imperators ging bisher so wenig in Erfüllung, als manche andere gedruckte; in der Wirklichkeit marschirte Alles in umgekehrter Ordnung; die Letzten wurden die Ersten; das Militär stand an der Spitze, die Erziehung trug die Schleppe nach.

Der persische König Artaxerxes, dessen Gesetzbuch noch der große Chosroes Nushirvan allen seinen Statthaltern zur ewigen Richtschnur ihrer Verwaltung zusandte, dachte sich die Sache ganz anders, als Kaiser Jakob von Haiti, und verrieth in der That mehr Welt- und Menschenkenntniß, als der Sohn der Goldküste.

„Das Kriegsheer allein ist die Säule der königlichen Majestät", sprach der persische Staatsmann; „das Kriegsheer kann nur durch Auflagen unterhalten werden. Auflagen müssen zuletzt immer auf die Landwirthschaft zurückfallen; Ackerbau und Viehzucht blühen aber nur unter dem Schutze der Gerechtigkeit und Mäßigung!"

Einige Gedanken vom Vater Ludwigs des Sechszehnten.

Der Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten, Königs von Frankreich, war gewiß einer der liebenswürdigsten unter den europäischen Fürsten. Wohl ihm, daß er das traurige Schicksal seiner Kinder nie ahnen konnte!

Als man seinen Söhnen das Zeremoniel der Taufe supplirte, und das Kirchenbuch brachte, worin die Namen der Getauften ohne Unterschied des Ranges einregistrirt stehen, sagte er zu ihnen: „Seht hier euern Namen in Reihe und Glied neben dem Namen eines Armen und Dürftigen! Die Religion, wie die Natur, setzt alle Menschen einander gleich. Nur die Tugend allein macht den Unterschied. Vielleicht ist der, welcher vor euch in dies Buch eingeschrieben steht, in den Augen der Gottheit vortrefflicher, als ihr jemals in den Augen der Völker werdet!"

Den Erziehern seiner Prinzen sagte er: „Führet meine Kinder auch in die Strohhütte des gemeinsten Bauers; zeiget ihnen alles, was ihr Herz rühren kann. Sie müssen das schwarze Brod

sehen, von dem sich der Arme sättiget; sie sollen mit ihren Händen das Stroh berühren, das ihm zum Bette dient. — — Ja, ich verlange es, sie sollen auch weinen lernen! Ein Fürst, der nie Thränen vergoß, kann unmöglich ein guter Fürst sein."

Ludwig der Vierzehnte hatte bekanntlich ungeheure Summen an den Bau von prachtvollen Palästen und Garten verschwendet. Auch Ludwig des Sechszehnten Vater hatte Sinn für diese Leidenschaft. Er entwarf mit eigener Hand Grundrisse und Profile zu kostbaren Palästen und herrlichen Gartenanlagen. Natürlich, die Hofleute bewunderten seine Ideen, waren entzückt von ihrer Schönheit. „Nun ja," sagte der Dauphin, „sie gefallen mir auch. Aber das Schönste an ihnen ist: sie sollen dem Volke keinen Sous kosten, denn, meine Herrn, ich lasse diese Plane — — nie ausführen."

Eines Tages unterhielt er sich mit dem Abbé de St. Cyr über das Buch des Peter de Marca von der Freiheit der gallikanischen Kirche (de concordia sacredotii et imperii). „Mein Gott," sagte er, „was kostet es doch Noth, lieber Abbé, die Menschen eines Sinnes zu machen! Ein Hirt, den Stab in der Hand, setzt mit einem einzigen Pfiff sein ganzes Volk in Bewegung. Ein paar Hunde sind seine Minister. Sie bellen manchmal

und beissen nur nicht. Alles geht in Frieden. Aber was die Reform der Staaten so erschwert, ist der Umstand, daß immer zwei gute Regenten auf einander folgen müssen, Einer um Mißbräuche auszurotten, und nachher Einer, um die Wiederkehr zu verhindern."

Nemesis.

Es wird manches unnüze Buch geschrieben, nur weil die Schriftsteller nicht immer wußten, worüber sie schreiben sollten. Warum verfiel noch kein guter Kopf darauf, die Nemesis aus der Weltgeschichte zu schildern? Welch ein erhabener und mannigfaltiger Stoff bietet sich dazu aus allen Weltaltern und Weltgegenden dar! Unter dem Schwert der vergeltenden Göttin sanken Alexanders Mazedonien und das weltplündernde Rom nieder; und das rächende Schicksal pochte an die Paläste Nero's wie an die Stallthür des diebischen Gauners. Eine solche Beispielsamm-

lung — versteht sich mit Strenge ausgelesen, mit Geist geordnet, mit Geschmack erzählt — würde den gesunkenen Glauben an die Weltregierung und an den dunkeln Arm der Vorsehung mächtiger aufrichten, als die längste Predigt, die oft eben darum die langweiligste ist. Oft sind die Entwickelungen unbegreiflich wunderbar; oft schauerlich. Die neueste Geschichte ist nicht arm daran. Man darf sich nur an das Ende der meisten von denen erinnern, welche in der französischen Revolution ihre Hände mit dem Blute der Unschuld färbten.

Seltsam war die Rache, welche die Gemeinde Cusset nach Robespierre's Sturz an einem ihrer Mitbürger nahm, der einer von den subalternen Schreckensmännern gewesen. Dieser, Namens Forestier, ein Advokat, votirte, als Mitglied des Nationalkonvents, auch Ludwigs des Sechszehnten Tod, errichtete in seinem Geburtsstädtchen ein Revolutionstribunal, und beging viele Grausamkeiten, indem er sich auf Unkosten seiner Schlachtopfer bereicherte. „Nichts schöner, nichts herrlicher, als ein Revolutionstribunal!" rief er eines Tages, „als so ein Haufe Verdammter, die mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüberziehen; als der Anblick von Geschwornen, die ein wahres Kettenfeuer darauf machen!"

Nach dem Sturze der Schreckensregierung

setzten die Einwohner von Cusset unter die Fenster seines Hauses eine Kufe, angefüllt mit Blut, mit Knochen von Todtenköpfen, daran befand sich die Inschrift: „Schau dein Werk an; lösche deinen Durst, aber zittert, Tirannen!"

Die Inschrift mahnt an die Worte der scythischen Königin Tomyris, als sie das Haupt des Cyrus in einen Sack voll Blut steckte.

Dieser Forestier war übrigens ein Mann von vieler Bildung, Kenntniß und Belesenheit in den Werken der Alten; angenehm im Umgang; gefühlvoll und, was man kaum glauben sollte, sogar gutherzig. Als er nach der Einthronung Ludwigs XVIII, wie viele andere, die für Ludwigs XVI Tod gestimmt hatten, in die Fremde auswandern mußte, suchte und fand er seine stille Zuflucht in der Schweiz. Er besuchte mich zuweilen in Aarau. Seine Gespräche waren lehrreich. Freilich muß ich hinzusetzen, Forestier war damals schon ein Greis. Zwanzig seit den Tagen des Revolutionstribunals verflossene Jahre können Länder und Völker umgestalten; warum nicht den einzelnen Menschen?

Zwei seiner ehemaligen Amtsgenossen, dann seine Unglücksgenossen, wohnten zu derselben Zeit ebenfalls in Aarau, aber vor der Stadt, und zwar ungefähr dreißig Schritt von einem Landhause, in welchem die Prinzen Guimené, als

Ausgewanderte und Geächtete, in den Tagen französischer Schreckensherrschaft Zuflucht gefunden hatten!

Josias Graf von Ranzow.

Der Graf Josias von Ranzow war einer der wackersten Kämpen und bravsten Feldherrn seiner Zeit; und doch weiß man wahrlich jetzt von seinen Großthaten nicht mehr viel zu sagen. Der Mann ist uns allenfalls noch darum merkwürdig, daß er am Ende des Heldenlebens von seinem Leibe nur noch ein paar Fragmente übrig behalten hatte.

Erst diente Ranzow unter den holländischen Truppen; dann den Schweden unter Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege; endlich trat er in französische Kriegsdienste; ward Oberst, General, schwor 1645 der lutherischen Religion ab, und empfing den Marschallsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Beredsamkeit; sprach die vornehmsten Sprachen Europens; war tapfer wie sein Degen; in dem Feuer der Schlacht

kalt, wie — ein Salamander hätte ich bald gesagt — wie ein Cäsar. Er schlug die Feinde, wo sie ihm begegneten; eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn, als auf das schönste Mädchen; man verglich ihn mit allen Heroen des Alterthums. Und was war das Ende vom Liede? — Er mußte zuletzt, eines bloßen Verdachtes willen, ins Gefängniß wandern; saß ein Jahr darin; kam endlich gerechtfertigt wieder in Freiheit, um ein paar Monate darauf (1650) an der Wassersucht zu sterben. Von allen seinen Gliedmaßen, die sonst der Mensch doppelt zu haben pflegt, hatte er die Hälfte auf den Schlachtfeldern gelassen. Er hatte nur noch ein Ohr, ein Auge, einen Arm, ein Bein — genug, Mars ließ ihm, wie sich ein französischer Dichter sehr artig über ihn ausdrückte, nichts Ganzes, als — das Herz.

Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Und dies Fragment von Menschen starb — da ward selbst sein militärischer Ruhm vergessen.

Anders denkt der Sekretär, anders der Pabst.

Aeneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing sogar die poetische Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter, ein fleißiger Geschichtschreiber, ein gelehrter Theolog, und, was mehr als Alles sagen will, ein vorurtheilsfreier, helldenkender Kopf. Als Sekretär der berühmten Kirchenversammlung zu Basel im Jahr 1431, war er der eifrigste Vertheidiger des Ansehens der Konzilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päbste. Keiner sprach wärmer, keiner geschickter für die Freiheit und Rechte der Kirche, keiner bündiger gegen päbstlichen Despotismus.

Was geschah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er selbst Pabst. Die Welt erwartete von diesem hellen Kopfe große Reformen in Kirchensachen; man erwartete, er werde wenigstens seinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte. Hochgespannt blickte die Christenheit zu Pius dem Zweiten empor.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er all

Appellationen an ein Konzilium für null und nichtig, abscheulich, und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Sekretär für das Baseler Konzilium geschrieben.

„Wir sind Menschen," sagte er, „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht läugnen, daß Vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverhohlen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend einmal dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es es irgend Jemand geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Thrones der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dies Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerlei Glauben beizumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen

Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre Widerstrebendes in Unsern „Dialogen“ oder in Unsern „Briefen“ oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebt einem souveränen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Partikular; verwerfet den Aeneas Sylvius, und folget Pius dem Zweiten!“

Mittel gegen Rebellionen.

Philipp von Valois, erster französischer König aus der Nebenlinie des valesischen Geschlechts, bestieg 1328 den Thron. Die Völker gaben ihm damals den Beinamen des Beglückten (fortuné), bald aber den schönern des Gerechten.

Sein Vasall, der Graf von Flandern, hatte seine Unterthanen so gedrückt und ausgesogen, daß die Leute in der Verzweiflung erst die flandrischen Amtleute todtschlugen, dann, um sich

gegen grausame Strafen zu vertheidigen, die Waffen ergriffen. König Philipp kam dem Grafen zu Hilfe, griff die rebellischen Flamänder an, und schlug sie den 24. August 1328 bei Kassel. Nachdem er Alles vermittelt und den Frieden ganz hergestellt hatte, zog er seine Truppen zurück aus dem Lande, und nahm von dem Grafen Abschied. „Sire," sagte dieser, indem er dem Könige öffentlich vor allen versammelten Großen dankte, „nun mich Ew. Majestät verläßt, wer sichert mich vor neuen Unruhen?" — „Nicht doch!" fiel ihm der König ins Wort: „Mein Heer that freilich viel; aber seid künftig klüger, seid künftig menschlicher, und Ihr werdet keinen Rebellen mehr sehen!" — Der Graf verbeugte sich erröthend.

Ein Festungs-Kommandant.

Es fehlt der neuern Geschichte nicht sowohl an Heldenzügen, als an großen Geschichtschreibern, die dergleichen aufzufassen und zu benutzen verstehen, wie die Alten. Wie Brutus seine eigenen Söhne hinrichten ließ, weil sie gegen die Republik in Verschwörung getreten waren, weiß noch Jeder. Aber von dem Heldensinn des Arthur Capel wissen Wenige mehr, und doch wäre es in unsern Tagen manchem Festungs-Kommandanten gut gewesen, sie gewußt zu haben.

Arthur Capel, Baron von Hamdan, war Gouverneur von Glocester, als Fairfax, Feldherr der Parlamentstruppen, diesen Platz im Jahr 1645 belagerte. Da Arthur nichts von Uebergabe hören wollte, ließ er dessen Sohn holen, der in London studirte, um den Vater zur Ergebung zu bereden. Allein der siebenzehnjährige Jüngling weigerte sich gegen Fairfax und sagte: „Mein Vater weiß besser, was er zu thun hat. Er bedarf des Rathes eines Kindes nicht." — Erzürnt ließ Fairfax den Jüngling bis zum Gürtel entkleiden, vor die Wälle von Glocester führen, und den Vater rufen. Dieser trat auf

den Wall, sah seinen Sohn halb entblößt, und zehn Kriegsknechte, die Schwerter gegen den wehrlosen Jüngling gezuckt. „Macht Euch gefaßt," rief einer von Fairfaxens Hauptleuten ihm zu, „entweder übergebt Ihr Glocester, oder Ihr seht das Blut Eures Sohnes fliessen!" — Schaudernd sah der Kommandant auf sein geliebtes Kind, dann auf die ihm vertraute Stadt. Dann schrie er vom Wall hinab: „Auf, auf, mein Sohn, gedenke Gottes und Deines Königs!" — Dreimal rief er diese Worte, wandte sich um, ging in die Stadt zurück, und ermahnte seine Hauptleute, standhaft zu bleiben, nicht um seinen Sohn zu rächen, sondern den König.

Aehnlich dieser Handlung war die That des Jean Blanc, eines vornehmen Bürgers und ersten Konsuls zu Perpignan, als diese Stadt im Jahr 1474 von den Franzosen belagert wurde. Bei einem Ausfall gerieth sein Sohn in feindliche Gefangenschaft. Die französischen Generale liessen dem Vertheidiger von Perpignan sagen, sie würden diesen Sohn vor seinen Augen niedermachen, wenn er die Stadt nicht übergäbe. — „Ich bin meinem Könige Treue schuldig bis in den Tod!" antwortete Jean Blanc. „Wollt ihr Mörder sein, und fehlt's euch an Waffen, so will ich euch meinen eigenen Dolch dazu schicken. Aber Perpignan behalte ich!"

Er verlor seinen Sohn. Jean Blanc übergab die Stadt erst, da ihn sein König selbst dazu aufgefordert hatte, und das letzte Pferd, der letzte Hund in der Stadt geschlachtet und verzehrt war.

Graf René von Anjou.

Es sind jetzt über vierhundert Jahre, seit René, Graf von Anjou und Provence, lebte, aber man hat ihn in der Provence noch nicht vergessen, wär's auch nur wegen seiner Sonderbarkeiten, und der seltsamen Zeremonien, die er liebte. So war er z. B. der erste Stifter jener bekannten Prozession von Aix, wobei man einen Sänftenträger in die Königin von Saba verkleidete, die heiligen Apostel, mit Flinten bewaffnet, sich gegen die Teufel wehrten, und mit dem Ehrwürdigen das Possenhafte, mit dem Heiligen das Unsittliche verbunden war. Dies Fest ward noch vor der französischen Revolution so begangen, vielleicht auch noch jetzt.

Graf René wäre ein vortrefflicher Privatmann gewesen. Er war gefällig, liebreich, freigebig bis zum Schuldenmachen. Er mochte keinen Unglücklichen sehen. Aber man kann ein vortreff-

licher Privatmann und doch ein schlechter Fürst sein. Mit allem guten Willen, bei einem trefflichen Herzen, mit vorzüglichen Talenten, machte er doch sein Land nicht so glücklich, als er es machen konnte, und verstand er sich nicht darauf, sein Gebiet zu behaupten oder seine Eroberungen zu behalten. Es schmeichelte ihn, der Gute zu heißen. Nichts unterschrieb er lieber, als Belohnungen oder Begnadigungen; „eines Fürsten Feder muß da niemals träge sein!" pflegte er zu sagen. Aber seine Begnadigungen der Schlechten waren oft das Unglück der Rechtschaffenen. Er machte artige Verse, man hat deren noch einen ganzen Band; er war ein geschickter Maler, versäumte aber darüber seine wichtigern Fürstenpflichten. Er saß eben und malte ein Rebhuhn, als man ihm die Botschaft hinterbrachte, sein Königreich Neapel wäre verloren; er zuckte die Achseln und — malte ruhig weiter. Bei den Celestinern zu Avignon zeigte man noch vor der Revolution ein Gemälde von seiner Kunst. Es war das Bild einer seiner Geliebten. Aber so wie dieser fürstliche Künstler hat wohl noch keiner seine angebetete Schöne dargestellt und verewigt. Sie ist im Begriff, aus dem Sarge hervorzusteigen; ihr Leichnam ist verweset, ihr Fleisch von Würmern zerfressen, die Knochen stehen ekelhaft hervor.

Ein Gastmahl seltener Art.

Aller Luxus der heutigen Welt reicht zuletzt doch nicht an den Luxus der Römer zur Zeit ihres Sittenverfalls. Man vernimmt dergleichen noch etwa, wie ein morgenländisches Feenmährchen, und staunt über die glänzenden Rasereien.

Kaiser Verus, so erzählt uns Julius Capitolinus, wollte auch einmal ein glänzendes Abendessen geben. Er lud nur zwölf Personen ein, ganz nach der Römersitte und Sprichwort jener Zeit: „Sieben Gäste machen ein Gastmahl, neun aber eine lärmende Gesellschaft.“

Quinque advocavi: sex enim *convivium*
Cum rege justum: si super *convicium* est.
Ausonius.

Dies Abendessen kostete trotz dem dennoch über 360,000 Gulden unsers Geldes. Ich weiß nicht, womit der kaiserliche Amphitrion seine Gäste bewirthete; aber es wird gewiß nicht geringer gewesen sein, als was den Gästen auch nebenbei zufiel.

Denn jeder bekam den Vorschneider, so wie den schönen Knaben, welcher ihn bei Tafel bedient hatte, sogar die Schüsseln, auf welchen ihm die Speisen vorgelegt waren, zum Geschenk. Ausserdem ward ihm von jeder Art zahmer und wilder Thiere und Vögel, von denen er gekostet hatte, ein lebendiges Exemplar nach Hause geschickt; denn hier hatte er von manchem genossen, was er in seinem Leben nicht mit Augen gesehen. So oft getrunken wurde, gab man frische Becher von alexandrinischem Kristall, oder auch einen goldenen oder silbernen, von edeln Steinen strahlenden Pokal. Die Salbengefäße waren alle von reinem Golde; die Blumenkränze der Gäste aus Blüthen anderer Jahrszeiten, von Goldbändern umwunden. Die Nacht hindurch ward mit Würfeln gespielt, und als man endlich am hellen Morgen heimtaumeln wollte, bekam jeder beim Abschiede einen Prachtwagen, sammt Kutscher und Maulthieren, deren Geschirr von Silber war, mit allem Zugehör.

Der edle Marc Aurel seufzte freilich über seinen ungezogenen Mitregenten; aber all seine Philosophie schlug bei diesem nichts an. Während die Legionen niedergehauen, die Provinzen des Orients verwüstet wurden, ging Verus auf Lustpartien, oder fluchte, wenn er sich den Magen überladen hatte, über das menschliche Elend. Er

hatte auch die Ehre, bei solchem Anlasse in seiner Kutsche vom Schlage gerührt zu werden und daran zu sterben.

Die Kaiser-Probe.

Kaiser Alexander Severus nahm es strenger, als der sanfte Marc Aurel, und forderte von dem Beherrscher eines großen Reiches etwas mehr, als die löbliche Kunst, gut essen und trinken zu können. Man erzählt sich unter andern von ihm folgende drollige Anekdote, die uns Aelius Lampridius aufbewahrt hat.

Ein gewisser römischer Senator, Ovinius Camillus, hatte die beste Lust, Kaiser zu werden. Er war ein Weichling der ersten Klasse; aber reich und aus einer der ersten Familien; das machte ihm Muth.

Kaum erfuhr Alexander Severus, daß der schlaffe Herr mit Verschwörungen und Thronanmaßungen umging, so ließ er ihn zu sich in den kaiserlichen Palast kommen. Er dankte dem Ovinius aufs verbindlichste, daß er sich entschlossen habe, die schwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, wozu man sonst nur rechtschaffene Männer nicht ohne Zwang gebracht

habe; ging darauf mit ihm in den Senat, und erklärte ihn dort ohne anders zu seinem Reichs- und Thronerben.

Ovinius, anfangs voller Todesangst wegen seines verrathenen Verbrechens, fand den Ausgang der Geschichte recht artig, ließ sich das Wohnen im Palast, den kaiserlichen Schmuck, die äussern Ehrenbezeugungen u. dgl. sehr wohl gefallen. Aber Kaiser Alexander überhäufte ihn bald so mit Geschäften aller Gattung, daß der gute Reichsgehilfe kaum mehr Athem schöpfen konnte. Das Leben gefiel ihm schlecht; weder Essen noch Trinken schlug an.

Zum Glück brach ein Krieg aus. Ovinius gedachte frische Luft zu schöpfen und sich der Regimentssorgen zu entschlagen, wenn er mit seinen Küchenwagen die Armee begleitete. „Auch das!“ sagte Alexander; „es geziemt einem Kaiser, sein Reich zu vertheidigen gegen die Barbaren.“

Alexander, der meistens zu Fuß marschirte, bat ihn, als guter Soldat, Allen zum Beispiel, die kleine Unbequemlichkeit mitzumachen. Ovinius hätte gern Einwendungen erfunden; allein er wollte seinem Mitkaiser nicht nachstehen; der römische Soldat hielt auf dergleichen viel. Er marschirte. Aber nach fünf Milliarien ging's nicht mehr fort. Alexander ließ ihn zu Pferde steigen

— zwei Märsche, und es war nicht zum Aushalten. Also ging's in den Wagen. Aber das war ein Fahren, Tag und Nacht, und Nacht und Tag; Berichte von allen Gegenden, Befehle nach allen Seiten. Der Feind war in der Nähe; Ovinius und Alexander immer voran.

Der arme Ovin ertrug's nicht länger. Die Furcht vor dem Feinde war peinlicher, als der Tod selbst. Und dann die Mühseligkeiten sonder Ende; lieber einen Bettelsack in der bequemen Sicherheit, als eine Kaiserkrone und Mord und Todtschlag nebenbei. Er erklärte am Ende, er wolle lieber sterben, als länger auf dem Thron bleiben. Alexander lachte, und gewährte ihm die letzten Wünsche. Er schickte ihn unter guter Sicherheit nach Italien zurück, wo Ovin, als Privatmann, auf seinen Landgütern, auf den zarten Polstern der römischen Paläste, der Kaisernoth vergaß, und nur in schweren Träumen noch dann und wann das überstandene Unheil der höchsten Würde empfand.

Ein kaiserlicher Rathgeber.

Unter den Feldherren Karls des Fünften war auch ein gewisser Anton de Leve, ein Navarrer von Geburt, von ganz gemeiner Herkunft. Aber seinem Kaiser treu, zu jedem Wagestücke kühn, verschmitzt und unerschrocken, übrigens ohne Religion, ohne Gewissen — das half. Er schwang sich zu den höchsten Würden Karl der Fünfte ehrte ihn öffentlich als eins seiner brauchbarsten Werkzeuge. In Mailand mußte er neben dem Monarchen sitzen, und sogar mit bedecktem Haupt. Der Navarrer wollte Umstände machen. „Nein!" rief der Kaiser, und setzte ihm selbst den Hut auf den Kopf; „ein Kriegsmann, der sechszig so rühmliche Feldzüge gethan, mag endlich wohl sitzen, und sein Haupt vor einem dreißigjährigen Kaiser bedecken."

Eines Tages unterhielt sich Karl der Fünfte mit ihm über die verwickelten Angelegenheiten Italiens. „Die vielen Fürstlein da überall herum machen mir den Kopf warm!" sagte der Kaiser: „Wie dem abhelfen?"

„Abhelfen?" erwiederte de Leve „Lassen Sie sie, einen um den andern, durch treue Leute, ohne daß man weiß, wie? aus der Welt schaffen."

Karl der Fünfte schauderte bei dem Vorschlag: „Wie? was würde dereinst aus meiner Seele werden?" — — „He! Ew. Majestät hat eine Seele?" entgegnete der Navarrer: „dann geben Sie das Regieren auf!"

Kopf ohne Herz.

Herz ohne Kopf, man weiß es, bringt's in dieser Welt nirgends hin; Kopf ohne Herz etwas weiter, doch nie weit.

Es heißt zuweilen: „der und der ist der schlechteste Mensch unter der Sonne, aber ein Kopf ohne Gleichen; und solche Leute kann man in Geschäften brauchen: was fragt man da nach Gemüthsart?" — Wer so spricht, hat selbst kein Herz; und wäre er ein Staatsmann, so verstände er seine Kunst doch nur halb. Der schlaue, mönchisch-geschmeidige Mazarin z. B. hat nie die Achtung eines Mannes gewinnen können, der Sinn für ächte Größe hatte.

Als er aus Italien nach Frankreich kam, brachte er einen gewissen Menschen mit sich, Namens Emery, der alle Anlagen dazu hatte, ein größerer Geschäftsmann zu werden, als Mazarin selbst war; Witz und Scharfsinn zum Verwundern; Leichtigkeit in Behandlung der verwickeltsten Arbeiten; Geistesgegenwart, die nie übermannt ward; Vorhersagungsgabe, die selten oder nie fehl rechnete. Aber dieser Mensch war dabei ein Erzschurke, ohne Gefühl für Menschlichkeit, Wahrheit und Recht. Sein Gott war das Geld, und jeder Mensch für ihn so viel werth, als eine Gliederpuppe. „Desto besser für Hof und Staat!“ wird Mancher denken. Ich aber glaube, desto schlimmer.

Emery war der Sohn eines ganz gemeinen Bauers im Sienischen; Mazarin brauchte ihn zu seinem Vor- und Nachläufer, überall, wo kein redlicher Mann sich brauchen ließ. Emery stieg von Amt zu Amt, und ward zuletzt Oberintendant der Finanzen. Keiner taugte besser zum Geldschmied, als er, denn alle Mittel waren ihm gleich. Er behandelte seine Nation wie einen Bienenstock, dem ein guter Oekonom jährlich den Honig so weit wegnimmt, daß nur eben zum Leben genug bleibt, um künftiges Jahr mehr zu bekommen. — „Possen mit euerm Gewäsch von Ehrlichkeit (bonne-foi)!“ sagte Emery

eines Tages, als ihm doch eine ehrliche Haut einmal etwas von Treu und Glauben sagen mochte. „Ehrlichkeit ist eine Tugend für Kaufleute! aber als Pflichtvergessene (prévoricateurs) soll man Staatsbeamte abstrafen, die sich unterstehen, daran in Geschäften des Königes zu denken."

Er wer denn nach seiner Art auch gar nicht pflichtvergessen. Für Geld war ihm Alles feil. Er verkaufte Aemter, Titel, Adelsbriefe und was man wollte. Um Geld zu beziehen, schuf er ganz neue Stellen, die zuweilen lächerlich genug waren. Er machte Ober-Reiswellen-Controlleurs, geschworne Heuhändler, Weinausrufungs-Räthe u. dgl., hetzte Hof und Parlament gegen einander, und trieb einen Unfug, daß zuletzt alles in Sturm gerieth.

Mazarin spürte wohl, es sei Zeit, den großen Staatsmann auf die Seite zu thun. Er nahm ihm seinen Posten und verbannte ihn auf seine Güter. Da starb der kluge Wicht, im Leben noch Zeuge einer Schande, die ihn im Tode nicht verließ. Er vergrub sich in größte Zurückgezogenheit; er starb, man weiß von dem Manne nicht einmal zu sagen: wann? Man nennt noch heut seinen Namen, um ihn zu schimpfen.

Ein Urtheil Dante's.

Der Dichter der Comedia divina, Dante Alighieri, hatte, wie mancher witzige Kopf, das Unglück, oft zur unrechten Zeit witzig zu sein. Man ist aber, glaube ich, allemal zur unrechten Zeit witzig, wenn der Witz zugleich Wahrheit enthält.

Nachdem die Florentiner mit republikanischem Eifer das Haus ihres großen Mitbürgers geschleift hatten, zog Dante nach Verona. Da ward er vom Hofe des Fürsten della Scala sehr schmeichelhaft aufgenommen. Man hielt damals viel auf geistvolle und große Gelehrte, weil man sich doch in langweiligen Augenblicken unterhalten konnte, und wohlfeilen Kaufs mit ihnen die Unsterblichkeit des Namens zu theilen hoffte.

Eines Tages stand der Prinz mit Dante da, als die Herren vom Hofe einen sonst vom Prinzen wohl gelittenen lustigen Rath oder Hofnarren mit Schmeicheleien überhäuften. Der Prinz schüttelte den Kopf. „Wie kommts nun," sagte er zu Dante, „daß ein Mann von Geist und Einsicht, wie Sie, nicht eben so beliebt ist, als der arm-

selige Narr da?" — „Ei nun," erwiederte Dante, „Jeder hält's gern mit seines Gleichen."

Das Wort ward des Dichters Untergang. Man brachte ihn in Ungnade. Er mußte vom Hofe.

Ein seltsames Gesetz.

Der alte Diodor von Sizilien rühmt sehr einen Gesetzgeber von Thurium, Namens Charondas. Man muß gestehen, wenn man die Gesetze dieses Mannes lieset, daß Zeiten und Sitten sehr geändert haben.

Zum Beispiel verordnete er, daß diejenigen, welche der Verleumdung überwiesen wären, mit Myriken oder Tamarisken bekränzt umhergehen sollten, damit sie aller Welt als Leute bekannt würden, die sich in der Bosheit den ersten Rang erworben hätten. Wollte man das seltsame Gesetz in die heutige Welt einführen, ich glaube, man würde mehr Tamarisken als Erdäpfel pflanzen müssen.

Die Schreibekunst zog der Gesetzgeber allen übrigen Künsten und Wissenschaften vor; er ließ

daher die Söhne der Bürger unentgeldlich darin unterrichten. Die Sache verdient vielleicht Nachahmung.

Aber wunderlicher als Alles war folgendes Gesetz: Wer feigerweise im Kriege die Fahnen verließ, oder sich scheute, die Waffen für das Vaterland zu tragen, mußte zur Strafe drei Tage lang auf dem Markte in Weiberkleidern sitzen. — Lieber Himmel, welche Maskeraden hätten wir oft auf unsern Märkten erleben müssen! Ganze Regimenter in Unterröcken hätte man gesehen.

Ein Wort von Montesquieu.

Ich weiß es wohl, unsere neuern idealischen Staatskünstler machen aus Montesquieu so viel nicht mehr. Der gute Mann ließ sich einfallen, gleich Aristoteles, erst die Sitten und Gesetze der Völker zu studieren, ehe er über Verfassung und Gesetzgebung schrieb. Heutiges Tages machen es die Aristotelesse in den Studierstuben bequemer. Sie schneiden erst den Rock, und dann sehen sie sich nach dem Manne um, der ihn tragen soll.

Indessen glaube ich doch hier ein Wort des berühmten Präsidenten nicht zur unrechten Zeit anzuführen.

Es gibt, sagt er in seinem Meisterwerke B. 29 K. 18, gewisse Ideen von Gleichförmigkeit, von denen manchmal auch ein großer Geist angegangen wird, die aber den kleinen unfehlbar einnehmen. Diese finden darin eine Art von Vollendung, die sie anstaunen, weil sie wirklich unverkennbar ist: die gleichen Gewichte für die Polizei, einerlei Maas für den Handel, einerlei Gesetz für das Reich, dieselbe Religion für alle Einwohner. Aber ist denn so etwas auch ganz ohne Ausnahme immer am rechten Orte? Das Uebel, welches aus Reformen quillt, ist's denn auch immer kleiner, als das, was man leidet? — Liegt nicht eben darin die Größe des Genies, einzusehen, in welchem Falle allgemeine Gleichförmigkeit, und in welchem Mannigfaltigkeit besser ist? In China sind die Chinesen nach dem chinesischen Zeremonial, die Tartarn nach dem tatarischen geordnet. Und doch ist dort gerade das Volk, das am ruhigsten lebt. Wenn nur die Bürger ihre Gesetze treulich befolgen, dann gleichviel, ob sie die gleichen befolgen.

Fürst Ragotzki.

Man muß wahrhaftig niemals seinen Feind verachten, noch weniger durch leidenschaftliches Verfolgen des Geringgeachteten ihn zur Verzweiflung und erst damit zu einer Wichtigkeit bringen, die er ohne dem vielleicht nie erhalten hätte. Ein auffallendes Beispiel davon geben die Abentheuer des siebenbürgischen Fürsten Franz Leopold Ragotzki zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er war freilich mißvergnügt mit der österreichischen Regierung, aber gegen einen der mächtigsten Monarchen Krieg zu führen, fiel ihm wahrscheinlich auch im Traume nicht ein. Die Regierung aber ließ ihn im Jahre 1701 zu Neustadt verhaften. Es dauerte mit seinen Verhören über ein halbes Jahr; es ward nichts entschieden; da entsprang er, und kam, als Dragoner verkleidet, glücklich nach Polen, froh, Leben und Freiheit zu haben. Aber das Wiener Kabinet erklärte ihn vogelfrei, bot zehntausend Gulden, wer ihn lebendig einbrächte, und sechstausend dem, der seinen Kopf liefern würde. Erst diese Proskription entschied ihn zu allen Schritten der Verzweifelung, und kostete dem Kaiser das Blut seiner treuen

Unterthanen, und schwere Summen. Denn Ragotzki setzte sich nun an die Spitze der mißvergnügten Ungarn; drang ins Ungarland ein, trieb die Kaiserlichen zurück, und führte ein Paar Jahre lang den blutigsten Krieg mit so gutem Erfolge, daß ihn die ungarische Nation zu ihrem Protektor ernannte. Nur mit Mühe ward Ungarn wieder beruhigt, und Ragotzki, zufrieden mit seiner Rache und seinem Ruhm, starb erst viele Jahre nachher in seinem friedlichen Landhause zu Rodosto am Marmora-Meere. „Der Kaiser", pflegte er zu sagen, „hat den Zorn einer Viertelstunde mit einer Noth von zehn Jahren, mit dem Blute von vielen tausend Unterthanen und mancher Tonne Goldes bezahlt. Ein Fürst fehlt nie wohlfeil."

Noch jetzt nicht besser.

Dorats seichte Urtheile in seiner freilich schon vor sechszig Jahren verfaßten Idée de la poésie allemande zeugen zugleich, daß er über ein unbekanntes Land schrieb; denn darin klagt er unter andern: « Les beaux esprits de Londres furent abandonnés pour ceux de Leipsic, de Zuric et d'Eissembourg. » Vermuthlich hielt Dorat den Schriftsteller Johann Joachim Eschenburg für eine Residenz in Deutschland, aus welchem er sein d'Eissembourg formte, wie ein anderer Franzose, der den großen Mathematiker, Otto Guerike von Magdeburg, den Herrn von Magdeburg nannte.

Ländlich sittlich.

Als Kaiser Joseph der Zweite das französische Theater in Wien aufhob, beklagte sich der französische Gesandte Breteuil und sagte: „Nun habe ich gar kein Vergnügen mehr; was soll ich denn machen?“ — „Was mein Gesandter zu Paris,“ antwortete der Kaiser, „der lernte Französisch!“

Alexander Severus.

Es gibt gewisse Menschen, welche wirklich Sinn für wahre Größe haben, und sie doch, trotz aller Macht, aller Hilfsmittel, die in ihrer Gewalt sind, nicht erreichen. Woran liegt dies?

Zu solchen wäre ich beinahe auch geneigt den Alexander Severus, einen der bessern unter den Kaisern Roms, zu zählen. Es ging ihm mit dem Ruhm, wie vielen vor und nach ihm. Er schätzte die Gelehrten, ohne eigentlich selbst Gelehrter zu sein; er wollte durch sie glänzen. Er suchte ihren Umgang, sogar mit Aengstlichkeit

suchte er ihn. Er erzählte ihnen selbst alles, was er that und nicht that, und die Gründe dazu, damit ihr historischer Griffel ihn ja nicht auf irgend eine Weise bei der Nachwelt verunglimpfe. Was half's ihm? Die Nachwelt richtet, wir wissen's, ernst und furchtbar. Weder der Weihrauch am Hofe der Kaiser benebelt, noch schreckt sie die eiserne Stimme ihrer Kriegsmacht.

Eine seiner besten Maximen war die — hätte er sie nur immer geübt! — daß er die offen gewordenen Aemter nie dem Intriganten geben wollte, sondern dem ächten Verdienst. So sagte er, als er einst jemandem die Oberbefehlshaberstelle seiner prätorischen Leibwachten aufdrang: „Staatsämter muß man denen ertheilen, die sie ablehnen, und nicht denen, die darum buhlen!“ — Es hat sich freilich seitdem vieles in Sitte und Denkart geändert.

In Maximen war Alexander überhaupt groß. Man weiß von seinen Biographen, daß er, obgleich Heide, den schönen Spruch Christi: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! nicht nur, so oft Uebelthäter zum Richtplatz geführt wurden, durch den Herold öffentlich ausrufen, sondern sogar zur Inschrift öffentlicher Gebäude und seines eigenen kaiserlichen Palastes machen ließ.

Lord North und Admiral Rodney.

Gewiß recht wünschbar wäre, wenn ein Mann von Belesenheit, prüfendem Blick, Geschmack und Geist, die in vielen oft weitläuftigen Lebensbeschreibungen oder Denkwürdigkeiten zerstreuten, treffenden Züge merkwürdiger Personen unsers Zeitalters sammeln und zusammenstellen wollte. Die Zusammenstellung müßte aber ein Ganzes für sich ausmachen; folglich mehr, als trockene Anekdotenjägerei sein, auch nicht abermals in breite Biographie ausarten. Sie müßte nur eben so viel geben, daß uns das Aeussere und Innere des Geschilderten ziemlich lebendig vor das Gesicht träte. Man könnte solche kleine geschichtliche Gemälde füglich mit jenen zart, leicht und treffend aufs Papier hingeworfenen Köpfen namhafter Personen vergleichen, wo mit drei, vier glücklichen Zügen, bloßen Umrissen, ohne Ausführung der Theile, ohne Licht und Schatten, dennoch Alles höchst kenntlich wird. Je einfacher die Andeutung, je ähnlicher wird das Bild, weil die Einbildungskraft das, was fehlt, gewöhnlich besser zu ergänzen weiß, als es die Hand des Künstlers versteht. Darum finden wir den schwar-

zen Schattenriß bekannter Personen häufig kenntlicher, als das zur Vollendung ausgeführte Konterfei; und von unbekannten Personen auch, was nicht zu sehen ist, sichtbar.

Um mich verständlich zu machen, will ich hier ein solches Bildchen mittheilen. Ich gebe es, nicht um etwas zu geben, sondern Andere zu ermuntern, von ihnen Besseres zu empfangen.

So unbedeutend dergleichen Bildnisse scheinen, haben sie doch gewiß geschichtlichen Nutzen. Sie gewähren eine Art persönlicher Anschauung, mögt' ich sagen, von Leuten, die wir nie sahen; die irgend eine Rolle spielten, und von denen wir uns, weil wir nur von ihrem öffentlichen Leben vernahmen, ganz irrige Vorstellung über ihre Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit machten. Findet man's nicht wie ich: so geb' ich gern zu, daß ich Unrecht habe; das Unglück ist klein.

Lord Nord und Admiral Rodney, der eine als erster Staatsmann, der andere als erster Seeheld Großbritaniens, aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege berühmt, sind noch jetzt in zwei Welttheilen unvergessenen Andenkens. Wohl selten waren zwei Männer in ihrem Aeussern so ganz das Gegentheil von dem, was man sich, verführt durch den Ruf ihrer Thaten, von ihnen vorstellte.

Wer denkt sich unter dem Lord Schatzmeister und Kanzler der Schatzkammer, unter dem Manne, der so lange im Unterhause und Oberhause des Parlaments durch seine Beredsamkeit neben einem Fox und Pitt groß wirkte, der so lange die erste Stelle in der Reichsverwaltung bekleidete, nicht einen gewandten, feinen, verschlossenen, das Wort wägenden, umsichtigen, regsamen, vielgeschäftigen, unermüdlichen Mann? — Oder wer sich nicht unter Admiral Rodney, dem Sieger beim Cap St. Vincent (16. Januar 1780) und bei Guadeloupe (12. April 1782), wo er den Grafen Grasse, den sonst immer glücklichen französischen Admiral, selbst gefangen nahm, und zuerst jenes kühne Manöuvre, der Durchbrechung der Linie, anwandte, welches uns noch durch Nelsons Sieg bei Abukir in frischem Andenken ist, wer denkt sich unter diesem Seemanne nicht einen abgehärteten, rauhen, schlichten, geistvollen Oberbefehlshaber, ohne Furcht, ohne Tadel, wie der Bayard zu Lande war?

Gerade das Gegentheil waren beide.

Lord North, zwar nur von mittlerer Größe, war ein schwerfälliger, beinahe plumper, beleibter Herr; gleichmüthig aus Phlegma; immer guten Humors, den nichts aus dem Takt brachte; in seinen Gebehrden, in seiner ganzen Haltung ohne Würde; im Reden schwer und ohne Anmuth der

Aussprache; linkisch in seinem Thun; dabei, als er nur hoch in den Vierzigen war, schläfrig, daß er oft in Gesellschaften einnickte. Selbst in Geschäften zeigte er sich langsam, gern aufschiebend, fahrläßig und vergeßlich. Das hätte man um so weniger von ihm erwarten sollen, da ihn Viele für ein Kind der Liebe hielten, und Kinder der Liebe sonst eben nicht die bleiernsten zu sein pflegen. Man kannte wenigstens die enge Vertraulichkeit, in welcher der damalige Prinz von Wales, Friedrich, mit der Gräfin Guilford, des Lords Mutter, gelebt hatte. Und wirklich hätte man den Lord für einen Angehörigen der königlichen Familie halten sollen, so ganz hatte er die derselben eigenen Züge, hellbraunen Haarwuchs, reine Gesichtsfarbe, große vorstechende Augen und starken Augenbraunen.

Höfische und staatsmännische Gewandtheit mangelte ihm nun ganz. Kurzsichtig war er dazu. Ein arger Streich begegnete ihm einst im Parlamente. Nicht weit von ihm saß am äussersten Ende der Schatzkammerbank der siebenzigjährige Schatzmeister des Seewesens, Ellis, in mächtiger Perüke. Lord North, im Begriffe fortzugehen, erhob sich und stämmte dabei gemächlich seine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeister, der sich eben grüßend bückte, die Perüke

vom Kopfe abspießte und in die Luft führte. Sehr gravitätisch wanderte der Lord, unter lautem Gelächter des ganzen Hauses, mit seinem Raube davon, bis man ihm denselben abnahm. Das brachte den edeln Lord aber nicht aus der Fassung. Er entschuldigte sich bei Meister Welbore Ellis ganz phlegmatisch, der seinerseits die treulose Haarwulst eben so gelassen wieder aufsetzte.

Rodney hingegen, welcher dem Admiral Byron *) im Seebefehle folgte, war ein schöner, freundlicher, feiner, gewandter, zierlicher Mann; putzte sich gern, doch lag in seinem Anzuge immer eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit. So weich, wie die Züge seines Gesichts, war, fast ans Weibische grenzend, seine Gestalt, sein Wesen. Er war leichtsinnig, selten bei Geld, gern in lustigen Gesellschaften, am liebsten am Spieltische, und daher immer in Schulden. Eben so leidenschaftlich machte er den Weibern den Hof; immer hatte er Liebschaften. Man sagte sogar, in seiner ersten Jugend habe ihm die Prinzessin Amalie, Georgs II. königliche Tochter, ihre Gunst geschenkt gehabt. Rodney war zwar ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, durch-

*) Der Großvater des von den Briten hochgefeierten Dichters.

aus aber kein hervorstechender Geist, ja, was man am wenigsten glauben sollte, ohne natürlichen angebornen Muth. Er selbst gestand es unter Freunden, daß er von der Natur kein Herz empfangen habe, welches die Furcht nicht kenne. Stand er aber im Donner des Treffens, so war es durch den Gedanken an Pflicht und Ehre ihm leicht, sich selbst zu überwinden, und hatte er einmal die ersten Schauer überwunden, dann ging er ruhig in die Gefahren, denen er nicht ausweichen konnte, und die er mit glücklich berechnendem Blick seinen Gegnern vorbereitet hatte.

Dennoch leisteten Rodney und North ihrem Vaterlande große Dienste. Der Letztere als Minister war neben dem, daß er sich den Ruf eines streng rechtlichen Mannes erworben, ein leutseliger, gesprächiger Mann, von rosenfarbener Laune, der, ohne Ansprüche, nur ungern die Amtsmiene annahm und den Minister spielen mogte. Das machte ihn beliebt; seine Geistesgegenwart, seine oft treffenden Antworten, gaben ihm gegen die, welche ihn in den Verhandlungen leidenschaftlich angriffen, ein gewisses Uebergewicht. Er war nicht beredsam, aber in seinen Darstellungen lichtvoll, und in dem, was zu sagen und nicht zu sagen war, wohl eingeübt. Dabei genoß er den großen Vortheil, welchen eine durch Reisen und Lesung der Alten erworbene Kraft und Vielseitigkeit der

Ansichten und Kenntnisse gewähren. Daher gelang es ihm, lange Zeit im Parlamente eine der ersten Rollen zu spielen; und daher ward er auch dem Könige so herzlich lieb, fast unentbehrlich. Kein lieberer Mann im vertraulichen Kreise, als North! Da war er geistreich, witzig, Alles ermunternd durch seine frohen Einfälle. Da fand man selbst seine Schwächen angenehm, als recht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnte es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan, und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurde er im Badezimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtsinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienste; großen Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Kriege hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen und im Augenblicke der Entscheidung verwegen. Weil das Glück mit ihm

war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm: das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich, als könne es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

Friedrich der Große, König von Preussen, und Napoleon, Kaiser der Franzosen.

Daß Preussens Friedrich und Frankreichs Napoleon die geistvollsten und großwirkendsten Fürsten der neuern Zeit gewesen sind, ist von der Welt eingestanden; denn beiden eigneten schon die Zeitgenossen, aus Schmeichelei oder Bewunderung, den Ehrennamen der Großen zu, den nur die Nachwelt mit Gerechtigkeit spenden kann. Wem aber von beiden größere Bewunderung und Achtung gebühre, würde nur der mit Glück entscheiden, welcher, in der Allwissenheit eines Gottes, die Reinheit des sittlichen Willens und das Maas der Kräfte von beiden, im Verhältnisse zur Macht der Hindernisse und Umstände, durchschauen könnte,

die sie zu überwältigen oder zu benutzen hatten. Auch müßte ihm gegeben sein, das, was jeder zur Schöpfung seines Glanzes beitrug, abzusondern von dem, was der gütige Zufall, oder vielmehr das unerforschbare Schicksal geleistet hat.

Es ist auch eine sehr überflüssige Frage, was geschehen sein würde, wenn Friedrich der Große und Napoleon Zeitgenossen gewesen sein würden. Ihre Lösung gehört vor den Richterstuhl des politischen Kannegiessers.

Gewiß aber ist, daß beide in ihrer Denkart, Weltansicht und Handlungsweise, so wie auch darin Vieles mit einander gemein hatten, daß sie deswegen von den Wenigsten ihrer Zeit begriffen, von den Meisten vergöttert oder verteufelt wurden.

Welche Abscheulichkeiten und Zerrbilder hat der schriftstellernde Janhagel von Friedrich und Napoleon während ihres Lebens erfunden und verbreitet, und der nichtschriftstellernde geglaubt! Friedrich mußte in andern Ländern, freilich nicht in seinem Preussen, dem Volke als ein Gotteslängner, als ein wahrer Teufel, als ein blutdürstiger Tirann erscheinen, vor dem Alles zittere; als ein Mensch ohne Anständigkeit in Wort und That, roh und schmutzig, die Seinigen oft mißhandelnd; als ein Ausbund wüster Laster und einer gräuelhaften Liebe, welche ihn vom andern Geschlechte entferne; als ein kleinlicher, verschmitzter, neidi-

scher Selbstling, der nichts neben sich gelten lassen wolle. Selbst Gebildetere liessen sich nicht ausreden, daß er auf Verdienst und Ruhm eines Schwerin und Keith eifersüchtig gewesen sei, und ihr Heldentod ihm ganz willkommen gewesen wäre. On le supposoit enchanté de les avoir fait tuer, sagt der geistvolle Prinz von Ligne *), der aber hinzusetzt, was auch in Bezug auf Napoleon gelten kann: C'est ainsi que les gens médiocres tâchent d'abaisser les grands hommes, pour diminuer l'espace immense qui les sépare d'eux.

Und wer weiß nicht, wie man in unsern Tagen den französischen Kaiser desselben niedrigen Neides gegen seine ausgezeichnetern Feldherren, besonders gegen Moreau, beschuldigte; wie man ihn in seinem häuslichen Leben als einen Wütherich darstellte, neben dessen pöbelhaftem Wesen Niemand ausdauern könne; wie man ihn bald als einen unvermögenden Ehemann, bald als einen ekelhaften Wollüstling schilderte, der selbst die Blutschande nicht in der Zahl seiner Verbrechen habe wollen fehlen lassen; wie man ihm sogar den gemeinsten persönlichen Muth, ja sogar alles Feldherrntalent absprach! — Wie ganz anders er=

*) Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein. Paris 1809. p. 16.

scheint der große Mann nun nach den Zeugnissen derer, die ihn täglich sahen, und die nach seinem Tode erst ihre Stimmen erheben! Wie anders in der Hochachtung, welche die tugendhafte Josephine ihm, auch nach getrennter Ehe, oder in der zärtlichen Liebe, welche ihm Marie Louise weihte, oder in der alles aufopfernden Freundschaft jener Edeln, welche ihm freiwillig in die Verbannung auf den Felsen von St. Helena folgten! Wie viele Fürsten der alten und neuen Zeit gibt es noch, ja wie viele Privatleute, die sich solcher rührenden und unverwerfbaren Urkunden ihres sittlichen Wandels rühmen könnten?

Friedrich und Napoleon waren, während ihres Lebens und Wirkens, zu überraschende Erscheinungen, um von der Mittelmäßigkeit oder gar von der Hefe der Zeitgenossen begriffen zu werden. Sie durchschnitten mit ihrer Großthätigkeit zu viele Interessen, um dem Geschrei des Neides oder Hasses entgehen zu können. Beide waren, nicht der Form oder dem Namen nach, sondern durch Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit, wahre Selbstherrscher, die unbeschränkt walten wollten, keinen Einspruch duldeten, und nur Anderer Rath, aber nicht deren leitenden Einfluß begehrten. Beide waren die größten Feldherren ihrer Zeitalter, und hingen mit fast zu großer Vorliebe am Heerwesen, welches ihnen Ueberge-

wicht und Ruhm gewährte. Beide waren die Abgötter ihrer Heere. Friedrich hat keine höhere Begeisterung seiner Soldaten auf den Schlachtfeldern erfahren, als Napoleon. Der Preusse ging für seinen „Fritz“ entschlossen in den sichern Tod, und der Franzose, sah er den Wink seines „kleinen Korporals“, rannte singend in den Kartätschenhagel. Aus Napoleons Feldherrnschule zu sein, ist heute noch kein geringerer Ruhm für den Marschall und Hauptmann, als ehemals es galt, aus Friedrichs Schule zu stammen. Napoleon und Friedrich aber waren mehr, als nur Soldaten; beide galten durch Scharfsinn, Witz, kühne und auffassende, ich möchte sagen, den Gedanken der Zukunft errathende Berechnungen, als Meister der Staatskunst, und wurden häufig von denen zuerst nachgeahmt, welche ihnen öffentlich die wenigste Gerechtigkeit widerfahren liessen; oder wurden oft nur im Unlöblichern nachgeahmt, wie dies bei aller Nachahmerei der gemeine Fall ist. Beide verbanden mit ungeheuerm Gedächtnisse, welches ihnen selbst Namen, Ort und That zahlloser Soldaten vergegenwärtigte, eine durchdringende Urtheilskraft und ein Feingefühl, vermöge dessen sie, mit seltenen Ausnahmen, immer den rechten Platz herausfanden. Beide ergriffen und bezauberten Jeden, der mit ihnen in persönliche Berührung trat, und rissen ihn mit

sich fort, selbst wider Willen des Fortgerissenen. Beider rastlose Vielthätigkeit erregte bald Erstaunen, bald Ungläubigkeit der Welt. Beide, von Jugend auf den Wissenschaften hold, kannten nichts Edleres als diese, suchten Erquickung bei diesen, wenn sie den Welttheil mit ihren Thaten erschüttert hatten, und fanden noch Zeit und Lust genug, ihren Geist im Umgang mit Gelehrten und Künstlern zu erheben und zu bereichern, wenn sie Tagesgeschäfte abgethan hatten, welche für Andere wohl Lebensgeschäfte gewesen wären. Beide hatten denselben Durst nach Ruhm und Namensunsterblichkeit; aber für das Urtheil der Zeitgenossenschaft, deren Befangenheit sie kannten, nur Neugier, nicht Hochachtung oder Ehrfurcht. Männer, wie diese, welche im Leben keinen Höhern über sich anerkennen mochten, würden im Leben wohl schwerlich Freunde geworden sein; aber träfen sie in Elysium zusammen, sie würden sich wahrscheinlich mit gegenseitiger Anerkennung als Brudergeister umarmen.

Obgleich in Friedrich mehr die Gabe des Witzes, in Napoleon mehr die Gabe des Scharfsinns glänzte, jener daher Tonkunst und Dichtung, dieser den Ernst der mathematischen Wissenschaften liebte, waren doch beide dadurch nicht zur Einseitigkeit ausgebildet. Denn es ist eben so bekannt, mit welcher Lust sich Friedrich dem trockenen Re-

gelwerk der Taktik, Strategie und Kriegsbaukunst hingab, als bekannt ist, wie gern Napoleon sich vom Zauber des Schauspiels rühren ließ, oder die klassischen Dichter Frankreichs und Italiens las, aus welchen er ganze Stellen im Gedächtnisse hatte. Beide vereinigten sich auch in einem fast leidenschaftlichen Gefallen an den schönen Werken der Baukunst; beide liessen sich, bei Ausführung ihrer Entwürfe, in alle Einzelheiten derselben ein, und behielten sich nicht selten die unmittelbare Aufsicht vor. Die Verschönerungen, welche Friedrich durch eine Menge von Palästen, Schlössern und andern Anlagen den Städten Potsdam, Berlin, Charlottenburg gab, sind, nach Maasgabe der Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht geringer zu achten, als Napoleons Verschönerungen von Paris und andern Städten, oder dessen riesenhafte Prachtwerke, Cenis- und Simplonstraßen, Kanäle und Hafenbauten.

Ueber alle andern Gemüthsvermögen wog aber immer in beiden der Verstand vor; ja nur zu seiner Unterstützung schienen sich in ihnen alle übrigen besonders entwickelt zu haben. Wie hätten sie ohnedem, als Verwalter großer Reiche und Ordner großer Schicksale, ihre Aufgabe übernehmen und lösen können, wie sie sie löseten? Selbst die angenehmsten der menschlichen Gefühle, selbst die Neigungen der Freundschaft und Zärt-

lichkeit, selbst die Ausbrüche der Freude, des Schmerzes, des Mitleidens und der Wehmuth waren in beiden der Herrschaft und den Berechnungen des Verstandes eben so untergeordnet, wie ihrer Geistesthätigkeit es der Schlaf oder das Essen und Trinken waren.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich oder Napoleon mehr Gemüthlichkeit besaß. Wenn jener gleich Dichter wär und Tonkünstler, ward er doch von diesem an Reizbarkeit übertroffen. Man sah Napoleon oft tief erschüttert, oft zu Thränen bewegt; im Umgang mit seinen Vertrauten oft innig und herzlich, und ein rührender, schöner Zug bleibt ewig, daß er auf St. Helena leichter den Verlust der Weltherrschaft vergaß, als er die Trennung von seiner Gemahlin und seinem Kinde verschmerzen konnte. An ihren Bildnissen und Büsten hing in der Sterbestunde der treue Blick seiner brechenden Augen fest.

Wir sollen es uns nicht verhehlen, daß die Bande der glücklichen Ehe und der Vaterfreuden den Menschen fester an das Menschliche ziehen, und ihn mitfühlender und traulicher machen, als alles Uebrige. Der Hagestolz, vereinzelt wie eine geborne Waise, und immer auf das eigene, mit nichts Anderm verwachsene Ich beschränkt, wird wider seinen Willen zum Selbstling, dessen Wich-

tigstes unterm Himmel nur immer er sich selbst bleibt. Vielleicht, wenn der große Friedrich, der dichtende, kunstliebende Held, Gemahl der Prinzessin Amalie von England und Vater blühender Kinder geworden wäre, würden wir mehr Züge seines gemüthlichen Lebens und Webens, als geistreiche Einfälle, witzige Erwiederungen und glückliche Spöttereien von ihm erfahren haben.

Es lag übrigens in Friedrichs wie in Napoleons Denkart eine eigenthümliche Hoheit, die schon aus der Erhabenheit ihrer Würde, dem weiten Gesichtskreise ihrer Verhältnisse, der Zahl und Wichtigkeit ihrer Berufsgeschäfte nothwendig hervorgehen mußte, wenn sie ihnen nicht auch natürlich gewesen wäre. Aber ohne diese Denkart wären beide nie zu ihrer Größe und zu dem ungeheuern Wirkungskreise gekommen. Kleinliche Menschen verlieren sich auf dem Throne in Nebendingen und Unwichtigkeiten, und werden dadurch, daß sie höher stehen, nicht größer, sondern kleiner. Napoleon wie Friedrich empfanden jene löwenartige Großmuth, welche sich schämt, persönliche Kränkungen an Schwächern zu rächen, und die nur den Starken furchtbar sein will. Beide vergaßen sich selbst über die Sache ihres Staates; dem einzelnen Menschen trugen sie nie lange nach, und oft riefen sie in Gutmüthigkeit oder leichtem Sinne den, der ihren Zorn erregt hatte, am ersten wieder zu sich.

Darum waren sie nicht ohne Schwächen. Sie liessen sich oft in ihren Neigungen hingehen, und schienen nicht selten eben so sehr ohne Grund zu lieben, als zu hassen. Wer ihnen einmal durch Gewohnheit Bedürfniß oder lieb geworden, dem ward viel gut gerechnet. Hatte Friedrich gegen irgend Jemand eine vorgefaßte Meinung, so mußte der Alles versündigt haben, und er ließ sich nichts einreden. Vom österreichischen General Ried z. B. konnte ihm Keiner sprechen, ohne daß er diesen Mann, der ihm als Minister in Berlin mißfallen hatte, mit Bitterkeit bezeichnete; so manchen Andern. Auch Napoleon hatte seine Leute, die verdient oder unverdient das beständige Ziel seines verachtenden Spottes blieben.

Warum sollte ich bezweifeln, daß, wenn Friedrich, mit seinem allesüberwältigenden, kühnberechnenden, unerschütterlichen Geiste, statt Napoleons die Thatenbahn vor Toulon begonnen, dann, wie er, die unvorsichtigen Feldherren Oesterreichs aus Italien vertrieben hätte, er zuletzt einen Kaiserthron in Paris aufgerichtet und dem ganzen übrigen Europa Trotz geboten haben würde? Man kennt sein bedeutsames Wort: Si l'on veut faire un beau rêve, il faut être roi de France. Contre mon gré on ne tireroit pas alors un coup de canon en Europe etc. Und umgekehrt: hätte Napoleon, als geborner König, den Thron der Preussen zur Zeit

Maria Theresia's, Dauns und Laudons ererbt, würde sein Riesengeist wohl minder groß gewirkt haben?

Beide ausserordentliche Männer machten aber den Anfang ihrer glänzenden Rollen unter so verschiedenen Umständen, in so ganz anders gestalteten Zeiträumen, daß es eben so leicht oder schwer sein dürfte, sie unter einander, als den Julius Cäsar mit beiden zu vergleichen.

Friedrich fand sein Reich als Erbstück vor, und den Thron fertig. Er hatte ihn nach dem Tode seines Vaters nur zu besteigen. Napoleon hingegen mußte ihn erst bauen. Jenen ernannte das Recht der Erstgeburt zum König; diesen sollten Tugenden, Verdienste und Schicksal dazu machen. Jenen, als ihm sein Vater die Thronerbschaft entziehen und sie dem Prinzen August Wilhelm zuwenden wollte, genügte ein einziger gesunder Einfall: „Er kann's, wenn er mich unehelich erklärt!" um sein Recht festzustellen. Dieser mußte erst durch eine glänzende Reihe von Siegen, durch erworbene Bewunderung der Welt beurkunden, daß er und kein Anderer in Frankreich der Erste sei, daß er von Natur und Schicksal den Vollmachtsbrief empfangen habe, Gebieter und Schutzgott eines Staates zu werden, der nur durch ihn furchtbar und gewaltiger denn je geworden war. Selbst der Neid seiner Mitbürger mußte

anerkennen, er sei des Thrones würdig. Eine solche Aufgabe war ohne Widerrede schwerer, als die üble Laune eines grollenden Vaters zurückweisen, und Napoleon genoß hier eines Vorzugs, wie ihn das Verdienst stets vor der glänzendsten Geburt haben wird.

War jemals ein Monarch rechtmäßiger Inhaber seines Thrones, so war es Napoleon. Die Nation hatte ihn dahin gehoben, wie einst den Pipin auf den Thron der Chlodowingen. Napoleon hatte aber keinem Vorfahr gewaltsam die Krone entrissen, durch keine Verbrechen und Grausamkeiten die höchste Gewalt genommen. Die Mehrheit der europäischen Höfe erkannte ihn als den Kaiser Frankreichs an. Und wenn ihn schon England den kleinen Korsen hieß, verminderte dies seine Macht und Größe so wenig, als wenn der römische Hof im großen Friedrich nur den „kleinen Markgrafen von Brandenburg" fand. Daß Napolon sich noch vom Pabst salben ließ, daß er seinen Fürstenstuhl mit einer Kaisertochter theilte, war in der That keine Bekräftigung seiner rechtmäßigen Hoheit, sondern eine Förmlichkeit, welche er den Begriffen des Zeitalters schuldig zu sein glaubte.

Napoleon hatte, da er die Krone empfing, seines Namens Ruhm schon über alle Welttheile

verbreitet; Friedrich hingegen, da er die seinige nahm, mußte sie erst glänzend machen. Beide hatten beim Beginn ihrer feldherrlichen Laufbahn das mit einander gemein, daß sie dieselbe in fast gleich jugendlichem Alter und mit gleich großer Ueberraschung ihrer Feinde eröffneten. Friedrich zählte achtundzwanzig Jahre, als er in den ersten schlesischen Krieg zog; Napoleon beim Anfang seines ersten italienischen Feldzuges sechsundzwanzig. Jener, an Land und Volk nicht mächtiger als der Pabst in seinem Kirchenstaate, besiegte bei Mollwitz des übermächtigen Oesterreichs Stärke mit Schaaren, die nur zum Prunk, nicht zur Schlacht geschaffen waren; dieser schlug Oesterreichs sieggewohnte Feldherren und Krieger mit einem kleinen, durch Niederlagen und Entbehrungen aller Art fast entmutheten Heere. Jener nahm Schlesien, dieser Italien. Europa erstaunte über die Wunder beider.

Der französische Monarch, sobald er seinen Thron bestiegen hatte, wollte Frieden, um das von zwölfjährigen Kriegen und Staatsumwälzungen verwilderte Reich neu zu ordnen. Er trug selbst den Frieden seinem unversöhnbaren Feinde, England, an, doch vergebens. Er ward durch England und Oesterreich zu neuen Feldzügen gezwungen. Friedrich hinwieder, nach der Thronbesteigung, wollte Krieg. Es fehlte ihm an drin-

gendem Vorwand. Er suchte ihn aus alten Pergamentbriefen, und fand, daß einst Kurfürst Friedrich Wilhelm die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau geerbt, aber an Oesterreich für den Schwiebuser Kreis abgetreten, zuletzt jedoch auch nicht einmal diesen empfangen hätte. Dafür nahm er nun, als Eroberer, das gesammte Schlesien nebst der Grafschaft Glatz für sich.

Friedrich wie Napoleon wurden die größten Feldherren ihrer Zeit. Beide schufen eine neue Kriegskunst, indem sie das Bisherige vollendeter ausbildeten; beide waren im Auffassen der Begebenheiten und Verhältnisse, im Benutzen der Gelegenheit, im Wuchern mit Augenblicken gleich bewundernswürdig, so wie in der Schlacht durch Ruhe, durch richtigen Wurf ihres Blicks, durch Geistesgegenwart in der Noth, durch Neuheit der Gedanken, mit denen sie den Feind überraschten, durch Kunst, den höchsten Gewinn aus Oertlichkeit, Waffenart und Stimmung des Heeres zu ziehen. Während Feldherren noch heute Friedrichs und Napoleons Schlachten studiren, wollen wir den Stubengelehrten gern das Vergnügen gönnen, sich den Letztern wie einen unsinnigen Dschingiskhan zu denken, der seine Horden blindlings vortreibt und mit Verachtung des Menschenlebens und Hinopferung von Tausenden seine Siege er-

zwingt. Mußte sich doch auch Friedrich der Große ehemals dieselben Vorwürfe der Unwissenden und Geschlagenen gefallen lassen.

Wenn Napoleon mit riesenhaften Hilfsmitteln riesenhaftere Dinge verrichtete und triumphirend fast in alle Hauptstädte des festen Landes einzog, Reiche zertrümmerte, Reiche schuf, und zuletzt fast den ganzen Welttheil von seinem Wink abhängig machte, kann dies schwerlich die Thaten des großen Friedrichs verdunkeln. Was hätte dieser an der Spitze von dreißig Millionen Seelen geleistet, da er an der Spitze von kaum drittehalb Millionen der Hälfte des Welttheils sieben Jahre lang die siegerische Stirn bot! Friedrich stand mehr denn einmal in Gefahr, von der ungeheuern Masse seiner Feinde überwältigt und vernichtet zu werden; jedesmal trat er furchtbarer und größer wieder hervor. Napoleon war nur einmal in solcher Gefahr, aber dieser erlag er. Doch erlag er seiner würdig und blieb auch im Fallen groß. Er stürzte mehr unter den Streichen des Schicksals, als seiner Feinde. Ohne Moskau's Brand und die russischen Winternächte würde er wahrscheinlich Elba nie gesehen haben. Noch einmal richtete sich der Riese mit verblutetem Leibe auf; dann sank er bei Waterloo auf immer. Mir scheint Friedrichs des Großen ruhmvolle Rettung vom Untergang nicht erhabener, als Napoleons Untergang. Die Ge-

walt des menschlichen Geistes wird in beiden gleich bewundernswürdig.

Der Parteisinn hat bisher, von Leidenschaft verblendet, den großen Kaiser der Franzosen in der Staatskunst als einen kleinlichen, verschmitzten Italiener dargestellt. Er erscheint in der Wirklichkeit ganz anders. Wer sich seiner Stärke und Ueberlegenheit bewußt ist, bedarf nicht der List und der übrigen Waffen der Schwäche oder Furcht. Napoleon war zu sehr Soldat, und kannte seine Uebermacht zu gut, um nicht den geradesten Weg zu gehen. Selten war wohl ein Staatsmann in seiner Sprache offener als er (was dann der Parteigeist Frechheit und Prahlerei hieß). Ja, er ging so weit, daß er das Zukünftige voraussagte. (Eben darum glaubten ihm seine Gegner nicht, die an höfische Kunststücke gewöhnt waren, und wählten falsche Gegenmittel, durch die sie verdarben.)

Der Verfasser des Antimachiavell hatte nicht, wie Napoleon, den Vortheil der Uebermacht; und es kann ihm nicht zum Nachtheil gerechnet werden, wenn er die „preussischen Pfiffe" in Ruf brachte, um so mehr, da sich seine Feinde derselben wider ihn bedient haben würden, wenn — sie sie gehabt hätten. „Tout le monde ne peut pas avoir la même politique," sagte er im Jahr 1770 zum Kaiser Joseph lächelnd, als er mit demselben im Lust-

lager zu Neustadt zusammenkam: « Elle dépend de la situation, de la circonstance, et — de la puissance des états. Ce qui peut m'aller, n'iroit pas à Votre Majesté: j'ai risqué quelquefois un mensonge politique. »

Daß der große Friedrich, der sein kleines Reich zuletzt um das Dreifache vergrößerte, es nicht auch gern um das Zehnfache erweitert hätte: wer möchte daran zweifeln? Er wollte seinen gewaltigen Nachbarn in Rußland und Oesterreich gewachsen stehen; darum war Niemand eifriger für den Grundsatz des politischen Gleichgewichts, als er. Ganz gewiß auch würde er sein Erobererglück nach dem Hubertsburger Frieden weiter versucht haben, wären ihm die Nachbarn nicht an Macht und Mitteln zu sehr überlegen, oder Natur und Verhältniß seiner Staaten so kräftig und in allen Wunden so leicht vernarbend gewesen, wie Frankreich oder Oesterreich.

Diese Rücksichten hatte der französische Kaiser nicht zu nehmen; auch nahm er sie nicht. Er erweiterte sein Reich, als Eroberer, mit dem Schwert in der Faust; aber nicht des politischen Gleichgewichts, sondern der Selbsterhaltung wegen. Es war sonnenklar, daß das nebenbuhlerische England nie Frankreichs unerwartete Größe dulden, daß weder Rußland, noch Oesterreich, noch Preussen bei dieser Größe gleichgültig bleiben könne. Dar-

um, sollten er und sein Herrscherstamm fest bestehen, mußte er die entschiedene Uebermacht seines Reiches auf ein Jahrhundert hinaus zweifellos machen; seinen Blutsverwandten Throne geben; sich mit Bundesgenossen umringen, die er aus schwachen Fürsten zu mächtigen erhob; das gesammte Staatenverhältniß des Festlandes verwandeln; mit einem Wort, ringsum eine Napoleonische Welt bauen, wenn ein Napoleon und dessen Geschlecht darin neben den Bestandtheilen ehemaliger Zeit fortdauern wollten. Für solch ein ungeheures Werk aber fühlte er selber den Reichthum aller seiner Macht zu klein, und darum verschmähte er auch nicht, bei aller Größe, eine Zuflucht zu unwürdigen Mitteln.

Mit Recht ist ihm die Anmaßung des spanischen Thrones, gleichwie dem Weltweisen von Sanssouci die Theilung Polens, zum Vorwurfe gemacht worden. Beide bemäntelten ihre gewaltthätige Zertretung alles Völkerrechtes vergeblich mit Scheingründen der Nothwendigkeit. Es gibt weder in der Moral noch in der Politik eine Ungerechtigkeit, die sich rechtfertigen läßt, und in der einen wie in der andern hat die Sünde früher oder später ihre Nachwehen. Der große Friedrich schien späterhin den Himmel und die Welt durch den großmüthigen Frieden zu Teschen versöhnen zu wollen, worin er, mit eigener Auf-

opferung, Baierns Selbstständigkeit gegen Oesterreichs Vergrößerungssucht rettete. Napoleon konnte sich nie solcher Großthat rühmen. Doch hat selbst Friedrichs Bewunderer, der Prinz de Ligne, nicht unbemerkt gelassen, daß der nordische Salomo nachher nicht ganz mit seiner Großthat von 1778 zufrieden gewesen zu sein schien, und ungern von dem Prozesse, wie der König den Feldzug nannte, reden mochte, « pour lequel il étoit venu en huissier, faire une exécution.»

Man nahm in diesem baierischen Erbfolgekriege wahr, daß der Sieger von Roßbach seinen Heldenlorbeer mit Sorgfalt schonte, und ihn nicht in Gefahr setzen wollte, zerrissen oder verloren zu werden. Er war dem Greisenalter nahe; die ersten Gefährten seines Ruhmes standen nicht mehr an seiner Seite; fünfzehn Jahre lang hatten die preussischen Waffen keine Beschäftigung gehabt. Ich weiß nicht, ob wir die edle Friedensliebe des Königs, nach sieben erschöpfenden und zerrüttenden Kriegsjahren, ihm zum Verdienste, oder die fortdauernde Kriegsseligkeit Napoleons diesem zum Vorwurfe rechnen müssen. Was möchte Friedrich in der Machtfülle des französischen Monarchen gethan haben, wenn ihm England den ewigen Krieg gemacht und die bezwungenen Feinde immer wieder gegen ihn aufgereizt hätte?

England wollte Frankreich durch Frankreich

zu Grunde richten, und es nöthigen, durch Uebermaas seiner Größe zu zerfallen. England glich einem Spieler, der seinen Gegner immer zu quitte ou double auffordert, und es darauf ankommen läßt, wer am längsten aushält und zuletzt Alles oder Nichts hat. Es sah das Anfangs Unglaublichgewesene am Ende sehr glaublich, daß Napoleon Oberherr des ganzen Welttheils werden könne; aber dann rechnete es auf die Verzweifelung des Welttheils.

Wir dürfen dem wohl Zutrauen schenken, was Omeara und Las Cases von dem kaiserlichen Verbannten zeugen, daß er Englands schreckliches Spiel durchsehen habe; daß es aber nicht in seiner Macht gestanden, es zu ändern; daß er, wider Willen, von Krieg zu Krieg fortgerissen worden und nie zu jener Ruhe gelangt sei, nach der er sich immer gesehnt. Nebenbei aber werden es uns die Manen des ausserordentlichen Mannes gestatten, zu glauben, der ewige Krieg habe ihn an den Krieg in dem Maase gewöhnt, daß ihm kaum schwerer wurde, sich zu einem Feldzuge, als zu einem Balle zu entschliessen; ferner, daß das Ueberglück ihn nicht ohne Uebermuth gelassen. Wir können inzwischen ohne Bedenken zugeben, daß schwächere Menschen schon weit früher und bei der Hälfte aller Gunst, welche ihm das Verhängniß

gewährte, noch übermüthiger geworden sein würden, und vielleicht eben die kleinen Seelen am ersten, die ihn deswegen am lautesten getadelt haben.

Was Napoleon, wäre ihm Friede vergönnt worden, seinem Frankreich geleistet haben würde, erkannte Niemand besser, als Englands eifersüchtiges Auge. Wenige Monarchen haben ihren Völkern während der längsten Friedensdauer solche Fülle des Wohlstandes gegeben, oder vorbereitet, als er während der ununterbrochenen Kriegsjahre. Er verlieh seinem Reiche ein neues Gesetzbuch und treffliche Einrichtungen der Rechtspflege. Er belebte den innern Verkehr und Handel, indem er das weite Gebiet mit herrlichen Land- und Wasserstraßen durchschnitt und wilde Gebirgswege fahrbar machte. Nie sah man zwischen Rhein und Pyrenäen den Gewerbsfleiß und das Leben der Fabriken vormals blühender und allgemeiner, nie die Finanzen besser geordnet und das Selbstgefühl der Nation erhöheter. Vieles von dem, was er gestiftet, ward selbst von denen, die ihn haßten oder seine Fürstenweisheit neidisch herabsetzten, als Muster nachgeahmt; und sogar diejenigen, welche nachher kaum seinen Namen in Frankreich auszusprechen gestatten wollten, mußten es dulden, daß ihn seine Schöpfungen fort und fort mit Ruhm nannten.

Freilich, ihm kam zur Ausführung wohlthätiger, großgedachter Entwürfe der unerschöpfliche Reichthum eines fruchtbaren Landes, die vielseitige Bildung eines regsamen Volkes und das freiere Dasein desselben zu statten, in welchem es fähiger geworden war, sich selber zu helfen. Ja sogar die unter den Staatsumwälzungen geschehene Zertrümmerung der vormaligen beschränkenden Ordnungen, des Lehenwesens, der erblichen Vorrechte, die Zersplitterung der alten, ungeheuern Grundbesitzungen der Geistlichkeit und des Adels mußte dem schnellern Aufblühen dienen. Die Revolution hatte den Boden Frankreichs mit dem Schutte der vermorschten Stiftungen des Alterthums gedüngt.

Nicht so günstig fand der große **Friedrich** das Verhältniß seiner Völker und Staaten, als er zu ihnen von den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges zurückkehrte. Ein von der Natur minder reich gepflegtes Gebiet war von Feinden und Freunden so unmenschlich verheert und ausgeraubt, daß er auf längere oder kürzere Zeit einzelnen Provinzen nicht nur keine Abgaben fordern, sondern sogar den geplünderten Landleuten Getreide zum Samen für die Bestellung der Äcker, und Pferde für ihre Pflüge geben mußte. Und dennoch verwandelte sein Geist die wüst gewordenen Landschaften binnen zehn Jahren in

ein heiteres Gebiet voller Gewerbsfleiß, Wohlstand und Fülle, zum Erstaunen der übrigen Deutschen. Er bevölkerte die Einöden mit neuen Niederlassungen, machte durch Fabriken den Kunstfleiß der Fremde entbehrlicher, zog Kanäle, baute Hochstraßen, stellte verbrannte Dörfer und Städte her, gab dem Reiche ein neues Gesetzbuch, leistete das Unglaubliche, und doch, was das Unglaublichste scheint, machte er darum keine Staatsschuld, sondern sammelte einen öffentlichen Schatz von beinahe anderthalbhundert Millionen Gulden, wie vor ihm kein Fürst Europens leicht aufzuweisen hatte, und nährte daneben ein schlachtfertiges Kriegesheer von zweimalhunderttausend Mann.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, wer von Beiden, ob Napoleon oder Friedrich, der größere Staatswirth gewesen; doch möchte man fast dem Letztern die Krone reichen, wenn man bedenken will, wie er mit geringern Mitteln das Ausserordentliche geleistet, und vergessen will, daß jener nie, wie dieser, einen vieljährigen Frieden zur Vollbringung von seinen Friedenswerken erlebt hat. Andere ausgezeichnete Fürsten haben ihren Ruhm, wie der schwedische Gustav Adolph oder Karl, durch Kriegesthaten, andere ihn, wie Kaiser Karl V., durch staatsmännische Klugheit, andere ihn, wie Leopold von

Toscana oder Karl Friedrich von Baden, als weise Staatsverwalter gewonnen. Aber nur seltenen Geistern ist verliehen, in Allem zugleich zu glänzen, wie Heinrich IV. von Frankreich oder Peter I. von Rußland. Darum eignet ihnen die Welt den Namen der Großen unter Ihresgleichen zu. Preussens Friedrich und Frankreichs Napoleon werden von Jenen nicht übertroffen.

Die Aufgabe des Letztern ward um so schwieriger, da er zu seinem Wirkungskreise ein Reich empfing, in welchem alte und neue Ordnungen und Begriffe, die feindselig einander gegenüber standen, zu versöhnen, Parteien zu zähmen, Aufruhre zu dämpfen waren, und ein Volk, in langer Gesetzlosigkeit verwildert und frech, zur Liebe der Sitte und Zucht und des Gehorsams zurückgeführt werden mußte. Wie Heinrich IV. vor ihm, um Herr aller Parteien zu werden, selbst den kirchlichen Glauben verließ, für den er so lange gefochten hatte: gab auch Napoleon die rohen Formen und Forderungen der republikanischen Partei auf, in der er seinen ersten Glanz erworben hatte. Er bot dem ausgewanderten Adel Frankreichs die Hand, und verknüpfte mit der Pracht und Gewalt eines erblichen Thrones die edelsten von den Stiftungen des untergegangenen Freistaats. Dazu aber bedurfte es wahrlich

einer starken, ja einer eisernen Hand. Und sie fehlte ihm nicht. Er brachte sie und die Unerschütterlichkeit des Willens und die Gewohnheit des unbeschränkten Gebieters aus dem feldherrlichen Zelt auf den kaiserlichen Thron.

Ich weiß, man nannte ihn den Despoten, und dichtete ihm sogar Verbrechen an, von denen nach unbestochenen Zeugnissen kund ist, daß er sie nie begangen. Auch Friedrich der Große ward zu seiner Zeit, ja noch in unsern Tagen, wegen der Unbiegsamkeit und Alleinherrlichkeit seines Willens, in welchem er gleichsam den Staat zur Maschine erniedrigte, mit Vorwürfen belastet. Im selbherrlichen Peter von Rußland und seinen Gewaltsamkeiten erkannte man nur den asiatischen Khan. — Niemand weniger als ich ist geneigt, der alleinherrlichen Willkühr das Wort zu reden. Denn auch der weiseste Despot ist, wenn nicht ein verderblicher, doch gefährlicher Starrkrampf der Menschheit. Aber wir dürfen im Angesicht der Geschichte keineswegs hinwegläugnen, daß, ohne Peters, Friedrichs und Napoleons gewaltigen Alleinwillen, Rußland, Preussen und Frankreich nicht geworden wären, was sie sind. Es giebt Entscheidungspunkte im Lebensprozesse der Nationen, wo ihnen die Natur selbst, zur Erhöhung oder Rettung des Daseins, statt des heroischen Heilmittels eine Diktatur an-

bietet, wie sich das republikanische Rom freiwillig im Drange schwerer Schicksale selbst gab.

Doch weder der große Friedrich noch Napoleon hemmten in ihrer Alleingewalt die Lebensthätigkeit der Uebrigen; vielmehr verstanden sie es besser, denn alle ihre Thronvorfahren, diese Thätigkeit zu reizen. Nur eins verlangten beide: alle Thätigkeit sollte ihrem Gedanken untergeordnet, nur ihm hilfreich sein; denn ihr Gedanke war das Gesetz des Staats; was dem widersprach, gesetzwidrig und tadelhaft. Friedrich schuf, Wetteifer zu wecken, den Verdienstorden (pour le mérite), Napoleon die Ehrenlegion. Jene Stiftung war mehr vom Geiste des Selbherrn, diese mehr vom Geiste eines freien Gemeinwesens durchweht, in welchem allen Staatsbürgern gleiche Rechtsansprüche zustehen. Auch das Verdienst, nicht nur des Kriegers und Staatsmanns, sondern des Künstlers, des Gelehrten, des Handwerkers, des Fabrikanten, auch jede Edelthat des Bürgers sollte in der Ehrenlegion den Lorbeer öffentlicher Anerkennung finden. Wenn Napoleons Stiftung größer gedacht ist, als Friedrichs Orden, müssen wir dies den erweiterten Begriffen und Ansichten des Zeitalters in Rechnung bringen, des Zeitalters, in welchem jeder Mensch, seine Menschenwürde empfindend, im Zufall nicht mehr Weisheit, in

der Geburt nicht mehr Verdienst, im Schein nicht mehr das Wesen erblickte.

Dies war aber zu Napoleons Zeit, besonders in Frankreich, als Wirkung einer vollkommenen Umgestaltung des Staates, weit mehr der Fall, denn in Preussen zur Zeit Friedrichs. Dieser Monarch, welcher den Ruhm seines Reiches nur als die Frucht seines Wirkens erkannte, schien ihn auch nur durch seinen festen Willen und durch die Mittel, Waffen und Geld, emporhalten zu können, womit er ihn gegründet hatte. Daher blieb nicht nur der Unterschied der Stände scharf gesondert, sondern er zog, mit Vorliebe für das Heerwesen, zwischen dem Militär- und Zivilstande eine Marchlinie, durch welche beide in einer Art Gegensatz, nicht wie gleichberechtigte Mitbürger eines und desselben Staates, sondern wie eine höhere und niedere Kaste neben einander erschienen. In Frankreich, wo die Vorrechte des Feudaladels untergegangen waren, sah man überall nur Bürger mit gleichen Rechtsansprüchen. Napoleon selbst, die größten seiner Staatsmänner und Helden waren durch eigenes Verdienst aus dem Volke hervorgegangen. Jeder Bürger war Soldat im Fall der Noth, jeder Soldat zugleich Bürger. Weit entfernt, dieses edlere Verhältniß zu stören, suchte es Napoleon zu befestigen; und wie er allen Parteisinn, alles Faktionenwesen

auszutilgen strebte, so wollte er auch keine Nebenbuhlerei und Eifersucht von Ständen erwachsen lassen. Er dankte dem Heere nur einen Theil seines Ruhms, seine Krone aber dem Volke.

Aus demselben Grunde gestattete er auch selbst demjenigen Stande, welcher sich von jeher und fast in allen Ländern gern vom übrigen Volk trennte und erhob, dem geistlichen Stande, keine der alten und jeder gesittetern Nation lästigen Vorrechte. Er wollte die Geistlichen zu guten Bürgern, zu Angehörigen des Vaterlandes, nicht bloß eines ihm fremden, unsichtbaren Staates, der den Namen „Kirche" trägt, gebildet sehen. Er erkannte in ihnen Diener des Altars, Religionslehrer des Volks, nicht Theilhaber an einer Herrschaft, die sie gern in eine weltliche und geistliche zerspalteten, um einen bescheidenen Theil davon zu empfangen. Eben deswegen anerkannte er keine herrschende Kirche in seinem Reiche; alle Kirchen, selbst die Bekenner des mosaischen Glaubens, hatten gleiche Rechte; in allen sah er nur Volksgenossen, Staatsbürger. Noch hat kein Monarch vor ihm ernstere und größere Versuche unternommen, die Juden aus ihrer Entsittlichung und Verstoßung emporzuheben und sie, mit Schonung ihrer Religion, andern Bürgern des Staates gleichzumachen und gleichzustellen.

Der preussische Monarch nahm, als König, dieselbe Stellung gegen die verschiedenen Glaubensparteien in seinem Reich. Er gestattete keine alleinherrschende Kirche, sondern gewährte einer jeden ihr Recht. Doch was bei Napoleon Frucht staatsbildnerischer Entwürfe, Gegenstand thätigen Einschreitens war, schien bei Friedrich mehr aus einem unthätigen Verhalten gegen alle Religionsarten, ja aus einer gewissen Verachtung des Kirchlichen und Priesterthümlichen überhaupt, hervorgegangen zu sein. Während sich die Bekenner sämmtlicher christlichen Kirchen unter dem Zepter beider großen Staatsmänner ihrer ungestörten Freiheit im Gottesdienste freuen konnten, machte es sich undankbar genug ein großer Theil der Priesterschule fast aller Kirchenparteien zur Pflicht, beide als Religionsverächter, Glaubensspötter, Indifferentisten und dergleichen auszuschreien und mit heiligem Eifer zu verdammen. Doch beide waren zu groß, um die Verketzerer anders als mit dem Lächeln zu bestrafen, welches die treuherzige Einfalt immer erregt, wenn sie mit selbstgemachten Gespenstern Krieg führt. Friedrich wie Napoleon waren religiös; nur daß sie nicht Kirchlichkeit und Priesterthum für Religion und die Spitzfindigkeit oder Bilder der Dogmatik von verschiedenen Sekten für den Weg des ewigen Heils hielten.

Die Spöttereien Friedrichs über Priesterthümlichkeiten gehörten zu demjenigen Ton, welcher in seiner Zeit für den feinen und guten gehalten wurde, und der besonders durch die geistvollern Schriftsteller Frankreichs allgemeiner geworden war. Er mußte um so mehr gefallen, weil der gesunde Menschenverstand, beim Fortschreiten der Wissenschaften, schon mit den Schöpfungen und Lehren der Dogmatik mancher Sekten zerfallen war, und hier ein drolliger oder witziger Einfall um so leichter gefunden ward, indem das Lächerliche und Erhabene, wie Napoleon sagte, nur eine Handbreite von einander liegen.

Der Einfluß der französischen Literatur hatte auf Friedrich noch eine andere Wirkung, welche allerdings seiner königlichen Würde nachtheiliger als jener ungebundene und gerngesuchte Scherz über Kirchlichkeiten war. Sein Geist ward dem Geiste seines deutschen Volkes entfremdet; er erkannte weder dessen Eigenthümlichkeit noch Werth. Er suchte Ruhm durch sein Volk; das Volk sollte den eigenen Ruhm nur in dem des Königs sehen. Er, mit Geringschätzung deutscher Kunst und Wissenschaft, die er sich nicht mehr Mühe gab, zu kennen, als sie herrlich um ihn her erblühten, lebte in ausländischer Sprache und Bildung fort,

und beförderte durch sein Beispiel den Unglauben der Deutschen an sich selbst und die Ueberschätzung des Fremden, die Nachahmung des Ausländischen. So ward er, ohne es zu ahnen und zu wollen, der kräftigern Entwickelung des deutschen Volksgeistes hinderlich; hemmte länger, als er lebte, in der Nation das edle Selbstgefühl eigener Würde, eigener Größe, und machte es in feiler Nachahmerei und Bewunderung des Fremden sich selber fremd, dem Fremden mehr als sich selber ergeben und dienstbar.

Hier ward Friedrich weit durch Napoleon übertroffen, dessen erste Verhältnisse freilich der Richtung seines Geistes ungleich günstiger gewesen waren. Er suchte seines Ruhmes schönern Theil im Ruhm der Nation, die er zu beherrschen hatte. Alle seine Stiftungen und Anordnungen zielten dahin, das Ehrgefühl der Franzosen zu heben, das Volksthümliche unentweiht vom Ausländischen zu erhalten, französische Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu befördern, und selbst seine Siege in zahllosen Schlachten eignete er nicht sich zu, sondern weihte sie dem Ruhm der Nation. Während Friedrich, auf deutscher Erde geboren, wie ein ausländischer Fürst über seinen Unterthanen dastand, und kaum ihrer Sprache mächtig war, saß Napoleon von Korsika auf dem Throne zu Paris als ein geborner Fran-

zose, und vergaß sogar die Sprache seines Vaters. Welche Aufmunterungen gab er nicht nur den ernstern Wissenschaften, sondern auch den edlern Künsten! Er that mehr, als selbst Ludwig XIV., der sie nur zu Dienerinnen seiner königlichen Hoffart machte. Napoleon liebte die Musen ihres Selbstes willen, er kannte ihre Macht; darum baute er ihnen Paläste.

Als er eines Tages zu St. Cloud vom Trauerspiel Hektor des Luce de Lancival sprach, das ihm sehr gefiel, und das er daher une pièce de quartier-général nannte, rief er mit Wärme: «La tragédie échauffe l'âme, élève le cœur, peut et doit créer des héros. Sous ce rapport peut-être la France doit à *Corneille* une partie de ses belles actions; aussi, Messieurs, *s'il vivoit, je le férois prince.*» — Bei aller Begeisterung für Kunst und Wissenschaft verläugnete sich in seinen Anordnungen für dieselben jedoch nicht eine gewisse Einseitigkeit, welche nirgends widerlicher und störender, als eben im Wissenschaftlichen ist. Diese Einseitigkeit, welche sich besonders darin offenbarte, daß er den höhern Schulen eine Art militärischer Einrichtung gab, und daß er das Maas dessen, was gelehrt und nicht gelehrt werden dürfte, allzumißtrauisch bestimmte, mag theils Nachwirkung seiner eigenen kriegerischen Erziehung und Lebensart, theils aus der Rücksicht geflossen sein,

daß, wie überall, so auch schon in den Schulen, dem revolutionären, halbverwilderten französischen Geiste Zaum und Gebiß schärfer angelegt werden müsse. Friedrich dagegen ließ der vielseitigen Entwickelung des Wissenschaftlichen in den Schulen freien Spielraum, nach dem Grundsatze: „Wer frei darf denken, denket wohl."

Friedrich endete seine thatenreiche Laufbahn glücklicher, als Napoleon. Er starb auf dem Throne, verherrlicht von seinen Werken, deren Gedeihen er sah. Dies war nicht Sache des Verdienstes, sondern des Glückes. Es ist bekannt, daß die wider den großen Mann verbündeten Mächte damals ihm kein viel besseres Loos, als nachmals dem französischen Kaiser ward, zugedacht hatten, im Fall sie Sieger geblieben wären. Sie wollten ihn wieder zum kleinen Marquis de Brandenbourg machen. Vielleicht hätten sie ihn wohl auch, mit Ausnahme des Titels, noch zu etwas Kleinerm gemacht. Seine Staaten waren für Kriegskosten, Ausrundungen und Entschädigungen schon ziemlich berechnet und, wenigstens auf dem Papier, vertheilt. Das Schicksal aber wollte anders. Er blieb Sieger.

Ist er, weil er Sieger blieb, größer gewesen, als wenn er in blutigem Umschwunge bisherigen Glanzes jählings, nach langem Kampfe, unterlegen wäre? — Ich möchte nicht in das

Hosiannah oder Kreuzige des Pöbels einstimmen, welcher ohne Bedenken den Gewinn des großen Looses aus der Lotterie für Klugheit, eine stolze Verneigung für angeborne Majestät, und Unglück für Schande oder Dummheit hält. Auch unterliegend wäre Friedrich der königliche Riesengeist geblieben; auch im Fallen wäre er groß gewesen, wie Napoleon, dessen Sturz den ganzen Welttheil erschütterte, dessen Schatten noch seine Feinde schreckte, und von dem man erst wußte, wer er gewesen war, als man die Zeiten und Menschen maß, die nach ihm kamen.

Das Schicksal scheint sich gefallen zu haben, diesen Mann mit allen Prüfungen des Starkmuthes, im Glanze des Thrones, im Weihrauch schmeichelnder Könige, und wieder entkleidet von Herrlichkeit und Macht, in der Dürftigkeit eines Verbannten, zu zeigen. Ward er kleiner, als er auf dem unwirthbaren Felsen von St. Helena kaum die gewohnte Lebensbequemlichkeit hatte, und vom fernen Europa nichts, als das Jauchzen des Pöbels über seinen Untergang hörte?

Er hatte nach der Schlacht von Waterloo noch ein Heer an der Loire. Es erwartete ihn. Er konnte den Verbündeten noch furchtbar werden. Aber er entsagte. Er dachte weniger an sein, als an Frankreichs Unglück.

Wäre der große Friedrich persönlich in die

Gewalt seiner erbitterten Feinde gefallen, er wußte, welches Schicksal ihm bevorstand! Man sagt, er habe, vorbereitet auf solche Stunde, ein Giftfläschchen bei sich getragen. Den Kaiser der Franzosen hätte die tödtliche Kugel auf dem Schlachtfelde gefreut, in der Mitte seiner Helden sterben zu können. Aber den Tod sich selber zu geben, war er zu stolz. Er empfand das Entsetzen der Hoffnungslosigkeit, nicht des Verzweifelns. Unter allen seinen Feinden wählte er den mächtigsten, den unbezwingbarsten; dem lieferte er sich freiwillig aus. Selbst groß, glaubte er an die Größe Anderer. Er betrog sich. Und als er seinen Irrthum wahrnahm, hatte er nur Verachtung gegen die kleinliche Gemüthsart der damaligen Minister Englands.

Das Schiffsvolk, welches ihn über das Weltmeer in die ewige Gefangenschaft entführte, sah mit dem Erstaunen der Bewunderung die heitere Ruhe des Helden. In der engen, feuchten, ungesunden Hütte von Longwood war er derselbe, wie man ihn in St. Cloud und in den Tuilerien gesehen hatte. Seine Ueberwinder schienen die königliche Würde, die sie selbst trugen, an ihm entweihen und erniedrigen zu wollen; er glaubte in St. Helena kein edleres Geschäft mehr übernehmen zu können, als vor den Augen der Nationen diese Würde unentweihbar zu halten. Für die

gemeine Behandlung, die er litt, hatte er Unwillen; aber wenn eine Thräne sein Auge verdunkelte, ein Seufzer seinen Lippen entschlüpfte, war es nur unter dem Gedanken an Frankreich, an seine Gemahlin und an seinen Sohn. Er lebte, wie sein eigener Schatten, noch im Schattenreiche großer Erinnerungen; aber er fand da auch, wovon zu leben war. Er hatte keine Krone, aber noch Freunde, getreu bis in den Tod, wie sich deren mit solcher Gewißheit schwerlich diejenigen rühmen können, welche auf den Thronen sitzen. Und die ihm freiwillig in das hoffnungslose Elend folgten, sind von der Welt als tugendhafte und liebenswürdige Menschen anerkannt. Wir haben aber noch nie gehört, daß liebenswürdige und tugendhafte Personen Freundschaft mit einem unedeln Menschen, ja wohl gar mit einem gefühllosen Bösewicht geschlossen, geschweige dieser Freundschaft ihr Lebensglück geopfert hätten.

Weder Friedrich der Große noch Napoleon waren frei von Fehlern. Doch dürfen wir ihnen nicht alle diejenigen zurechnen, welche in ihrem Namen von boshaften oder ungeschickten Dienern begangen worden sind. Friedrich wie Napoleon würden als Privatmänner nicht minder achtungswürdige Personen gewesen sein, wie auf dem Thron. Der beleidigte Nationalstolz überwundener Völker kann das Richteramt nicht führen, so

wenig, als der Maasstab, welchen der gewöhnliche Mensch aus der engen Welt seiner Verhältnisse und Begriffe entlehnt, an ihre Größe gelegt werden darf.

Volks-Verarmung.

Aller Orten wird über Armuth, Bettelei und Elend in den untern Volksklassen, und mit vollem Recht, geklagt. Aber man verwundert sich, daß, ungeachtet der ungeheuern Summen, welche Privatwohlthätigkeit bringt, ungeachtet aller Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler, Bettelmandate u. s. w. das Elend, statt abzunehmen, wächst? — Das ist keines Erstaunens werth. Denn eben jene Privatwohlthätigkeit, eben jene Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler und Bettelmandate sind bekanntlich die rechten Hilfsmittel zur Armuth und Bettelsucht.

Daß alle diese verderbenvollen Hilfsmittel noch immerdar bestehen, ungeachtet längst schon die Whitebread, die Brougham, die Colquhoun, die Fellenberg, die Pestalozzi und

viele andere kenntnißreiche Männer die Schädlichkeit derselben erwiesen und die vernunftmäßigen Maasregeln zur Verminderung des Uebels bekannt gemacht haben, ist nur Zeugniß mehr, wie schwer es bei manchen öffentlichen Behörden hält, den schlichten, gesunden Menschenverstand gelten zu lassen, wenn sie sich vom herkömmlichen Geschäftsmechanismus befangen fühlen.

Erst pflanzt man gewöhnlich kunstgerecht den Hang zu Müßiggang, Bettelei und Schamlosigkeit durch Mangel genugsamer Anfangsschulen, oder durch Gestattung erbärmlicher Schulen mit unwissenden, schlechtbesoldeten Lehrern, durch Unschuld vergiftende Waisenhäuser, durch unmäßige Menge von Wein=, Bier= und Branntweinschenken und Spielhäusern, durch sittenmörderische Einrichtung der Straf= und Zuchtanstalten, oder vielmehr Unzuchtanstalten, durch Begünstigung der Prozeßsucht, durch Hinwälzung der Steuern auf die Unvermöglichern, durch Vermehrung großer Grundeigenthume, Fideikomisse und Güter in todter Hand, durch Vorspiegelung vom Genusse anschwellender Armengüter, durch unbesonnenes Ermahnen der Geistlichen zum Almosengeben u. s. w.; hintennach nährt und hegt man die Pest des Staates mit sorgfältigen Armenpflegen. — Daß ich hier keineswegs von Unglücklichen rede, die wegen Gebrechlichkeit, Krankheit oder Alter unfähig sind,

sich selber Nahrung, Obdach und Kleider zu verschaffen, versteht sich.

In wie vielen Ländern ist heutiges Tages Howards Idee zur Verbesserung der Zuchtanstalten ausgeführt, oder Wehrli's Armenschule von Hofwyl oder Falks Stiftung in Weimar nachgeahmt, oder Bell-Lancasters Unterrichtsweise allgemein? — Aber man hat dafür prächtige Hospitalpaläste mit kostspieligen Verwaltungen, glänzende Akademien und wunderschöne Opernhäuser, welche nun freilich nicht geeignet sind, den untersten Volksklassen Ehrliebe, Arbeitslust, Sittlichkeitsgefühl und Fähigkeit zur Selbsterhaltung mitzutheilen.

England stellt in den Jahrbüchern der europäischen Gesittung ein Beispiel einzig in seiner Art auf. Laut dem Bericht an die Kammer der Gemeinen beträgt die jährliche Ausgabe zur Unterstützung der Armen bei zwölf Millionen Pfund Sterling. In manchem Kirchspiel wird diese Auflage dem Eigenthümer zum Untergang. Der neunte Theil der Nation lebt auf Kosten vom dritten Theil derselben Nation. Weit über 500,000 Personen sind Bettler. Jährlich werden im Durchschnitt 1500 bis 2000 Menschen vor Gericht als Diebe verurtheilt. Und noch immer schwillt, mit der ungeheuern Menge der Almosen, die ungeheure Zahl der müßigen Armen.

Man muß nicht die Uebervölkerung anklagen. Noch ist in den europäischen Ländern der Raum fruchtbaren Bodens zur Ernährung der Menschenmenge nicht zu klein. Den Beweis dafür liefert die wirkliche, fortdauernde Ernährung dieser Menschenzahl auf diesem Raum, ungeachtet weitaus nicht aller Boden angebaut und der meiste schlecht bewirthschaftet ist, und Millionen Bettler nicht arbeiten, sondern sich unentgeldlich füttern, kleiden und beherbergen lassen. Nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung kann der Flächenraum einer Geviertmeile (zu 13,000 bis 14,000 Morgen fruchtbaren Boden, der Morgen zu 40,000 Geviertschuh) 4000 bis 5000 Personen ernähren.

Es sind nicht die einfachen Verfassungen und vortrefflichen Einrichtungen der nordamerikanischen Freistaaten einzig, welche in denselben mit so unglaublicher Schnelligkeit die Bevölkerung, Kultur und Stärke derselben befördern. Die elende Armuthsverhinderungsanstalten der meisten europäischen Länder tragen dazu nicht wenig bei. Die verzweiflungsvollen Auswanderungen dauern über das atlantische Meer fort, und können durch ihre Massen oft jene Gegenden in große Verlegenheit setzen.

Im Jahresbericht, welchen im Dezember 1819 die Direktoren der Gesellschaft zur Armuthverhinderung in der Stadt Newyork ablegten,

meldeten sie, daß nur in ihrer Stadt, die gegenwärtig 120,000 Einwohner zählt, 8000 hilfsbedürftige Arme lebten, und zwar meistens hergewanderte Europäer. Nur vom 1. März 1818 bis zum 1. November 1819 waren bloß in dieser Stadt 18,930 Reisende aus Europa angekommen und in den Bureaux eingeschrieben; aber viele andere noch sind wahrscheinlich dieser Förmlichkeit entschlüpft. Eine große Anzahl derselben bleibt auf dem Straßenpflaster von Newyork hängen, nährt sich vom Bettel, oder gewinnt doch nur einen geringen Theil seiner Erhaltung durch Arbeit. Man kann diese unglücklichen Tausende doch nicht nach Europa zurückjagen, nicht mit Gewalt in die Einöden des Innern treiben, nicht auf den Straßen verhungern lassen. Sie müssen gelebt haben. Die Direktoren der Gesellschaft trugen daher darauf an, den Kongreß aufzufordern, daß die erste Unterstützung und weitere Versorgung der Europäer eine Bundesangelegenheit werde.

„Denn“, sagte sie, und es scheint, mit Recht, „warum soll die Stadt Newyork diese Masse fremder Einzügler nähren und kleiden? Weil unsere Stadt ein Hafen ist, weil sie an der Hudson-Mündung liegt? — Von allen Gegenden Europens kommen sie. Sie werden uns von allen Winden zugeführt. Unsere Stadt wird, wie einst Konstantinopel in den Kreuzzügen, von Fremd-

lingsschwärmen aufgezehrt, mit denen wir gar keine Verbindung haben. Sie sind oft im äussersten Elend. Aber sie sind nicht unsere Armen!"

Wenn manche Reisende, die Amerika nur aus Neugier besuchen, bei ihrer Rückkehr vom Sittenverderbnisse in den Seestädten, von der Rohheit des gemeinen Volks, von der Gewinngier desselben erzählten, hätten sie billig davon wohl vieles auf Rechnung der europäischen Auswanderer setzen können, die mit ihren Ungezogenheiten und Lastern hieher zu Tausenden kommen und sich nicht alsbald zerstreuen können. Die Polizei ist nicht unthätig. So wird z. B. an der von Newyork gerühmt, daß es ihr gelungen sei, binnen zwei Jahren über zweihundert Branntweinschenken in der Stadt zu unterdrücken, und die übrigen wenigstens an Sonntagen geschlossen zu halten; ehe jene unterdrückt wurden, waren in dieser Stadt sechszehnhundert und siebenunddreißig Häuser, in denen man Branntewein im Einzelnen verkaufte.

Die Chinesen, Japaner und andere von uns für Barbaren gehaltene Völkerschaften fremder Welttheile pflegen zum Theil noch immer die Europäer für ein eben so armes als unmoralisches und ewig unter sich zerworfenes Volk aus den traurig-

sten Weltgegenden zu halten. „Denn wenn es Euch in Euerm Lande wohl wäre, warum kämet Ihr so weit zu uns her?“ sagen sie.

Geständniß eines französischen Emigranten.

Der tugendhafte Graf Las Cases, Napoleons treuer Begleiter zum Felsen St. Helena, ist mir persönlich lieb und ehrwürdig; doch hätte ich gewünscht, in seinem Mémorial de Sainte-Hélène mehr von Napoleon zu lesen, als vom Grafen.

Unter Allem aber, was der Graf von sich selber erzählt, ist eine Stelle, die mit allen übrigen Kleinlichkeiten wieder versöhnt. Sie gibt den Schlüssel zu vielen Räthseln in der Geschichte Frankreichs unter Ludwig XVIII., seit dessen Wiedereinthronung.

Als nämlich (27. März 1816) in St. Helena das Gespräch auf die französischen Emigranten kam, auf ihre Großthuereien, ihre unverschämten Anmaßungen in Deutschland, auf ihren festen Glauben an Wiedereroberung Frankreichs, auf die Unfähigkeit ihrer Anführer u. s. w., sagte Las Cases, der bekanntlich selbst Emigrant gewesen war, zum Kaiser: „Die Leute waren da-

mals durchaus das, was sie noch heute sind. Wir Ausgewanderte glaubten nämlich, und wir wiederholten es uns beständig, und ich selbst dachte mir's nicht anders: die große Mehrheit der französischen Nation halte es mit uns. Freilich hätte ich mich darüber bald enttäuschen sollen. Denn als unsere Haufen bis Verdun und weiter vorgedrungen waren, fand sich keine Seele zu uns. Umgekehrt, man floh scheu, wenn wir uns näherten. Trotz dem allen hing ich steif und fest an jenem Glauben; selbst noch dann ließ ich ihn nicht fahren, als ich von England nach Frankreich heimgekehrt war. So ganz und gar hatten wir uns in die alberne Vorstellung eingewurzelt. Wir sagten uns: diese neue Regierung kann von keiner Dauer sein; sie wird von der Nation verabscheut; sie hat nur eine Hand voll Leute für sich; sie besteht nur durch Furcht und Schrecken. Ja, es gibt Menschen, die von dieser Meinung nie zurückgekommen sind. Ich bin überzeugt, daß unter denen, die heute als Mitglieder des gesetzgebenden Körpers diese Menschenklasse darstellen, sich mehrere das Alles noch treuherzig einbilden. Ich kenne den Geist, die Ideen, die Ausdrücke von Koblenz her viel zu gut."

„Und wann kamen Sie denn endlich selbst auf andere Gedanken?" fragte Napoleon den Grafen.

„Sehr spät, Sire. Sogar als ich endlich mitmachte und an den Hof Ihrer Majestät kam, war ich mehr durch Bewunderung und Gefühl hingerissen, als von der Ueberzeugung, daß das dauern könne, daß die Nation dafür sei. Aber als ich in Ihrem Staatsrathe saß, die Sicherheit bemerkte, mit der man die entscheidendsten Maasregeln beschloß, daß auch nicht das leiseste Besorgniß über möglichen Widerstand obwaltete; als ich überall um mich her nur Ueberzeugung und Ruhe sah: da kam mir's vor, als wenn nun Ihre Macht und der feste Stand der Dinge mii einer Schnelligkeit zunähmen, von der ich mir keinen Begriff machte. Indem ich mir selbst das Räthsel lösen wollte, machte ich eines Tages die große, merkwürdige Entdeckung, daß das Alles, was ich meinte, es werde erst, schon seit langer Zeit so sei, aber daß ich's eigentlich wohl nur nicht habe wahrnehmen wollen. Ich hatte mich also nur unter den Scheffel gesetzt gehabt, damit das Licht nicht zu mir käme. Nun stand ich mit einemmale in der Mitte aller Klarheit und war davon ganz blind. Seit diesem Augenblicke verschwanden meine Vorurtheile, fielen mir die Schuppen vom Auge.

„Wie ich nachdem von Ihrer Majestät einige Sendungen erhielt, und mehr denn sechszig Departemente durchreisete, brauchte ich die äusserste

Vorsicht, die redlichste Aufmerksamkeit, um mir das, was ich so lange bezweifelt hatte, als thatsächlichste Wahrheit deutlich zu machen. Ich sprach die Präfekten, ich befragte die untern Beamten, ich ließ mir Beweisstücke und Register vorlegen. Ich erkundigte mich bei einfachen Privatleuten, die mich gar nicht kannten. Ich wandte alle mögliche Proben und Gegenproben an, und gelangte so zur Ueberzeugung, daß die Regierung wirklich ganz national, ganz im Willen des Volkes sei; daß Frankreich nie, so lange ein Frankreich bestanden, stärker, nie blühender, nie besser verwaltet, nie glücklicher gewesen sei. Nie waren die Wege vorher besser unterhalten; der Landbau hatte um ein Zehntel, ein Neuntel, ein Achtel im Ertrag gewonnen!*) Ein Leben, eine Wärme herrschte überall und trieb zur Gewerbigkeit und zur täglichen und persönlichen Verbesserung der Umstände. Der Indigo ward gewonnen, der Zucker hätte unfehlbar auch erscheinen müssen. Nie, zu keiner Zeit, hatte der innere Handel- und der Gewerbsfleiß einen höhern Grad

*) Las Cases macht bei dieser Stelle folgende Bemerkung: „Wunderlich! Gerade von dem nachher berühmt gewordenen Herrn von Villele erhielt ich diese Angaben über den Landbau im Languedoc.“

erreicht. Statt sonst vier Millionen Pfund Baumwolle, wie noch beim Ausbruch der Revolution, verarbeitete man jetzt über dreißig Millionen Pfund, ob man das Material gleich nicht unmittelbar über Meer erhalten konnte, und es zu Lande auf einem Wege, weiter als von Konstantinopel, nehmen mußte. Ueberall zahlten sich die Auflagen. Die Konskription war volksthümlich geworden. Frankreich, statt erschöpft, zählte eine größere Bevölkerung, denn zuvor, und diese nahm täglich zu.

„Als ich", fuhr Las Cases fort, „mit diesen Thatsachen zu Paris in meinen alten, altgläubigen Zirkeln erschien, gab es einen wahren Aufstand. Man konnte sich das nicht möglich denken. Man überschrie mich; man lachte mir ins Gesicht. Doch gab es einige Verständigere darunter. Mein Wort hatte doch Gewicht. Ich machte Einige schwankend; ich überzeugte Einige. Und so hatte auch ich meine Eroberungen."

Der Kardinal und der Papst.

Kaum hatte Papst Pius VII. vierzehn Tage lang den heiligen Stuhl besessen, kündigte er sich, zu nicht geringem Erstaunen der Geistlichkeit selber, entschlossener und kühner, denn eine ganze Reihe seiner Vorfahren, als Wiederhersteller der bis zur Ohnmacht gesunkenen Majestät des römischen Pontifikats an. Er forderte den geistlichen und weltlichen Arm zur Vertilgung der Philosophie auf, denn sie habe das Glück der Welt (der römisch-apostolischen) zerstört. Er stellte den Orden der Gesellschaft Jesu her; salbete den Kaiser des Abendreiches; erneuerte zu Rom die Inquisition; verbot die Verbreitung der Bibel im Volke; kanonisirte Heilige; verdammte die Freimaurer; schloß mit den weltlichen Mächten, so gut es Schwäche derselben oder andere Umstände erlaubten, Konkordate, und streute Bullen und Breven in Fülle aus. Kurz, mit Ausnahme einigen Wankelsinns in bedrängten Zeiten, zeigte er sich mit der ganzen Bestrebsamkeit eines mittelalterischen Papstes.

Pius VII. wäre vielleicht gern ein Gregor VII. des neunzehnten Jahrhunderts gewor-

den, wenn in diesem noch die Menschheit des eilften Säkulums gelebt hätte. Er fand sie aber nicht vor. Es war ein anderes Geschlecht. Doch ein Mann, nicht mit den Zielen bloß, sondern mit dem Geiste und Starkmuth Gregors VII., wäre auch im neunzehnten Jahrhundert wohl noch ein Gregor VII. gewesen. Das konnte Pius VII. nicht, weil es ihm an den ersten Erfordernissen zu einem großen Staatsmann fehlte. Denn er begriff und kannte durchaus sein Jahrhundert und seine Zeitgenossenschaft nicht; darum griff er in dasselbe falsch ein, und schadete seiner Kurie, seinen Nachfolgern und seinem Ruhm. Er ließ sich beigehen, das gegenwärtige Weltalter über den Leisten des sechszehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts schlagen und danach bearbeiten zu wollen. Ein Papst hingegen mit Gregors VII. großem Geist und Blick hätte sich aus den Schwächen, aus den staatsthümlichen, religiösen und kirchlichen Bedürfnissen, aus den Tugenden und Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Reich gebaut; freilich kein solches, in welchem ein Kaiser baarfüßig im Wollenhemd unter den Fenstern einer Mathilde büßt. Wie der Tonkünstler sein Instrument kennen muß, dem er, als Meister, Töne entlocken soll, oder wie der Feldherr die Oertlichkeiten des Wahlfeldes, auf dem er eine Schlacht annehmen will: so muß der

Staatsmann Stimmung, Geist, Bedürfniß, Stärke und Schwäche der Fürsten und Nationen kennen, die er umfassen, treiben und mit sich zu seinem Ziele hinreissen möchte. Darin versehen es die Meisten, und darum bleiben die Meisten Nullen, oder erhalten einen unbeneidenswerthen Ruhm durch ihr Unglück.

Man hätte vom Kardinal Chiaramonti, sobald er die päbstliche Tiara empfing, einen ganz andern, als den Pabst Pius VII., erwarten sollen. Seine Homilie, welche er am Weihnachtstage 1797 zu Imola in der ehemaligen cisalpinischen Republik dem andächtigen Volke vortrug, kann man heut nicht ohne Lächeln lesen.

Es sei mir erlaubt, so bekannt diese Weinachtspredigt des ehemaligen Kardinals auch ist, hier noch einige Stellen daraus einzuschalten.

„Der ist", sprach er mit der Begeisterung eines Liberalen, „der ist kein Jünger Jesu Christi, der hat in der Schule des göttlichen Meisters seine Pflichten schlecht erlernt, welcher, von trüglicher und habgieriger Weisheit oder flüchtiger Ehre aufgeblasen, das Ebenmaas der bürgerlichen Gleichheit zerstören will, um Gebieter und Herr der Andern zu sein.

„O Mensch, Mensch! wann endlich wählst du aus der Lehre deines Erlösers die Mittel, deine

wahre Größe zu behaupten, deine wahre Freiheit zu erringen und deine Ketten abzuschütteln?

„Freiheit, sei es im Sinn der weltlichen Weisheit oder im Sinn des katholischen Glaubens, Freiheit schließt jeden Gedanken von Zügellosigkeit aus, welche Gutes mit Bösem, Ehrbares mit Unanständigem vermengt. Fern sei von euch eine solche Vorstellung, die, allen Geboten widersprechend, Menschheit, Vernunft und gesammte Wohlthaten des Schöpfers zerstört. Freiheit, diese allen Sterblichen theure Gottesgabe, ist das Vermögen, zu handeln oder nicht zu handeln, aber göttlichen und menschlichen Gesetzen untergeordnet. Sie ist in dieser Welt nur unvollkommen, aber vollkommen in jenem ewigen Vaterlande, wo die Namen Knechtschaft, Unterjochung und Sünde unbekannt sind.

„Die von uns angenommene demokratische Staatsverfassung, meine geliebten Brüder, widerstreitet keineswegs dem Evangelium; umgekehrt, sie fordert von uns jene erhabenen Tugenden, die man nur in der Schule Jesu erwirbt. Und wenn ihr sie ausübet mit frommem Sinn, werden sie das Unterpfand eures Glückes, eures Ruhmes und des Glanzes unserer Republik werden. Stoßet, ich beschwöre euch, den Parteigeist, den Eigennutz, alle unreinen Absichten von euch zurück, die, gleich unwürdig des Menschen und des Christen, und

weit entfernt, euer Glück zu mehren, euch, durch Verführungen phantastischer Ehre, zum Verderben leiten würden. Die Tugend allein ist die unerschütterliche Grundlage der Demokratie.

„Ich will euch nicht von Sparta, nicht von Athen sagen, ich will von jenen berühmten Gesetzgebungen Lykurgs und Solons schweigen. Unsere Betrachtungen und Erinnerungen wenden sich angemessener dem Freistaate des alten Roms zu. Gedenket, meine Brüder, der Zierden desselben, jener erlauchten Bürger, und der Mittel, durch welche sie sich der Bewunderung der Welt versicherten. Ich rufe euern Gedanken den Muth eines Mucius Scävola, eines Curtius, der beiden Scipionen, des Torquatus, des Camillus und so vieler Andern zurück, die in jenen denkwürdigen Tagen glänzten! Ihr Lob, von vielen Schriftstellern verkündet, ist noch jetzt Belehrung für die Nachwelt. Ihre Tugenden sind selbst von den Kirchenvätern gepriesen, unter andern durch den erhabenen Philosophen, den heiligen Augustinus, der davon ein seiner würdiges Gemälde entwarf. Die Größe und der Ruhm dieser Republikaner war, wie der vortreffliche Kirchenlehrer sich ausdrückt, eine Belohnung, welche ein gerechter Gott ihren Thaten und Tugenden gewährte.

„Die sittlichen Tugenden, welche in der Liebe

der Ordnung bestehen, machen uns zu guten Demokraten. Aber diese reine Demokratie, welche unablässig zur öffentlichen Glückseligkeit hinarbeitet, abschwörend dem Hasse, der Untreue und Ehrsucht, ist eben so aufmerksam, die Rechte des Andern zu ehren, als die eigenen Pflichten zu vollstrecken. Nur dadurch befestigt sich die bürgerliche Rechtsgleichheit, welche, richtig verstanden, das Gesetz über alle Staatsgenossen erhaben zeigt, um zu leiten, zu schirmen, zu strafen. Die bürgerliche Gleichheit, abstammend vom ewigen Rechte der Natur, und verschönert durch das Sittengesetz, gibt dem Staatskörper die rechte Harmonie, indem Jeder zum Besten Aller, nach Maasgabe seiner körperlichen und geistigen Kräfte, mitwirkt, und hinwieder seinerseits von der gesellschaftlichen Fürsorge alle Vortheile genießt, die er zu erwarten berechtigt ist.

„Meine Geliebten! Erkennet die wirksame Macht der evangelischen Lehre, welche die Tugend, welche die bürgerliche Gleichheit, welche eine weise Freiheit theuer machen und jenen freundlichen Sinn ausbreiten will, der das Dasein und die Herrlichkeit der Demokratie befestigt. Eine gemeine Tugend könnte vielleicht hinreichen, um die dauerhafte Wohlfahrt anderer Staatsverfassungen zu gewährleisten; aber unsere Verfassung verlangt mehr! Strebet dahin, die Höhe

der Tugend zu erlangen, dann werdet ihr wahre Demokraten sein; — erfüllet treulich die Gebote des Evangeliums, und ihr seid die Freude der Republik!“

Im Grunde hatte der Kardinal zu Imola nichts gesagt, dessen sich ein verständiger Mann zu schämen hätte. Aber daß er, als Pabst, denn doch oft geradezu von dem das Gegentheil sagte, was er als Kardinal gepriesen, und sogar der Philosophie den Krieg machen wollte, während der Kardinal sogar den heiligen Augustinus mit Auszeichnung den Philosophen geheißen hatte, — das mag ein Lächeln erregen.

Man muß nicht glauben, daß zwischen der entgegengesetzten Weltansicht des Kardinals und des Pabstes ein langer Zeitraum verstrichen wäre. Nein, es war nur ein Zwischenraum von siebenundzwanzig Monaten. Auch muß man nicht glauben, daß er, wie mancher Andere, in jugendlicher Begeisterung billigte, was er im reifern Alter, bei genauerer Kenntniß der Welt und des Lebens mit bedenklichem Kopfschütteln unterläßt. Nein, er war in dem Alter, wo die Täuschungen der Einbildungskraft verschwunden sind. Er zählte zu Imola schon mehr denn fünfundfünfzig Jahre.

Wie wir uns die Verwandlung in den Grundsätzen erklären sollen? — Ganz einfach dadurch,

daß der Kardinal wohl gern Pabst geworden wäre (und es auch durch den Einfluß des damals über Italien und Rom gebietenden Frankreichs, den 14. März 1800, ward), aber der Pabst nicht mehr Kardinal, sondern Pabst sein wollte. Von nun an arbeitete Pius VII., die weltliche Herrschaft seiner Vorgänger wieder herzustellen, nicht im Kirchenstaate allein, sondern, durch das starke Gewebe der kirchlichen Hierarchie, auch in fremden katholischen Ländern. Es mißlang ihm. Kaiser Napoleon war kein Kaiser Heinrich IV., und das neunzehnte nicht mehr das eilfte Jahrhundert. Pius VII. schleuderte in einem einzigen Jahre, ja in einem einzigen Monate (Juni 1809) sogar, zwei Bannbullen gegen Napoleon, die aber auf Europa ungefähr dieselbe Wirkung machten, wie der Anblick der mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Asiaten bei der russischen Armee auf das französische Heer, welches, als die Asiaten wirklich abschossen, laut auflachte. Indessen ließ der Monarch von Frankreich den Pabst doch, wegen dieser Feindseligkeit, wodurch die französischen Unterthanen bestimmt zum Aufruhr gereizt werden sollten, als Staatsgefangenen nach Paris abführen.

Man stellt Pius VII. gern als Märtirer dar. Er ist persönlich ein humaner, gebildeter, liebenswürdiger und sehr frommer Fürst. Aber nicht seiner Frömmigkeit und Religiösität, sondern

seiner politischen Ansichten und Zwecke wegen wurde er Märtirer, wie mancher andere Fürst es geworden ist, dem die nöthige Klugheit oder das nöthige Glück fehlte. Er wurde Märtirer, nicht für die Religion, sondern für die kirchliche Hierarchie, für die im Gang der Zeiten verlornen Rechtsame des heiligen Stuhls. Jetzt droht sich das spanische Reich gänzlich von demselben zu trennen. Noch einige Päbste in diesem alterthümlichen Geiste und noch einige Mißgriffe: und wir werden zu Rom zwar einen Pabst, aber in andern Reichen, wie in den ersten christlichen Zeitaltern, und wie noch in der griechischen Kirche, statt römischer Nunzien, dem Pabste an Hoheit gleiche Patriarchen erblicken.

Deutsche Volkstreue.

Es ist bei gesammten deutschen Völkerschaften noch die tiefe, unerschütterliche, religiöse Kindesliebe zu ihren Fürsten, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters und der noch frühern Zeit. Diese religiöse Liebe ist nicht mit dem Strohfeuer schmeichlerischer Vergötterungssucht zu vergleichen; ist nicht Ergebniß von Ueberlegung und Gewohnheit: sondern scheint ganz der Eigenthümlichkeit des deutschen Gemüths entsprossen. Den deutschen Völkern ist ihr Fürst ein unsichtbarer Vater, dem sie, wie einem immer an sie denkenden, immer für sie sorgenden, wie einem Urbilde des Guten mit stiller Zärtlichkeit anhängen; dem sie nicht Vorwürfe machen mögen, wenn er auch fehlt; dem sie nie zürnen; den sie sogar weinend entschuldigen, wenn er sie — verkauft und vertauscht. Eine solche Liebe hat nichts von Studentenliedern und Gymnasiastenplanen zu fürchten, wohl aber von der Unbesonnenheit derer, welche Fürsten gewöhnen, ihre Unterthanen wie eine meuterische, verrätherische, empörungslustige Masse zu betrachten.

Vielleicht das rührendste Beispiel deutscher

Treue haben in neuern Zeiten die wackern Hessen gegeben. Denn ihr verstorbener Kurfürst Wilhelm I (geb. am 3. Juni 1743) war hart, sogar rauh, zurückstoßend, unfreigebig, und doch blieb ihm sein Volk in den Zeiten der Verlassenheit und Verstoßung mit unendlicher Treue ergeben. Es vergaß nie, was er pflichtmäßig zur Beförderung des Landbaues, der strengen Gerechtigkeitspflege und des bessern Schulwesens gethan hatte; aber es vergaß seinen Starrsinn, seinen Geiz, seine willkührlichen Gewalthandlungen, und wie das arme Land sich vergebens unter ihm zum Wohlstand emporringen wollte, während er in seine Schatzkammer Gold auf Gold häufte.

Es ist bekannt, wie er beständig, aus Liebhaberei, mitten im Frieden einen beträchtlichen Haufen Kriegsvolks unterhielt, denselben exerziren und dressiren ließ, und wie er zu dem Ende alljährlich viele Tausende seiner Unterthanen dem Pfluge, den Werkstätten, den Aeltern und Verwandten vorenthielt. Er hatte von dieser Soldatenspielerei nur zweimal einigen Nutzen; das erstemal, als er am 12. September 1787, für die jährliche Summe von 675,000 Kronenthaler, geradezu zwölftausend seiner Landeskinder auf vier Jahre an England in den Krieg vermiethete; das anderemal, als er eben so viele seiner Unterthanen, zum Nutzen seines Hausschatzes, im Jahr 1792 an Großbritannien in

Kriegssold und Dienst hingab. Hingegen im Jahr 1806, als es Ernst galt, als Napoleon ihn und sein Land bedrohte, als er an der Spitze seiner wohlgerüsteten und tapfern Hessen mit ernsterm Widerstand die Hochachtung des übermächtigen Siegers, und sehr wahrscheinlich anständige Friedensbedingungen gewinnen konnte; als er, wo nicht überwinden, doch ruhmreichen Untergang finden konnte: da ließ er seine Schätze einpacken, und entfloh mit ihnen zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, ins dänische Gebiet. Seine Armee mußte sich schmachvoll von den Franzosen entwaffnen lassen.

Dennoch hing ihm das brave Hessenvolk mit unzerstörbarer Ergebenheit an. Mehrmals erhob es gegen die Ueberwinder blutige, doch vergebliche Aufstände. Der Kurfürst selbst wohnte ruhig mit einem kleinen Hofstaat in Prag, und erwartete da den Ausgang der Dinge. Nur, als Oesterreich im Jahr 1809 die Waffen wieder gegen Napoleon erhob, entschloß er sich endlich, im Hessenlande heimlich auf eigene Kosten Truppen werben und zur Unterstützung Oesterreichs sammeln zu lassen. Er griff einen Theil seines Schatzes dafür an. Doch Napoleons zu schnelle Siege machten diesen Entwurf eitel, und alle die brave Mannschaft, die der Stimme ihres Kurfürsten gefolgt war, wurde ohne weitere Unterstützung ihrem harten Schicksal

überlassen. Der durch Ausgesandte des Kurfürsten bewirkte Aufstand des tapfern Obersten Dörnberg (im April 1809) endete blutig und zum Unglück zahlloser Haushaltungen. „Die Wenigen, welche als Verfechter der kurfürstlichen Rechte, Hab und Gut verlassend, mit seltenem Glücke durch die Flucht dem Blutgerüste entkamen," sagt der neueste Lebensbeschreiber des Kurfürsten *), „wurden von ihm kalt aufgenommen und mit Unfreundlichkeit behandelt, und waren nicht selten dem drückendsten Mangel und Elend preisgegeben."

Das Alles schwächte die Freude der treuen Hessen nicht, als der greise Kurfürst im November 1813, in Folge der Siegestage von Leipzig, mit seiner Familie nach Kassel zurückkehrte. Mit Freudenthränen und Jubelgeschrei empfing ihn sein Volk. Aber das Entzücken verminderte sich bald, als er Alles, was seit seiner siebenjährigen Entfernung vom Lande hier geschehen war, wie nicht geschehen betrachtete; als er die im Königreich Westphalen angestellt gewesenen Zivil- und Militärbeamten wie Verbrecher von ihren Aemtern stieß, ohne Entschädigung; als er nachmals, bei Auflösung der Landwehr und Linientruppen, die Offiziere mit so kärglichem Wartgeld entließ, daß sie davon nicht leben konnten, und

*) Cramers Zeitgenossen, 10s Heft.

sie seine Gerechtigkeit wie sein Mitleiden vergebens anflehten; als er, bei Erschöpfung des Landes, während sein Privatschatz anschwoll, die Auflagen vermehren wollte; als er die unter der westphälischen Regierung geschehenen Domänenverkäufe aufhob und die rechtmäßigen Eigenthümer von Haus und Hof trieb, hinwieder die Schuldner des Staats, welche ihre Schuld schon an die westphälische Regierung entrichtet hatten, anhielt, dieselben Kapitalien noch einmal an seine Staatskassen zu zahlen; als er durch ein hartes Gesetz alle Druck- und Lesefreiheit beschränkte, und die hessischen Landstände seit dem Jahr 1816 nie wieder einberief, sondern in unbeschränkter Machtvollkommenheit regierte.

Ein Schlagfluß endete am 27. Februar 1821 das Leben des siebenundsiebenzigjährigen Greises. Seine Unterthanen richteten zwar ihren Blick mit frohern Erwartungen auf seinen Sohn und Thronfolger Wilhelm II, aber klagten den Vorgänger nicht mehr an. Was er gethan, und wie sehr es in und ausser Deutschland allgemeine Mißbilligung erfahren haben mochte, wußten sie mit Kindesehrfurcht durch seine frühere Erziehung, durch seine Neigung zur Sparsamkeit, durch seine eigenthümlichen Vorstellungen von Pflichten und Rechten eines Landesherrn, durch sein hohes Alter zu entschuldigen, in welchem man nicht leicht mehr an-

genommene Begriffe ändert und sich den rings verwandelten Verhältnissen und Vorstellungen des Zeitalters willig anschmiegt.

Es werden viele Lobreden auf die Fürsten geschrieben. Die Völker verdienen solche gewiß nicht minder, und sie sind ihnen vielleicht minder gefährlich, als jenen, weil sie weniger leicht vom Weihrauch betäubt, wohl aber durch Anerkennung ihrer Tugenden in denselben gestärkter werden.

Mittelalterischer Jakobinismus.

Wäre es einmal Ernst, die europäischen Völker zur Verehrung eines zügellosen Willens auf dem Thron, und zur gedankenlosen Unterwürfigkeit gegen eine gedankenfeindliche geistliche Gewalt zurückzuführen: so müßten wir nicht bei halben Maasregeln stehen bleiben, sondern vom Grund aus helfen. Wir müßten nicht von der Herrlichkeit des Lebens im Mittelalter reden, wo es zwar Leibeigene, aber doch auch freie Leute gab, sondern von der Vortrefflichkeit unserer Altvordern

frühern Datums, von den Asiaten müssen wir sprechen; denn aus Asien stammen wir! Warum blicken wir nicht freudig zurück in dieses alte, verlorene Paradies unserer Völkerjugend? Da weiß man auch heut' noch nichts von Volksrevolutionen, sondern nur von Hofrevolutionen, wenn etwa ein Bruder den andern, oder ein Sohn den Vater, oder ein Neffe den Oheim vom Throne stößt. Da sieht noch jetzt ein halber Welttheil im Dalailama seinen Fleisch gewordenen Gott, und küßt den Staub vom Fuße des Priesters hinweg. Da ist noch die Stimmung und Laune, mit welcher der Khan, Schach oder Sultan des Morgens vom Schlaf aufgestanden ist, der Zivil- und Kriminalkodex des Tages. Da gilt noch in den Kasten der Hindu der altlöbliche Unterschied der Volksklassen in urbildlicher Vollendung; und können wir auf chinesischen Hochschulen Etikette und Zeremoniel studiren, als Basis guter Ordnung.

Viele Lobredner des Mittelalters sind, scheint es, entweder verkappte Jakobiner oder unwissende Nachbeter. Denn eben damals hatten ja weltliche Fürsten den Personen der Päbste, Kardinäle und Bischöfe übler mitgespielt, als je; eben damals lehnten sich ja sogar Mönchsorden gegen Roms Gewalt auf, die jetzt dessen Stützen sind; eben damals ermunterten und belohnten die Höfe geistvolle Gelehrte und Schriftsteller, die nach Wahr-

heiten forschten, deren man heute gern entbehren möchte; eben damals hatten selbst die freiheitärmsten Nationen Landstände, und andere Völker hatten freiheitreiche Verfassungen.

Weiß man denn nicht, wie die Justicia von Arragonien, wenn sie den Eid des neuen Königs empfangen hatte, ihm mit auf die Brust gesetzter Degenspitze sagte: „Wir sind so viel als Sie. Wir machen Sie zu unserm König und Herrn, auf daß Sie, wie Sie eben geschworen haben, unsere Rechtsame und Freiheiten handhaben und bewahren. Wo nicht, — nicht!"

Man erinnere sich nur an die alte Verfassung von Brabant, aus der ich einige Artikel hersetzen will:

„Der Herzog soll die Prälaten und andern Geistlichen nicht ohne Vorwissen, Genehmigung und ausdrückliche Einwilligung der beiden andern Stände, des Adels und des Volks, versammeln."

„Der Herzog soll keine Steuer erheben, oder Aüflagen machen, ohne Einwilligung der Stände des Landes."

„Es soll kein Ausländer eine Ehrenstelle in Brabant bekleiden, ausgenommen unwichtige Aemter."

„Es soll der Herzog keinen seiner Unterthanen anders, als auf dem Rechtswege, belangen und verfolgen, damit sich der Angeklagte durch

Sachwalter vertheidigen und seine Angelegenheit öffentlich verhandeln könne."

„Wenn der Herzog durch Gewalt, oder Hinterlist, oder anders, die Freiheiten derer von Brabant gefährden möchte, können dieselben, nachdem sie schuldiger und ehrlicher Maßen protestirt haben, vom Huldigungseid losgebunden, frei thun, was sie gut dünken wird."

Wohin gerieth Brabant mit solchen Grundgesetzen? Ins Verderben? — O nein. Brabant gedieh zu einem Wohlstand, zu einem Reichthum, zu einem Namen und Ansehen, daß es seinen meisten Nachbarn ein Aergerniß und Gräuel ward, wie es heutzutage etwa Nordamerika oder England Vielen geworden sind.

Wirkungen der Zeitungs-Zensur.

Welches sind die Wirkungen der Preßfreiheit in den jungen Staaten Nordamerika's und in dem alten England? Die Leute dort lesen und prüfen Alles, und behalten das Gute.

Welches sind die Wirkungen der Zensur von Druckschriften? — Hindert man damit die Verbreitung gefährlicher Grundsätze und Wahrheiten? Nein; denn selten weiß ein Zensor selber, welche Grundsätze und Wahrheiten gefährlich sind, und die übrigen Leute wissen deren schon zuviel, oder haschen desto lieber nach verbotenen Früchten. — Hindert man damit Verbreitung böser Nachrichten? Nein; denn sie erscheinen bald in ausländischen Zeitungen, oder gehen von Briefen in Briefe, von Lippen zu Ohren über, und wirken, als verbotene Gerüchte, nur schärfer und übler. — Befördert man damit Vertrauen zur Regierung? Nein, das Gegentheil. Der einfältigste Bauer denkt: wer recht thut, hat das Licht nicht zu scheuen. Keiner läßt sich vorschreiben, was er für Wahrheit halten soll.

Als sich die Franzosen über ihre unter Ludwig XVIII. wieder eingeführten Zeitungszensuren

lustig machen wollten, stellten sie den Moniteur und andere Pariser Blätter zusammen, worin die Nachrichten von der Rückkehr Napoleons aus Elba gemeldet werden.

Erste Nachricht. März 1815. Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist aus Elba entwischt.

Zweite Nachricht. Der korsische Währwolf (l'ogre) ist beim Kap Juan ans Land gekommen.

Dritte Nachricht. Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abentheurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht.

Vierte Nachricht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen.

Fünfte Nachricht. Der Tirann hat in Lyon verweilt. Entsetzen lähmte Alles bei seinem Anblick.

Sechste Nachricht. Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf sechszig Stunden zu nahen.

Siebente Nachricht. Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Achte Nachricht. Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris sein.

Neunte Nachricht. Der Kaiser Napoleon ist in Fontainebleau.

Zehnte Nachricht. Gestern Abends hielten Se. Majestät der Kaiser und König ihren Einzug in den Palast der Tuilerien. Alles ist in unaussprechlichem Jubel.

Die Erziehung der Prinzen.

Man sollte glauben, der Erziehung keines Kindes werde in der Regel größere Sorgfalt geweiht, als der Erziehung des künftigen Landesfürsten. Allerdings; aber er hat das Schicksal, aus Zärtlichkeit erdrückt und aus übergroßer Sorgfalt verzogen zu werden. « On nous apprend tout, » sagte selbst ein Fürst, « excepté ce que nous devons savoir. » Ich will nicht davon reden, daß zuweilen, wie am ehemaligen französischen Hofe, Schlechtigkeit der Höflinge absichtlich dahin arbeitete, den Thronerben zu entnerven und zur Selbstherrschaft unfähig zu machen, um ihn ewig bevogten oder durch Freudenmädchen und Günstlinge beherrschen zu kön-

nen: sondern ich spreche von einer Erziehung, die ganz redlich gemeint ist.

Und wird da nicht gegen die einfachsten Grundsätze gewöhnlich am bittersten gesündigt, selbst von denen, welche Einsicht genug hätten, das Bessere zu erkennen? Die gemeinste Bürgersfrau von einigem Verstande würde sich z. B. hüten, die Eitelkeit ihres Kindes mit dem ewigen: „Was werden die Leute sagen!“ zu überreizen, oder die Thatkraft desselben mit der Erinnerung zu erschlaffen: „Du hast Vermögen, du wirst einst reich, du bist schon vornehmer, als viele Menschen sind!“ — An fürstlichen Höfen aber geschieht häufig das platte Gegentheil von Allem. Ehe man noch im unmündigen Kinde das Reinmenschliche entfaltet hat, will man schon das Fürstliche herauszimmern.

Napoleon, der, wie Cyrus und Moses und andere große Fürsten des Alterthums, oder wie zu neuerer Zeit Peter der Große, Heinrich IV., Friedrich der Große, in der ernsten Schule des Schicksals, und nicht unter verweichlichenden Schmeicheleien und Belustigungen, seine Jugend verlebt hatte, war doch durch den kaiserlichen Purpur um alle Erinnerung dessen gebracht, wodurch er groß geworden. Er konnte sogar die Frau von Montesquiou rühmen, wie sie seinen Sohn, den König von Rom, erzogen

hatte, die eher den strengsten Tadel verdient hätte.

Die Zimmer des Kindes befanden sich im Erdgeschosse der Tuilerien gegen den Hof derselben hinaus, wo gewöhnlich müßige Gaffer und Neugierige umhergingen, in der Hoffnung, das Kind durch die Fenster zu sehen. Eines Tages — so erzählte Napoleon in St. Helena mit wahrem Wohlgefallen, und um die Weisheit der Frau von Montesquiou hervorzuheben — eines Tages war das Kind gar böse und unartig, und durch keine Vorstellungen zu besänftigen. Frau von Montesquiou befahl sogleich, die Fensterläden zu schliessen. Das Kind, kaum dreijährig, erschrickt über die plötzliche Finsterniß, und fragt: „Mama Quiou, warum das?" Ihm antwortet Frau von Montesquiou: „Weil ich Sie viel zu lieb habe, um der ganzen Welt Ihren Zorn sehen zu lassen. Was hätten doch diese Leute, die Sie vielleicht dereinst alle regieren werden, von Ihnen gesagt, wenn die Sie in solchem Zustande gesehen haben würden! Meinen Sie denn, die Leute möchten Ihnen gehorsam sein, wenn sie wüßten, daß Sie so unartig wären?" — Das Kind versprach sogleich, es nicht mehr zu thun. „Sehen Sie wohl," sagte Napoleon zu Las Cases, „das ist ein ganz Anderes, als wie sich Villeroi mit Ludwig XV. benahm, der zu diesem, als

Kind, sagte: „Sehen Sie, mein Gebieter, alles jenes Volk da gehört Ihnen. Alle die Leute, die dort stehen, sind die Ihrigen!“ *)

In der That hat Villeroi nichts Anderes als Frau von Montesquiou gesagt, nur etwas runder heraus hat er's gesprochen.

Wenn die Verziehung der Fürstenkinder schon von der Wiege her so begonnen ist, muß sich Niemand wundern, daß elende Höflinge das Verderben im reifern Alter der jungen Thronerben vollenden können. Der Herzog von Anjou, der als Philipp V. im Jahr 1701 den spanischen Thron bekam, war damals noch ein unerfahrner Knabe von siebenzehn oder achtzehn Jahren. Der Präsident von Kastilien, Don Manuel Arias, hatte nichts Dringenderes zu thun, wie er sich unter kriechenden Höflichkeiten ihm zum erstenmal nahte, als den jungen König allerunterthänigst zu erinnern: „daß sämmtliche Spanier seine Knechte (valets) wären, er aber der Herr, unabhängig von Allem sei; daß, was er begehre, auf der Stelle, ohne Widerrede geschehen müsse; daß, und wäre die gesammte spanische Monarchie auf einem Punkt versammelt, sie nur eine berathende, er allein die entscheidende Stimme habe; daß er doch nicht vergessen solle, Gott habe ihn an die

---

*) *Las Cases* Mémorial des Sainte-Hélène. I. 390.

Spitze eines nicht nur monarchischen, sondern wirklich despotischen Staates gestellt, der despotischer als jeder andere in der Christenheit sei." *)

Um einen Thronerben zum ausgezeichneten, vortrefflichen Fürsten zu bilden, muß man ihn nothwendig erst zum ausgezeichneten, vortrefflichen Menschen erziehen, das heißt, alle ihm von der Natur verliehenen Anlagen zu einer Vollendung entfalten, deren sie irgend fähig sind. Er sollte, als Mensch, zuerst angeleitet werden, Menschen als Seinesgleichen zn ehren, und die Lumpen des Bettlerknaben und seinen eigenen Putz als Nebendinge und Gaben des Zufalls betrachten. Er sollte daran gewöhnt werden, jedem Seinesgleichen durch Körperkraft, Geistesstärke und Gemüthsadel überlegen zu werden, und ein Fürst unter Menschen, auch ohne Krone, zu sein. Aber nicht durch Verzärtelung wird körperliche Kräftigkeit, von der die des Geistes nur zu sehr abhängig ist, befördert, sondern durch Abhärtung, Entbehrung und Uebung. Peter der Große ward Schiffszimmermann, Heinrich IV. kletterte barfuß mit seinen Gespielen an den Bergen von Bearn.

Der künftige Monarch soll nicht zum Gelehrten erzogen, aber sein Gedächtniß muß anhaltend

---

*) Schreiben des Marquis de Lauville an Beauvilliers, in des Erstern Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon en Espagne.

und früh geübt werden; er ist nicht zum Schöngeist, auch nicht zum Philosophen bestimmt, aber sein Witz, sein Scharfsinn muß fortdauernd durch Aufgaben beschäftigt sein. Er soll einst der freieste Mann seines Reichs sein; darum muß er früh zur Selbstständigkeit, Mäßigung, Religiosität und Selbstbeherrschung gezogen werden. Er muß früh gewohnt werden, unabhängig von Allen, sich als Diener Aller anzusehen; nichts für sich, Alles für Andere zu sein und zu haben; vollkommen zu werden, um der Welt Vollkommenes leisten zu können.

Man fürchte doch nicht, daß der, welcher im Privatstande ein ausgezeichneter und herrlicher Mann wäre, auf dem Throne eine unbedeutende Rolle spielen würde, oder daß er bei der Thronbesteigung vergessen könnte, daß er Fürst sei. Dergleichen lernt sich leicht. Wir haben es an Napoleon erfahren. Oder waren andere aus dem Privatstande zur Regierung großer Staaten emporgestiegene Männer, waren die Sully und Colbert, die Chatam und Pitt, die Bernstorf und Herzberg und andere nicht vorzügliche Könige? — Große Staatsdiener waren sie! sagt man. Aber sollen Könige nicht große Staatsdiener sein? Ist dies nicht, nach Friedrichs II. Erklärung des königlichen Berufs, ihr Beruf? Oder haben sie ausserdem noch einen andern?

Die heutigen Jahrhunderte.

Der geistvollste Mann auf Erden hat immer noch, wenn er es auch eben nicht gesteht, aus frühern Jahren seine Dosis Aberglauben, Vorurtheil und Dummgläubigkeit oder Bigoterie behalten. Eben so besitzt auch das gesittungs- und bildungsreichste Volk seinen bildungs- und sittenlosen Pöbel von allen Ständen, in Seiden und Zwilch.

Einen je höhern Grad ihrer Selbstentfaltung die Nation erreicht hat, um so mannigfaltigere Abstufungen der Bildung werden bei ihr wahrgenommen werden, vom unbeholfenen, aberwitzigen Sinn des nackten Wilden aufwärts bis zu dem im Lichte der Wahrheit verklärten Geiste des Aristoteles, Plato, Tacitus und Franklin. Wie der Geognost in Urgebirgen, Flözlagern und Trappbildungen die hinterlassenen Niederschläge undenkbar früher Aeonen erkennt, in welchen sich unser Erdplanet formte: so erkennt der heutige Weltweise in jetzt lebenden Nationen noch die Vorstellungs- und Denkarten sämmtlicher verflossener Jahrhunderte, welche zur Erziehung der Nation wirkten und Bodensatz zurückliessen. Wir haben unter uns nicht bloß Menschen des neun-

zehnten Jahrhunderts, nein, es leben wahrhaftig unter uns noch die Heiden aus der Druidenzeit, die Kannibalen von den Völkerwanderungen, die Schwärmer der Kreuzzüge, die Faustgerechten der Ritterwelt, die Fanatiker der Reformation, die Abgeklärten des philosophischen Jahrhunderts.

Daraus erklärt sich mancherlei Erscheinung; z. B. warum, bei so ungleichartigen Gemengtheilen, unter zivilisirten Nationen mehr Gährung, als unter rohen, bildungslosen Völkern statt finden könne, deren Genossen ungefähr einerlei Kulturstufe inne haben. Ferner: wie es möglich sei, daß (dem Namen nach) eine und dieselbe Nation gestern die Republik, heute die Feudal-Oligarchie, gestern die Intoleranz, heute die Toleranz, gestern die Aufklärung, heute den Mystizismus und sogar den Fanatismus, gestern vive l'empereur! heute vive le roi! mit gleicher Begeisterung und in vollem Ernste ausrufen und vertheidigen konnte?

Es kömmt nur darauf an, welchem von den vielen heut lebenden Jahrhunderten gestattet ist, das Wort zu führen. Und dies hängt wieder davon ab, welches von den Jahrhunderten eben im geheimen Staatsrathe dieses oder jenes Landes Sitz und Stimme habe.

Weltgeschichtliche Epochen der Denkfreiheit.

Vor uralter Zeit hatte nur die Geistlichkeit Denk- und Sprechfreiheit, und zwar von Rechts-, das heißt von Natur-wegen, weil sie vermuthlich es in der Kunst zu denken und zu sprechen am weitesten gebracht hatte. Was sie sprach und dachte, hieß göttlich. Sie nannte sich sehr bescheiden eine Dienerin Gottes; aber der Gott war eigentlich ihr gehorsamer Diener, weil er sich gefallen lassen mußte, zu Allem, was sie sprach, bei den Orakeln der Griechen und Römer, bei den Druiden u. s. w. den Namen zu leihen. Erster Zeitraum der Gesittung.

Nach diesem kamen die Könige und Fürsten zur Denk- und Sprechfreiheit, theils weil sie durch ihre Stellung dazu getrieben wurden, theils weil sie der hochwürdigen Geistlichkeit den Vortheil abgelauscht, und ihr ins Spiel gesehen hatten. Könige und Priester sprachen; die Völker glaubten und schwiegen. Zweiter Zeitraum in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts.

Dann wurden die reichen Landherren mündig, weil sie den Fürsten am nächsten stan-

den, Priester Gottes, oder Räthe und Helden der Fürsten wurden, und also den Beruf zum Denken und Sprechen empfingen. So kam die Denk- und Sprechfreiheit auch an die Senate, an die Parliamente des Alterthums, an die Landstände der mittlern Zeit. Dritter Zeitraum in der Entwickelung der Nationen.

Weil die Priester nur dasjenige zu denken und zu sprechen pflegten, was ihnen zum Vortheil diente: so machten die Fürsten von der Denk- und Sprechfreiheit ähnlichen Gebrauch für sich selbst. Auf die Art entstand bald zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm ein Gegensatz, der die Freiheit anbahnte. Das Mündigwerden der Landherren vermehrte die Freiheit; aber auch die Landstände dachten und sprachen nur für ihren Nutzen, für ihre Rechtsame am liebsten. Bis die Buchdrucker-Presse erfunden ward. Da maßten sich die Gelehrten von Handwerk eigenmächtig ebenfalls die Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, weil sie ihr Beruf an Kloster- oder Hochschulen antrieb, öffentliche Lehrer zu sein. Vierter Zeitraum der Gesittung.

Die Gelehrten lehrten aber so wirksam, daß bald alles Volk zu Stadt und Land buchstabiren, lesen, und sogar denken lernte. Bürger und Bauern bekümmerten sich nun auch um das, was ausser ihren Zäunen und Ringmauern geschah.

Man druckte und las Zeitungen. Es war erlaubt, von auswärtigen Staaten Alles zu melden; vom Inlande nur das, was löblich schien und gepriesen werden konnte. Man gestattete neben dieser Art Preßfreiheit eine Art Denkfreiheit; aber die Sprechfreiheit des Volkes ward verpönt. Fünfter Zeitraum der Ausbildung der Völker.

Sobald aber das Kind nicht mehr verworren fühlt, sondern klare Gedanken zu fassen beginnt, will es auch sprechen. Das liegt in der Natur. So fingen auch die Völker an, mündig zu werden, und Jeder im Volk maßt sich Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, und will mitreden. Sechster Zeitraum seit Erschaffung des menschlichen Verstandes. Und am Beginn desselben stehen wir jetzt.

Viele Priester, viele Fürsten, viele Adeliche, viele Gelehrte von Handwerk finden diesen Zustand der Dinge sehr unnatürlich. Er muß doch aber wohl ganz natürlich sein, weil er in der Natur und aus ihr hervorgegangen ist.

Einige wollten Denk- und Sprechfreiheit geradezu wieder abgestellt wissen, und die Völker sammt und sonders ins alte Testament zurückjagen, wo nur Könige, Propheten und Priester sprachen; oder gar ins Paradies, wo Jehova

allein mit dem Menschen redete. Sie schlugen dazu Religionsedikte, Konkordate, Inquisitionen und dergleichen vortreffliche Hilfsmittel vor.

Die Gemäßigten fanden die Sache unausführbar, und meinten: Man müsse den Leuten wohl Denk- und Sprechfreiheit lassen, weil man ihnen doch den angeborenen Kopf nicht nehmen könne; aber Preßfreiheit gehöre nicht für sie. Die Leute hingegen behaupteten: Sprechfreiheit und Preßfreiheit wären einerlei; einerlei die Mittheilung der Gedanken durch den Hauch des Mundes, oder durch Schriftzüge auf Papier. Jede Zensuranstalt sei ein obrigkeitliches „Hand vor dem Mund halten“ gegen denjenigen, der reden wollte, und offenbarer Despotismus.

Der Staatsmann einer deutschen Monarchie sagte: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. Hier bewegt sich Alles auf den hierarchischen Abstufungen der verschiedenen Stände inner festen Schranken. Das muß in größern Reichen sein, wie es bei großen Armeen der Fall ist, wo nur das Ganze sich in der Kette der Subordination fest und regelmäßig, als ein Körper bewegt. Will Alles räsonniren, der Untere den Obern bekritteln: hören Achtung, Gehorsam und Ordnung auf; das Ganze muß zerfallen; das heißt,

eine Revolution erfolgt, in welcher die Stände verschwinden und der Thron selbst wankt. Will man also die volle Preßfreiheit, so will man eine andere Staatsverfassung. Diese kann unser Landesherr nicht wollen. — Ein anderes ists bei kleinern Staaten; da ists nicht nothwendig, daß die Bande der Ordnung so scharf angezogen sind. Eine Kompagnie läßt sich leichter übersehen und führen, und macht ihre Sache, wenn auch Soldaten darin räsonniren; nicht so in einer Armee von fünfzig- oder hunderttausend Mann, in welcher man sich schwerer mit einander verständigen würde, wenn Jeder das Wort führen wollte. — Man muß nicht England oder Frankreich nennen. Beide sind ein glückliches oder unglückliches Gemisch von Monarchie und Republik. In Republiken ist man schon an Oeffentlichkeit gewöhnt; ja sie muß statt finden, wenn die Republik nicht aufhören, und der freie Staat zu einer despotischen Oligarchie verkrüppelt werden soll. In den Republiken ist das Volk zum freien Sprechen und Schreiben berechtigt; muß es sein; findet darin das Palladium seiner Freiheit und der Sicherheit seiner Gesetze, denen es bei allem Lärmen dennoch gehorcht, weil es aus Erfahrung die Gräuel der Gesetzlosigkeit kennt. So ists bei uns nicht. Bei uns würde das Volk bald vom unbesonnenen Reden

zum unbesonnenen Handeln übergehen. Unser Volk ist zum Schweigen und Gehorchen gewöhnt, und befand sich bisher wohl dabei; es kennt die Abscheulichkeiten und Leiden der Anarchie noch nicht aus Erfahrung; um so weniger würde das ungebrannte Kind das Feuer scheuen, wenn es schon aus Erzählungen wüßte, daß das Feuer brenne."

Für und wider Alles in der Welt lassen sich Gründe und Gegengründe machen. Was aber in der Natur der Dinge ist und sein muß, das macht sich, allen Gründen und Gegengründen zum Trotz, endlich doch von selbst.

Könnte nicht auch ein republikanischer Staatsmann sagen: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. In Monarchien mag sie unschädlich sein, wo Alles fest geregelt steht; wo sich die Eifersucht und Stärke der verschiedenen Stände gegenseitig bewacht und beschränkt; wo ein stehendes Heer im Dienst der Monarchen das Ansehen der Gesetze, der Behörden und Einrichtungen emporhält, und die ersten Meutereien mit Bajonetten und Kartätschen vertilgt. Nicht also ists bei uns. Hier hat das Volk mehr Einfluß; es ist beweglicher, reizbarer und darum noch nicht verständiger, als in Monarchien. Durch Preßfreiheit und Oeffentlichkeit würde also die Stimmung des Volks gefährliche Richtung erhalten.

Es würde mit der Achtung öffentlich getadelter Obrigkeiten und Gesetze den Gehorsam gegen dieselben aufgeben und Revolutionen herbeiführen, die in Republiken leicht, in Monarchien schwer zu machen sind. In Republiken, wo jeder Staatsbürger zu den höchsten Aemtern aufsteigen kann, gibt es der Unzufriedenen mit den Obern weit mehr, als in Monarchien, wo des Ehrgeizes Ungestüm durch die unveränderliche. lange Straße der Dienst- und Aemterfolge gebrochen wird." — Könnte nicht so ein republikanischer Staatsmann sprechen?

Und dennoch, was gewannen nicht, statt zu wagen oder zu verlieren, die österreichischen und preussischen Monarchien, als Kaiser Joseph II. und der große Friedrich Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Druckschrift gestatteten? In den nordamerikanischen Freistaaten ist die Preßfreiheit so alt, als die Freistaaten selbst sind. So bezeugen Vernunft und Geschichte im Einklang: daß Geistesfreiheit die Stärke und Blüthe der Staaten befördert, und Furcht vor dieser Art Freiheit das Dasein von Fesseln verräth, welche entweder von den Magistraten getragen werden, oder die sie den Unterthanen anlegen möchten.

Nahak der Weise.

Das alte, reiche Vaterland der meisten Religionen des menschlichen Geschlechts, Asien, wohin noch heut die Christen Europa's, die Bekenner Muhameds in Afrika, die weitzerstreuten Nachkommen Israels ihre andachtvollen Blicke wenden, ist noch in unsern Zeiten nicht minder fruchtbar an Religionen. Das ernste, sinnige Europa hat schon Vieles, aber noch keine Religion in die Welt gebracht. Denn selbst die Asen des alterthümlichen Norden, die Götter Latiums und Griechenlands stammten aus dem schöpferischen Morgenlande. Man muß sehr beklagen, daß die Reisebeschreiber vom Innern Amerika's und Afrika's, viel zu wenig vertraut und mit den Sprachen der Urbewohner, uns von deren religiösen Begriffen allezeit die unvollkommensten, ja gewiß falschesten Vorstellungen geben. Denn gewöhnlich sehen sie, was sie dort sehen, entweder mit christlich-frommen Vorurtheilen; oder sie deuten die gottesdienstlichen Gebräuche, die sie wahrnehmen, auf eine willkührliche Weise, ohne Verstand und Kenntniß des Wahren; ohngefähr wie ein Hindu, oder ein Gelehrter von Hussa und Tombuktu es deuten

würde, wenn er unsere Protestanten singend zum Abendmahltisch wandern, oder den Meßpriester vor dem Altar bald stehen, bald knien, bald eben so die sich kreuzende Gemeinde erblicken sollte.

Wir in Europa haben nur die vom Orient empfangenen Religionen ausgeschmückt, verbessert, verkünstelt, veredelt. Unsere Päbste, Luthers, Zwingli's, Menno's u. s. w. gelten nichts als göttliche Gesandte. Sie sind nur, was heutiges Tages im arabischen Nedsjed oder Bergland der Sohn Abdul-Wahab war, so wie die Wechabiten nur die muhamedanischen Protestanten in Asien sind.

Asien, die Heimath der Propheten, der großen Religionsstifter, ist es noch in neuern Jahrhunderten. Von Konfutsee, Moses, Brama herab bis zum mekkaischen Muhamed mögen viele gewesen sein, die da neue Glaubensordnungen schufen, deren Namen uns bekannt blieben. Aber eines Mannes Name verdient gekannt zu sein, dessen religiöses Lehrgebäu allerdings auch den gebildetern Europäern ehrwürdig erscheint. Dies ist Nahak, der Gesandte des Himmels im Lande der Sing's oder Seihks.

Der Oberst Malcolm *) gab uns von diesem

*) Malcolm sketch of the sihks. London 1812.

merkwürdigen Manne bestimmere Anzeigen; und Malcolm ist eben nicht geneigt, die Seihks oder den erhabenen Stifter ihres Glaubens zu schmeicheln. Er ist Soldat; landeskundig; in seinen Angaben und dem, was er als Augenzuge vernahm, kunstlos berichtend.

Im Norden Hindostans, wo es abendwärts an Persien rührt, vom mittlern Indus bis zum Ganges, breitet sich ein weites, fruchtbares Reich unter mildem Himmel aus, von großen Gebirgsketten und Strömen durchzogen. Im Süden desselben ruht die endlose Sandwüste von Nedschistan; nördlich das Hochland Persiens und Thibets. Dies ist das große Land der Seihks, von welchem gesagt wird, es habe über viertausend Geviertmeilen, und bei fünf Millionen Einwohner. Das Penschab oder Reich der fünf Mündungen des Indus; jener Grenzstein von des mazedonischen Alexanders wahnsinnigen Erobererzügen; jener Schauplatz der Pracht und Ueppigkeit der altberühmten Großmoguln; das palastreiche Lahor, durch die hundert Meilen lange, von gepflanzten Bäumen umschattete Kaiserstraße mit Dehli und Agra einst verknüpft; das gewerbige Multan an der Mündung des Dschumna — dies alles ist in das Gebiet der Seihks eingeschlossen.

Hier wohnt in Bergen und Ebenen ein regsames, thätiges Volk. Es baut in seinen Aeckern alle Getreidearten; es zählt auf seinen Wiesen die mannigfaltigsten und zahlreichsten Heerden; in seinen Städten viele und treffliche Großgewerbe von Seiden, Baumwollen, Teppichen und andern Bedürfnissen des genußreichen Orients. Dabei ist jeder Bürger, wenn das Aufgebot geht, Krieger; jeder an die Mühseligkeit des Lagerlebens durch Strenge und Einfalt der Sitten leicht gewöhnt. Er backt sein Brod unter glühender Asche; er nimmt im Nothfall mit gerösteten Bohnen und Erbsen vorlieb. Ein Turban ohne Schmuck, ein bunter Mantel, dunkelblaue Langhosen sind sein Gewand; Speer, Schwert und Luntenflinte seine Waffen. Reiter ist jeder von Kindheit auf. Die seihk'sche Reiterei ist sowohl durch die Stärke und Gewandtheit der Rosse und Männer, als durch die ungeheuere Menge furchtbar. In Tagen der Gefahr kann sie an zweimal hunderttausend Mann betragen.

So sah Bernier schon im siebenzehnten Jahrhundert dies Volk; so in unsern Tagen wieder der Oberst Polier; so zuletzt Malcolm.

Unsere Aufmerksamkeit aber zieht weniger ihr kriegerisches oder friedliches Leben, ihre Staatsverfassung oder ihr Kunstfleiß an, als ihr religiöser Glaube. Er ist in den Geschichten des mensch-

lichen Geschlechts so bedeutsam, als für den beobachtenden Weltweisen lehrenvoll.

Im Jahr 1469 ward unter diesem Volk Hindostans ein Mann geboren zu Shukguhr in Lahore, Namens Nahak. Er war von unberühmter Abkunft; weder durch die Macht seines Volksstammes, noch durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichnet; wohl aber durch die Hoheit seines Geistes. Schon früh in der Jugend liebte er die Weisheit der Alten, und machte er das Erzeugniß ihrer Erfahrungen und Sagen zum Gegenstand seiner Prüfungen. Am meisten zog ihn in allem, was der Mensch hat und kennt, das an, was er von göttlichen Dingen hat und kennt. Bald genügte ihm nicht mehr das Wissen seiner Lehre, die Mythenwelt der Hindus, der beschränkte Glaube der Braminen. Er machte als Jüngling weite Reisen. Er hörte die Lehren der Guebern und Muhamedaner. Doch keine Glaubenspartei gab seinem Gemüthe das Beruhigende der Ueberzeugung; er fand in Allem aber den Keim des Göttlichen und Ewigwahren. Diesen hielt er fest. Die Albernheiten der spitzfindigen Schriftgelehrten; die frommherzigen Träumereien, Selbstmartern und Weltentsagungen mystischer Schwärmer; die prunkreichen Feierlichkeiten, mit denen die herrschsüchtigen Priester das Volk blendeten,

um sich in den Augen desselben selbst zu vergöttern — das Alles streifte er von der Wahrheit ab, die Allem zum Grunde lag. So kam er als Mann in seine Heimath zurück.

Hier lebte Nahak in stiller Abgezogenheit, ohne Begierde nach Reichthum und Würden, zu welchen ihm seine höhern Einsichten wohl den Weg bahnten. Seine Denkart war mehr religiös, als ehrgeizig. Er brachte seine Tage fortan mit Reisen in Städten und Dörfern des Vaterlandes zu, und lehrte den neuen, bessern Glauben, welcher sich in ihm offenbart hatte. Bald gewann er Jünger und Anhänger. Der gesunde Menschenverstand konnte nicht der Kraft seines überzeugenden Wortes widerstehen, und das unverdorbene Gefühl mußte die Seelengröße des Mannes bewundern, der, nichts für sich begehrend, nur Werke der Menschenliebe that, und für das Glück Anderer lebte. Er gab sich gar nicht das Ansehen, eine neue Religion in die Welt bringen zu wollen, sondern nur die älteste und ewig geltende von Menschensatzungen wieder zu reinigen, und die Bekenner aller Glaubensarten um das höchste Gut der Geister zu vereinigen. Er predigte Tugend, Liebe und Gehorsam. Die bürgerlichen Ordnungen ließ er unangetastet. Sie waren in seinen Augen nothwendig, aber veränderlich. Er ließ, den Vorurtheilen, Sitten und Gesetzen der übrigen Hindus

zuwider, Muhamedaner und Parsen und andere Glaubensgenossen Theil an seinen Lehren nehmen, weil Niemand von der Erkenntniß des Wahren und von der Gnade des höchsten Wesens durch Stand und Vaterland und Staatsverfassung ausgeschlossen sein könne. „Der Himmel sandte mich," sagte er, „alle Namen, welche dem höchsten Wesen gegeben werden, in einen einzigen Namen, und zwar in den Namen Gottes aufzulösen. Der Himmel sandte mich, den Glaubenszwist der Moslemin und Hindus zu tilgen. Mögen sie ihre heiligen Bücher lesen. Aber das bloße Lesen hilft ihnen nichts, ohne Gehorsam gegen die darin enthaltenen Lehren der Liebe gegen alle Geschöpfe Gottes. Es kann kein Sterblicher selig werden, als durch reinen Sinn und heilige That. Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamm, welcher Glaubenspartei der Mensch angehöre; er fragt nur: Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Hindu, dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Muselmann, der ein heiliges Leben führt."

Mit dieser religiösen Duldsamkeit umarmte er alle Menschen, gewann er alle. Er wollte nur, daß jeder in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung, unter welcher er lebte, ein vollkommener Mensch, ein Freund Gottes sei.

Zur Verbreitung dieser erhabenen Grundsätze bediente sich der weise Nahak keiner ausserordentlichen Mittel. Er lebte einfach und anspruchslos, wie jeder andere Mensch. Es fiel ihm nicht ein, sich für ein höheres Wesen auszugeben; doch läugnete er nicht, daß er größere Einsicht in göttlichen Dingen und vorzüglichere Geisteskräfte vom Himmel empfangen habe, das Wahre vom Irrthum zu scheiden. Dies konnten auch diejenigen nicht läugnen, welche durch ihn des Bessern überführt wurden. Darin sahen sie die Beurkundung seiner göttlichen Sendung, und er fand darin seinen Beruf zu dem, was er auf Erden thun solle. Er verrichtete keine Wunder, und verachtete die, welche jemals von Kindern des Staubes gethan worden sein sollten. Ja, er lehrte, daß die, welche mit Wundergaben glänzen, dazu durch den bösen Sinn oder Geist, der in ihnen wohnte, verführt und gestärkt worden wären. Eben so wenig bediente er sich gewaltsamer Mittel zur Bekehrung der Menschen, oder sich vor Verfolgern in Sicherheit zu setzen. „Ein heiliger Lehrer", sagte er, „bedarf keiner andern Mittel, als der Heiligkeit seiner Lehren und ihrer jedes Gemüth überwältigenden Kraft. Gott hat mir geboten, mich zu waffnen, aber nicht mit gemeinen Waffen, um Andern zu schaden. Mein Schild soll sein der Verstand, mein Schwert die Wahrheit; ich soll tapfer kämpfen

gegen Bosheit und Wahn, und alle meine Feinde besiegen, indem ich sie in Freunde verwandle."

Vom Muhamed sagte Nahak der Weise: „Ihn hat Gott ins Leben gesendet, daß er Gutes thue, und durch den Koran die Erkenntniß des einzigen Gottes verbreite. Aber er hat Willkührliches gethan, und alle menschlichen Geschöpfe in Unruhe gebracht. Darum hat er Unterdrückung und Grausamkeit eingeführt, und das Morden selbst unschuldiger, den Menschen hilfreicher Thiere. Es ist abscheulich, auch das Vieh zu tödten und zu verzehren, das dem Sterblichen zugethan ist, und ihm die Beschwerden des Lebens erleichtert, wie das Rind am Pfluge, die milchgebende Kuh und das dienstreiche Roß. Keinem Geschöpfe soll man wehe thun; denn der Odem Gottes ist in jedes Wesen ausgegossen."

Nahak verwarf den Dienst der Götzen und aller selbstgeschaffenen Gottheiten der Hindus; er verwarf alle Verehrung, die man dem Erschaffenen weiht, statt dem Schöpfer. „Es ist nur ein einziges höchstes Wesen; kein anderes kann ausser ihm sein, oder wider seine Macht anstreben. Alles Geschaffene athmet durch seine Liebe, und nimmt es wahr und sieht den Wohlthäter nicht. Darum läßt sich von ihm kein Bildniß machen aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie

immer, und wohnet an einem Orte nicht mehr, als am andern."

Einst machte ein Muhamedaner dem weisen Nahak Vorwürfe, daß er diesen am Boden liegen sah, die Füße gegen das Haus Gottes gekehrt. Nahak erwiederte ruhig: „Wende Dich umher, und zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist."

Er behauptete, das Leiden der Welt sei die selbstverschuldete Wirkung ihres wahnsinnigen Kampfes gegen das Göttliche und alle ewige Ordnungen des höchsten Wesens. Lasterhaftigkeit und Unterdrückungsgeist habe sich auf Erden erzeugt und verbreitet. Die Entstellungen der muhamedanischen und heidnischen Religion, die Ausgeburten menschlicher Verderbtheit, hätten das Reich der Thorheit und Laster in der Welt vollendet. „Darum", sprach er zu seinen Anhängern, „ist der Gottesdienst, weder der Hindus noch Moslemin, dem höchsten Wesen wohlgefällig. Es ist darin Knechtschaft, nicht Freiheit; nicht Reinheit, sondern Verderbniß der menschlichen Natur. Der verblichene Scharlachstrich, den das Wasser verunreinigte, erhält nie seine Farbe wieder."

Drei Hauptlehren waren das Wesentliche bei ihm, auf welches sich alles Andere, was er sagte, immer wieder bezog. Andächtige Verehrung des höchsten aller Wesen, des Einzigen: — Liebe der Menschen, ohne Unterschied der Vaterlande und

Kasten, denn die menschlichen Geister wären einander alle gleich vor dem Urgeist; reiner Sinn von innen und äussere Reinlichkeit, deswillen er häufige Abwaschungen empfahl, aber gegen fromme Selbstqualen und Entsagungen der Lebensfreuden sprach.

Man muß gestehen, sowohl die erhabene und einfache Sittenlehre, als die Vorstellungsart von göttlichen Dingen dieses hindu'schen Weisen, müssen selbst die Bewunderung und Ehrfurcht der europäischen Denker erregen. Man sollte beinahe glauben, Nahak habe durch irgend einen Zufall aus den heiligen Urkunden des Christenthums geschöpft; und doch findet sich keine Spur in seinen Lehren von andern christlichen Dogmen; keine Spur von seiner Kenntniß irgend einer christlichen Religionspartei. Ja, die Art selbst, wie er lebte, da er nur immerdar umher reisete, sein Volk aufzuklären, über die höchsten Wahrheiten zu lehren, und Thaten der Barmherzigkeit zu üben, erinnern an das heilige Leben des Stifters unsers christlichen Glaubens. Sein Geist hatte einen so erhabenen Standpunkt gefaßt, daß er den größten Weisen des Alterthums gleich steht. Wie er lehrte, so that er. Das hohe Ansehen, welches er ohne andere Macht, als die der Ueberzeugung, bei seinem Volk empfing, mißbrauchte er nie. Er nahm niemals weltliche Ehrenämter an. Er übertrug

das Ansehen, welches er erworben, nicht einmal auf seine eigene Familie. Er suchte und floh kein Märtirerthum. Er selbst wollte keine Verehrung seiner Person und duldete solche nicht. Er starb in der Dunkelheit seines thätigen Lebens, ohne Glanz, und hinterließ nur das Andenken seiner Tugenden und viele Schüler.

Die einsichtsvollsten seiner Schüler setzten, da er gestorben war, das Lebenswerk ihres Lehrers fort. So vermehrten sich die Bekenner des neuen Glaubens in ausserordentlicher Schnelligkeit. Die vornehmsten der Lehrer waren zugleich die Rathgeber, Leiter und Oberhäupter der übrigen Bekenner, in denen sie nur ihre Schüler sahen. Doch maßten sie sich keine obrigkeitliche Gewalt an. Nur in geistlichen Zweifeln entschied ihr gemeinsamer Ausspruch. Daher lebten sie und ihre Glaubensgenossen lange unbeachtet von den muhamedanischen Baja's oder Regierungen.

Erst als Argunmal, einer ihrer vornehmsten Lehrer, im Jahr 1606 die heiligen Bücher der Seihks verbesserte, und der zahlreich gewordenen Menge der Gläubigen mehr Einheit durch eine gewisse kirchliche Form gab, ward die Eifersucht der muhamedanischen Behörden wach. Die den Bekennern des Korans eigenthümliche Unduldsam-

keit entflammte schnell gegen die Verächter des unfehlbaren Propheten von Mekka. Die rasbutischen Fürsten in Hindostan handelten so unklug, wie in ähnlichen Fällen die Fürsten Europa's. Statt sich mit treuen, wackern Unterthanen zu begnügen, wollten sie die Geister derselben alle nach ihren Begriffen gestimmt wissen. Sie fingen an, Meinungen zu verfolgen, die nicht die ihrigen waren; Lehren zu verfluchen, die sie sich kaum die Mühe nahmen, zu prüfen; und Ueberzeugungen mit dem Schwert und dem Kerker zu strafen, die sich weder durch Kerker noch Schwert ändern lassen. Selbst der redliche, hochverehrte Lehrer Argunmal ward hingerichtet.

Diese Ungerechtigkeit und Verfolgerwuth empörte das Gemüth der bisher friedlichen Seihks. Der Tod des von ihnen Allen geliebten Argunmals erschütterte Alle. Sie griffen im Gebirg, wo sie lange ruhig gelebt hatten, zu den Waffen für ihr Heiliges und Irdisches. Har Gorwind, der geistreiche und racheathmende Sohn des ermordeten Augunmal, stellte sich an die Spitze der Seihks. Sie brachen hervor aus den Bergen und kündeten den Fürsten der Rasbuten Gehorsam und Ehrfurcht auf. Der Sieg war oft mit Har Gorwind. Von nun an erhob sich ein langer Kampf und ein noch immer unerloschener Haß zwischen den Anhängern des Propheten von Mekka und des Weisen von

Schukguhr. — Har Gorwind war der weltliche Kriegsfürst; sein Rath aus den vornehmsten Lehrern oder Geistlichen der Seihks, Akali's geheißen, zusammengesetzt. So ward mit wechselndem Glück gestritten, bald von Seiten der Seihks, begeistert durch ihren Glauben, mit entschiedener Ueberlegenheit.

Besonders ward Guhro-Gorwind, der Enkel Har Gorwinds, siegreich und mächtig in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Er machte die Seihks eigentlich erst zu einem selbstständigen asiatischen Volk, indem er ihre Grenzen weit umher erobernd ausdehnte, und ihnen feste Ordnungen und Gesetze gab. Er machte Amrita-Saras (Teich der Unsterblichkeit) zur Hauptstadt seines Reichs. Sie ward groß, volkreich, von Gewerben blühend, zwei Meilen im Umfang. Ihre Nähe von Lahor, sie ist nur neun Meilen von dieser weiland prächtigen Stadt entfernt, diente zu ihrer schnellen Vergrößerung. Er, vereint mit dem Rathe der Akali's, bestimmte auch die kirchlichen Ordnungen von den Bekennern Nahaks fester und machte sein Volk, indem er sich von Nahaks sanftem Geist entfernte, zu einem Kriegervolk, gleich furchtbar den altgläubigen Hindus, wie den Muhamedanern. Zwar beiden gestattete er Zutritt zum Glauben, den Nahak gelehrt hatte; aber keinem von ihnen eine bedeutende Staats-

stelle. Der Bekenner des Propheten von Mekka, der den Glauben des Weisen von Schukguhr annehmen will, muß bei der feierlichen Glaubensänderung die Fangzähne eines Ebers umfassen, um damit die Verachtung seiner ehemaligen Religion zu bedeuten. Eben so that Guhro-Gowind bei den überwundenen Hindus. Er hob den uralten Unterschied ihrer Kasten auf, begründet durch Nahaks Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen. Er gab seinen Seihks deu Namen der Sing's oder Löwen; stellte sie alle den edelsten Kasten der Hindus gleich; erlaubte ihnen gleich denselben den Genuß der Fleischspeisen, mit Ausnahme des Rindfleisches; befahl ihnen das Verbrennen der Todten, und das Wachsenlassen ihres Bartes. Der Seihk mußte Krieger sein von Jugend auf; immerdar in Waffen sich üben und das Schwert, als des Mannes Zierde, an der Seite tragen.

Der Name Gohru-Gowinds ward groß bei seinem Volke. Noch heut erhebt sich bei Amrita-Saras ein Tempel, ihm geweiht, wo unter seidenem Thronhimmel die von ihm geschriebenen Verordnungen aufbewahrt, und bei sechshundert Akali's vom Staat erhalten werden. Er blieb geehrt, wenn auch nicht glücklich. Die Waffen des fürchterlichen Aurung-Zeb, des Eroberers und Großmoguls, überwältigten auch ihn;

aber besiegen konnten sie ihn nie ganz. Sein blieb das hindostanische Gebirg. Von hier aus führte er mit seinen Seihks den ununterbrochenen Raubkrieg gegen die Uebermächtigen. Seine Nachfolger ahmten ihm nach. Nie ward Friede zwischen den Muhamedanern und den unbezwinglichen Seihks. Jene setzten auf den eingebrachten Kopf eines jeden Seihks einen Preis; diese verwüsteten dagegen von Zeit zu Zeit die schönsten Bezirke des moguliſchen Gebietes.

Aurung-Zeb, der im Jahr 1707 starb, hinterließ ein unermeßliches, darum schwaches Reich. Es zerfiel .Die Seihks brachen gewaltiger hervor, und gewannen, bald siegend, bald besiegt, neue Kraft. Bis ein neuer Aurung-Zeb, nämlich Nadir Kuli Khan, der eben so geizige, als grausame Länderstürmer aus Persien, erschien und Hindostan mit seinen Heeren überschwemmte. Noch einmal wichen die Seihks in ihr Gebirgsland zurück, bis Schach Nadir im Jahr 1747 im Aufruhr ermordet war. Und wie einst des großen Moguls, so verging nun des Persers ungeheures Reich. Es stürmten die Dschaten, die Mahratten und andere unterjochten Völkerstämme Hindostans gegen die persischen Besatzungen und trieben sie aus. Die kriegerischen Seihks aber eroberten wieder, was sie einst unter Gohru-Gowinds Herrschaft besessen hatten. Ihre Fortschritte erregten die Eifersucht

der Affghanen und Mahratten; und konnten weder durch die Tapferkeit der einen, noch der andern aufgehalten werden. Sie dehnten ihre Gewalt aus von der alten Heimath im Gebirg bis zur Wüste Nedschistan; vom Indus bis zum jungen Ganges.

So leben die Seihks, als ein mächtiges tapferes Volk Hindostans, noch heut unabhängig in ihrem Lande, wie in ihrem Glauben. Ueber sie herrscht kein morgenländischer Despot. Sie bilden vielmehr in ihrem weitläufigen Gebiet einen Bund mannigfaltiger, selbstherrlicher Staaten, nur zu gemeinsamer Vertheidigung in Kriegestagen vereint. Die Macht ihrer Fürsten oder Rajahs ist durch den Rath der Akali's beschränkt; so wie die Macht dessen, den sie ihr höchstes Oberhaupt nennen, durch den Willen aller Rajahs. Denn jährlich reisen diese persönlich zu einer Tagsatzung zusammen, oder sie senden ihre Abgeordneten, um die allgemeinen Angelegenheiten, Frieden und Krieg betreffend, zu beschliessen. Das Oberhaupt hat nur den Willen Aller zu vollziehen. Dies war im Jahre 1813 der tapfere und kriegerische Fürst Rundschet-Sing in Amrita-Saras.

Wenn die Fürsten vereint mit den Akali's zusammentreten, geschieht die Eröffnung der Tagsatzung unter frommen Feierlichkeiten. Im pracht-

reichen Saale verbeugen sie sich alle beim Eintritt zuerst vor den daselbst liegenden heiligen Büchern und rufen dabei einen Spruch, der den Ruhm und die Herrlichkeit ihres Volkes preiset. Dann sprechen die Akali's ein feierliches Gebet zu Gott, und decken ein Tuch ab von einer Menge vor den heiligen Büchern ausgebreiteter Kuchen. Die Versammelten lassen sich nieder. Die Akali's theilen die Kuchen aus, und sprechen zu den Fürsten und Gesetzgebern des Volks die Worte Nahaks des Weisen: „Esset und gebet zu essen!“ Noch andere Feierlichkeiten folgen, um religiöse und vaterländische Gefühle zu erwecken. Dann beginnen die Verhandlungen, die mit Ernst und Würde geschehen, und wo, ohne schwere Mißbilligung, nie die Aeusserung des Eigennutzes oder einer andern Leidenschaft gethan werden darf.

Der Britte Wilkins hatte auf seinen Reisen durch Hindostan Gelegenheit, einen Versammlungsort der Seihks zu besuchen, wo sie ihre Gottesverehrungen begingen: Auf seine Anfrage, ob ihm dies gestattet werden könne, antwortete man ihm: Der Ort, wo Gott verehrt wird, steht allen Menschen offen. Doch mußte er, ehe er eintrat, zum Zeichen der Ehrfurcht, oder der Reinlichkeit willen, die Schuhe ablegen. Dann führte man ihn zu einem Teppich, und gab ihm mitten in der Versammlung einen Sitz. Er sah sechs

bis sieben Pulte. Auf jedem ein aufgeschlagenes Buch. Im Hintergrunde stand ein mit goldgewirktem Tuch umhangener Tisch; darauf lag ein Schwert, welches mit einem runden, schwarzen Schild bedeckt war. Ohnweit diesem Tisch befand sich ebenfalls ein niederes Pult, und ein großes Buch darauf, welches zugeschlossen war.

Nun ward ausgerufen: es sei die neunte Stunde, und die Gottesverehrung beginne. Einige Männer ergriffen das Pult mit dem großen Buche, und trugen es auf die entgegengesetzte Seite des Versammlungsortes. Ein Mann mit einer Pauke, zwei andere mit Cymbeln begleiteten es dahin. Dann trat ein Greis mit langem Silberbart zum Pulte, kniete nieder vor demselben, öffnete das große Buch und stimmte einen Gesang an. Das Volk, so oft der Gesang endete, erhob dann die Stimme, wie zu einem lauten Amen Alle Gesichter drückten eine fromme Freudigkeit aus. Es war ein Gesang zum Lobe des höchsten Wesens. Dann erschien ein junger Akali. Er sprach laut und feierlich ein langes Gebet um Kraft gegen das Böse, um Stärke zu guten Thaten, um das allgemeine Wohl der Menschheit, um den Segen des Höchsten über das Volk der Seihks. Von Zeit zu Zeit stimmten, wenn der Betende schwieg, die Versammelten alle vorschriftmäßig den Ausruf: Wa Goru! an, worauf der Akali

fortfuhr zu beten. Diese Andacht beendet, erhob sich der Genius wieder. Er sprach einen kurzen Segenswunsch über die Anwesenden, und lud sie zu einer freundlichen Brudermahlzeit ein.

Es ist wohl kaum nöthig, an die Aehnlichkeit von den Schicksalen der Religion Jesu Christi und des Weisen von Hindostan zu erinnern. Wie einfach waren beide in ihrem Ursprung, wie groß und den Geist verklärend! Und selbst welche Aehnlichkeit zwischen Leben, Denkart und Wirkungsweise beider Glaubensstifter! Beide drangen mit Liebe und Glauben zur Umarmung der ewigen Wahrheit, zur Selbstheiligung durch göttlichen Geist und Sinn. Nur der eine sprach in der Vorstellungsart der mosaischen Gesetze und des wundersüchtigen, mit der chaldäischen Geisterlehre angefüllten jüdischen Volks; der andere in der Vorstellungsart der knechtischen werkseligen Moslemin und der sanften Hindus und ihrer Mythen. Als Nahak in Lahor lehrte, waren vielleicht nur wenige von allen Christen Europa's so innig mit dem Geiste Jesu verwandt, wie er es war, ohne es zu ahnen. Man denke an das Jahrhundert Nahaks! Es war zur Zeit der Entdeckung Amerika's, da die Inquisition unter Torquemada in Spanien wüthete; da die römische

Kurie Bücherzensuren einführte und den Ablaßhandel erneuerte!

So wenig, als der Göttliche von Nazareth, hatte der Weise von Labor besondern Werth auf Kirchlichkeiten gelegt. Diese aber wurden nachher ihres Nutzens, ihres Ansehens und Einkommens willen bald den Päpsten, Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. so wie den seihkischen Akali's Hauptsache, worin sich das Wesentliche der Religion als Nebensache verlor. Die Akali's oder die seihkischen Priester haben bedeutenden Einfluß in die Staatsangelegenheiten gewonnen; und nur, weil sie in den Staatsversammlungen das Wort mitzuführen haben, lehren sie, daß die Beschlüsse derselben unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit stehen.

Nahak lehrte Liebe des Menschen, als das höchste Gebot, wie Jesus. Daß die Seihks nachher, seit Goru-Gowinds Tagen, furchtbare Krieger, Eroberer und Länderplünderer wurden, daran hatte der Stifter ihres erhabenen Glaubens so wenig Antheil, als Christus durch sein göttliches Wort an den fortwährenden, beinahe zweitausendjährigen Mördereien, Völkerunterjochungen und Ländertheilungen der allerchristlichen Europäer schuldig ist. Moses und Muhamed hatten in dieser Hinsicht andere Grundsätze und waren sich darin näher verwandt, als

jene beiden. Sie gaben ihren Bekennern im Namen Jehova's und Allahs das Mordschwert in die Hand, Andersgläubige zu vertilgen. Aber sie gaben auch ihren Völkern, mit dem Glauben, zugleich Priesterschaft und kirchliche Einrichtungen.

Bei der Entartung oder vielmehr priesterlichen und politischen Verunstaltung vom religiösen Lehrbegriff Nahaks, war es kein Wunder, wenn die sanften Sitten der Hindus wilder wurden; wenn sie starke Getränke und die Ausschweifungen der Wollust nicht flohen. Aber wohin sind wir denn im christlichen Europa mit unsern Sitten gekommen? Wilkins und Malcolm können sich nicht erwehren, mit einer gewissen Hochachtung von den Seihks zu reden. Wenn einer der Sing's vom Indas eine Reise durch Europa machen würde, und die Barbareien unserer Verfassungen, die Kirchenlehren unserer Akali's, die Sitten unserer Völker, die entsetzlichen Geschichten der europäischen Menschheit seit Christi und der Cäsaren Zeiten studierte: würde er von uns mit größerer Achtung zu seinen Landsleuten sprechen können?

Die ewigen Parteien.

Die ungeheuern, zuweilen ans Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele *geheime Geschichten* und *Aufklärungen* über den Ursprung und Fortschritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltsherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden sagen: *Wir haben's gethan!* Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: *Wir!* Die

Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen ins Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von unerklärten Erscheinungen; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerks beiwohnt, die Gestalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte pragmatische Geschichte; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen, und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine geheime Geschichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

Unsers Zeitalters Geschichte ist nur eine winzige Phrase im unendlichen Weltschauspiel, dessen Bühne der Erdball, dessen Darsteller die Menschheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit sich selber ist. — Wer die Phrase in ihrer rechten Bedeutung verstehen will, muß sie nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausreissen und daraus eine verstümmelte Einzelheit machen. Er soll sie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht, ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des Widerstrebens von Millionen, nähern sich diese dem Höhern, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde, und was aus ihr kömmt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — —

Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegeneinander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der Atheniſche Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtirer; Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.; Papst Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebst Luther, und Leo X.; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich, und die bedrängten Europäer; les légitimes und los liberales.

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern; die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Ersprießliche; die andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbart ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe

von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heute schon sehr achtbar, wenn schon, im Verhältnisse zu den an das Irdische klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle,

in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasselbe: Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik“; Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen andere begründet; keine Schooskinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkührlichkeit; Staatsverfassung statt Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr

Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Darum donnert man in Spanien gegen die Liberales, im britischen Parlamente gegen die Oppositionspartei, in Deutschland gegen die, welche Landstände begehren, u. s. w. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöster; die Geburtsadlichen und Großzeremonienmeister; alle, die im Spiele, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staats-

umwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte; sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, so daß jeder Streich, jenseits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Besitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt sich Niemand. Wenn aber eine britische Flotte Kopenhagen bombardirt und Washington zerstört, zucken schon viele Millionen Herzen im Unwillen, nicht wegen des einstürzenden Gemäuers, sondern wegen eines zusammenstürzenden Rechtes.

Nie kam den deutschen Völkern in Sinn, gleich den Franzosen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freistaaten gelten sollte, und stand plötzlich vor ihrem Geiste. Die französische Republik, verabscheut durch die Gräuel,

welche sie geboren hatte, verschwand; aber die Ideen dessen, was gerecht und wahr ist und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als französischer Kaiser, die Rolle. Man bemerkte häufig, daß dieselben Personen, welche an Frankreich als Repuplik, auch an Frankreich als Kaiserthum lebhaften Antheil nahmen, weil sie von daher das einwirkende Beispiel des Bessern, des Freisinnigen erwarteten. Es schien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Bessern oder Schlechtern. Man hatte z. B. gesehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich bloß an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigsten, nicht den Privilegirtesten an die wichtigsten Stellen setzte. Napoleon blendete lange; aber seine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchsichtiger. Kein hoher Gedanke der Menschheit begeisterte ihn, sondern eine ganz gemeine Leidenschaft. Da fiel Alles und Frankreich selbst ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und seine Stunde schlug. Fürsten und Völker standen auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wissen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache

nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Aussenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöset und eins zu sein; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander. Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Länder- und Völkerschaften wurden getheilt und verschenkt; die Cortes auf die Seite geschoben; die Klerisei sang Te Deum laudamus; Legitimität ward daö Schiboleth, weil doch ein Wort sein muß. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles ins Alte zurückdrängen, und täuschen sich, wie unerfahrne Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

Aber es ist ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies ist die Aufgabe der Weltweisen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürsten nicht, wenn sie, zu Gunsten vom festern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbteu Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere sie, wenn sie sich vom Geschrei entgegenstrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden lassen. Dies Geschrei ist die alte Dissonanz zwischen Politik und Moral; sie löset sich auch nirgends rein auf, als in der Religiosität des Gemüths.

Bei Thieren, thierischen und barbarischen Menschen ist die Religiosität, das heißt, die Beziehung alles Seins auf Gott und Ewigkeit, nicht vor handen; nur Instinkt und List oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, sondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsstufen stehen, sogenannten zivilisirten, streiten Moral und Politik um den Vorrang, nnd die Religion wird schon zu Hilfe genommen. Doch dient sie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens-, Kriegs- und Handesbünd-

nissen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürsten zu Gott, wenn ein religiöser Sinn dereinst die Verträge und Bündnisse schließt, und die Klugheit bloß, als Magd, dabei dient, dann wird die menschliche Gesellschaft einen Riesenschrit zur Selbstvollendung und dauerhaften Glückseligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Bestie; Religiosität allein der höhere Mensch, als unsterbliches Wesen. Das Göttliche ist die Krone des Geisterthums.

Die Lampe des Anaxagoras und die russische Fürstin.

Perikles beherrschte Athen; Perikles, von dem die Dichter zu seiner Zeit sangen: „Seine Lippen sind der Thron der göttlichen Suada, und alles ihres Zaubers.“ Vierzig Jahre lang konnte er, ohne Waffengewalt, nur durch Uebermacht seiner Einsicht und Gaben, das freie Athen beherrschen mit wahrhaft königlicher Unbeschränkt-

heit. Man kannte damals keinen glücklichern und vortrefflichern Feldherrn, keinen gewandtern Staatsmann, keinen größern Redner, als ihn. „Und wenn ich ihn zu Boden würfe," sagte einst seiner Gegner einer, „und er den Zuschauern beweisen wollte, er liege nicht am Boden, die Zuschauer würden es ihm glauben."

Diese überlegene Geistesbildung dankte er berühmten Lehrern, die er in der Jugend gehabt, besonders dem Weltweisen Anaxagoras von Clazomene. Auch in spätern Jahren stand dem Perikles noch oft Anaxagoras in öffentlichen Händeln mit seinem Rath zur Seite. Daher geschah, als Perikles einst für kurze Zeit in die Ungunst der Athener fiel, und alle dessen Freunde verfolgt wurden, auch der weise Anaxagoras gleiches Schicksal dulden mußte. Er trug es mit der ihm eigenen Gemüthsruhe, die durch das, was irdisch und vergänglich ist, nie getrübt werden konnte.

Niemand konnte die Sitten, Niemand die Handlungen des Weltweisen schelten. Es fand keine Anklage gegen sein Herz und seinen Lebenswandel statt; also machte man ihm aus seinen Ueberzeugungen ein Verbrechen. Man beschuldigte ihn des Unglaubens, ihn, der zuerst das Dasein eines einzigen höchsten, unsichtbaren Wesens unter den Griechen lehrte; man beschuldigte ihn der Irreligiosität, weil er die Priesterlehren

und ihre Götter verachtete. Seine Freunde zwangen ihn, zu fliehen. Er ging. Athen verurtheilte ihn in seiner Abwesenheit zum Tode. Anaxagoras sagte lächelnd: „Die Natur hat längst schon gegen mich, wie gegen meine Richter, dies Urtheil gesprochen!“

Er begab sich nach Lampsakos, einer Stadt am Hellespont. Hier lebte er noch mehrere Jahre vergessen und dürftig, und unterrichtete in der Weisheit. Oft mangelte ihm das Nothwendigste zum Lebensunterhalt. Er klagte nicht. Er entbehrte willig alle jene kleinen Bequemlichkeiten, welche ihm wohl die Beschwerden seines hohen Alters hätten erleichtern können. Perikles war in Athen längst wieder der Erste, der Angebetete, der Alleinmächtige geworden. Aber Perikles vergaß den dürftigen Lehrer, und dachte nicht daran, die letzten Tage des ehrwürdigen Greises dankbar zu versüßen. Erst, als er vernahm, daß Anaxagoras in der Fremde fast Hungers sterbe, der Mann, dem er die Bildung seines Geistes und Herzens, dem er das schuldig sei, wodurch er sich zur Beherrschung Athens hatte emporschwingen können, — erst da ging Perikles reuig in sich selbst. Er machte sich auf, er eilte selbst nach Lampsakos.

Perikles trat in die Wohnung des Weltweisen. Der sterbende Greis lag auf dem Bette

kraftlos; auf einem Tischchen brannte eine schlechte irdene Lampe, und verbreitete in der Dunkelheit einen falben Schimmer. Der Sterbende erkannte seinen Schüler; sein Lächeln begrüßte denselben. Perikles war trostlos. Er wünschte nichts, als das Leben des theuern Mannes nur noch einige Zeit verlängern zu können.

„Du kommst zu spät, Perikles," sagte Anaxagoras, der seinem Schüler mit Recht die geringe Aufmerksamkeit und Dankbarkeit gegen einen Lehrer zum Vorwurf machen konnte: „du kommst zu spät, Perikles; will man, daß das Licht der Lampe nicht erlösche, muß man nicht vergessen, Oel hinzuzugiessen."

Kaum hatte Anaxagoras diese Worte gesprochen, erlosch das zitternde Flämmlein in der Lampe und zugleich die Lebensflamme des Weltweisen. Perikles überließ sich seinem Schmerze. Seine Reue kam zu spät. Er konnte nie wieder das letzte Wort seines Lehrers und dessen Lampe vergessen. Er that nun, nachdem er so lange das Nothwendige und Schuldige unterlassen hatte, das Ueberflüssige, wie es in der Welt häufig zu geschehen pflegt. Dem er im Leben nicht das nöthige Brod gegeben, gab er nach dem Tode Denksteine. Er errichtete über seinem Grabe zwei Altäre von parischem Marmor, den einen

der Wahrheit geweiht, den andern dem gesunden Menschenverstande.

Wahrlich, noch in unsern Zeiten sollten manche Großen der Erde an die Lampe des Anaxagoras erinnert werden.

Wie ein schönes Gegenstück aber zum Perikles in Athen und sein Thun gegen Anaxagoras bildet Alexander, Kaiser von Rußland, in unsern Tagen gegen seinen ehemaligen Lehrer, den ehrwürdigen Friedrich Cäsar Laharpe! Ich habe nicht nöthig, von der zärtlichen Dankbarkeit des großen Fürsten hier zu sprechen. Die Welt kennt sie. Ich wähle statt dieses Gegenstücks ein anderes. Auch dieses bietet mir der russische Hof dar. Die Begebenheit wurde mir von einem achtbaren Manne gemeldet. Gern soll man der Welt solche zarte Züge tugendhaften Sinnes mittheilen, um ähnlichen Sinn in andern Gemüthern zu erwecken.

Ein russisches Fürstenhaus vom ersten Range vertraute vor sechszehn Jahren die Erziehung seiner Kinder einer geistvollen, edelsinnigen Schweizerin an. Diese gewann durch ihre Tugenden, welche sie eben so schön zu lehren, als zu üben wußte, und durch die Anmuth ihres Betragens, allgemeine Achtung. Als sie sich nach mehrern Jahren endlich vermählte, offenbarte sich ihr die Dankbarkeit der Fürstin W— auf eine schöne

Weise. Die Fürstin selbst gab in ihrem Pallaste das Fest der Hochzeit, und zwar sehr glänzend, und überhäufte die tugendhafte Lehrerin mit ihren Geschenken.

Diese genoß das Glück des Lebens nicht lange. Es blieb ihr von ihrem ersten Wochenbette eine Schwermuth zurück, die sich nicht zerstreuen ließ, und welche selbst die Gesundheit ihres zarten Körpers zu zerstören drohte. Die Aerzte riethen endlich zur Luftveränderung, zur Rückkehr in die vaterländischen schönen Gebirgsthäler. Eine Anverwandtin der Kranken, welche eben im Begriff war, aus Rußland wieder nach der Schweiz zu reisen, bot dazu die angemessenste Gelegenheit.

Die Fürstin trennte sich ungern von der hochgeschätzten leidenden Frau. In der rauhen Jahrszeit machte sich voll zärtlicher Anhänglichkeit die Fürstin auf, und begleitete ihre kranke Freundin in eigener Person sechshundert Werste weit, nur um unterwegs zu beobachten, welche Wirkung die Reise auf die Gesundheit derselben machen werde. Dann endlich mußte sie scheiden von der geliebten Erzieherin. Die Trennung war ein erschütternder, schmerzhafter Augenblick für Beide. Selbst späterhin noch, so oft die edle Fürstin dieses Augenblicks gedachte, schwammen bei der Erzählung ihre Augen in Thränen.

Die Wünsche der Fürstin, ihre Seufzer für das theure Leben, blieben unerfüllt. Nach einem halben Jahre entschlummerte die Kranke sanft.

Der König von Akim.

An den abendlichen Küsten Afrika's breitet sich unter der heißen Sonne, aber im Schatten von Mangobäumen, Palmen, Zedern, Wunderbäumen und Gummiwäldern, ein weites Land aus. Man nennt es Guinea. Die schwarzen Urbewohner desselben, die Neger, lebten darin von jeher, und heut noch, unter verschiedenen Königen, und gaben ihren Reichen verschiedene Namen. Die Europäer aber, die weit klüger sind, bekümmerten sich, als sie das Land zum erstenmal sahen, wenig um die Geographie der Mohren, sondern machten sich auf der Stelle eine neue. Guinea, das Land, wo sie den Goldstaub zu ihren Guineen fanden, theilten sie auf der Stelle in neue Bezirke, und gaben denselben Namen nach den Gegenständen ihrer Habsucht, die dort Befriedigung suchte. So stehen die Namen noch heutiges Tages in den europäischen Karten von

Afrika, z. B. Pfefferküste, Elfenbeinküste, Sklavenküste, Goldküste u. s. w. Die krämernden Europäer hätten aus der ganzen Welt gern eine Krämerbude gemacht, und jeden Welttheil zu einer Wand ihres Kramladens, wo sie die Länderküsten wie Waarenkisten ansehen könnten.

Einen großen Theil der Goldküste füllt das Königreich Akim aus. Es liegt zum Glück aber wohl ein halbes Hundert Meilen vom Seeufer. Daher konnten es die frommen und weisen Europäer nicht so schnell verwüsten und elend machen.

Inzwischen hatte der König von Akim, Namens Frempung, von der Erscheinung der weißen Seeungeheuer gehört. So nannten die unwissenden Neger sehr unverschämt uns liebenswürdige Europäer. Sie, die bekanntlich kohlschwarz sind, und statt unsers langen braunen, schwarzen oder goldnen Haares nur krauses, wolliges Haar à la Titus tragen, nannten uns Seeungeheuer! — Das ist aber der Zauber der Gewohnheit. Für die schwarzen Herren und Damen in Guinea ist nichts in der Welt so anmuthig, als eine feine sammtne Haut, dunkel wie Ebenholz. Man weiß ja, wenn die reisenden Engländer, Adanson oder Mungo Park, durch afrikanische Dörfer wanderten, wo man noch die europäische Grazie nicht zu bewundern Gelegenheit

gehabt hatte, daß die Kinder der Neger mit entsetzlichem Geheul und Schrecken auf den Gassen beim Anblick der weißhäutigen Reisenden davon rannten. Die Weiber des Maurenkönigs Ali, die den Mungo Park auch gern gesehen hätten — denn die Frauen und Mädchen in Afrika sind sehr neugierig —, liessen nicht nach zu bitten und zu quälen, bis ihnen Ali den Engländer vorstellte. Ali stellte sonst seinen Schönen nicht gern hübsche Männer vor; aber ihnen das weiße Seeungeheuer zu zeigen, machte ihm keine Eifersucht. Er bat sie nur, sich auf das Schauerlichste gefaßt zu machen, und nicht allzusehr zu erschrecken. Und doch, als die niedlichen schwarzen Mädchen den reisenden Engländer erblickten, waren einige derselben nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, gewiß aber nicht vor Entzücken. Denn auch die Herzhaftesten, so oft sie sich dem Mungo Park näher machen wollten, wurden immer von unwillkührlichem und unüberwindlichem Grausen zurückgedrängt. Wie würde es nun nicht erst werden, wenn eine unserer reizenden, blauäugigen Blondinen in den Palast eines Monarchen der Neger träte? Ein Mädchen mit dicken Goldlocken, wie gekräuselte oder geflochtene Sonnenstrahlen, mit einer Stirn, mit einem Nacken, Hals und Busen, weiß wie frisch gefallener Schnee; mit Wangen, wie Rosengluth; mit Händen und Armen, wie Alabaster,

vom zarten blauen Geäder schattirt? — Hilf Himmel! dies Mädchen, welches man bei uns ohne Umstände zu den Engeln zählen möchte, für das sich unsere Siegwarte und Werther ohne Umstände todtschössen, auf welches Kling- und Klanggedichte zu Dutzenden und Hunderten gereimt würden — ich wette, die Neger liessen sich beim Anblick dieser Lilien- und Rosenfrische nicht ausreden, man habe dem armen Kinde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen.

Zu dergleichen Hautabziehereien glauben uns die Neger in ihrer Unwissenheit übrigens sehr fähig. Denn Einige halten uns geradezu für Menschenfresser, und geben uns in ihrer ungebildeten Sprache einen Namen, der auf Deutsch ungefähr so viel wie fleischfressender Teufel heißt. Ich kann mir aber wohl erklären, woher dieser abscheuliche Name gekommen sein mag. Wenn nämlich die aus dem Innern Afrika's auf die Europäerschiffe geschleppten schwarzen Sklaven untersucht wurden, ob sie gesund und welchen Preis sie werth wären: so mochten die Unwissenden sich natürlich wundern, daß man ihnen alle Glieder durchtastete und befühlte, was nach ihren rohen Begriffen für höchst schamlos gelten konnte, und allenfalls einem Metzger beim Viehkauf erlaubt war. Folglich blieben sie im Wahn, man habe sie gekauft, um sie zu schlachten und zu verzehren.

Um die Wahrheit zu sagen, müssen wir jedoch auch gestehen, daß wir Europäer ehemals die schwarzen Leute ebenfalls nicht für rechte eigentliche Menschen hielten, sondern für eine Art Thier, das zwischen dem Affen- und dem Menschengeschlechte stehe. Unsere Gelehrten bewiesen uns schwarz auf weiß in unsterblichen Werken, mit Kupferstichen verziert, daß die Schwarzen, schon wegen ihres Knochenbaues, weniger Verstand hätten, als wir andern ehrlichen Leute. Seit aber Neger und Negermädchen recht artige Gedichte machten, die feinsten Berechnungen vollendeten, Predigten hielten, in europäischen Diensten Feldherren europäischer Truppen wurden, ja auf der Insel Hayti Republiken und Königreiche einrichteten, wo sie Schulen, Fabriken, Schiffswerften, Kanonengiessereien und sogar Verfassungen und Gesetze haben, die sich mancher gescheute Mann sogar in manches europäische Ländchen hineinwünschen möchte, seitdem hat sich die Meinung vom Verstand der Neger etwas geändert, und die großen Gelehrten mit ihren unsterblichen Werken sehen seitdem etwas unverständig aus.

Ich habe aber den König von Akim vergessen. Von ihm und seiner ersten Zusammenkunft mit europäischen Gesichtern wollte ich erzählen.

Wie gesagt, der König hatte von den weissen

Seeungeheuern gehört, die über das Meer gekommen und aus einem großen hölzernen Kasten an's Ufer gekrochen wären. Reisende, welche diese Geschöpfe mit eigenen Augen gesehen hatten, behaupteten: die Ungeheuer hätten auffallende Aehnlichkeit mit Menschen, gingen aufrecht auf zwei Beinen, und hätten eine Stimme, mit der sie allerlei Töne machten, die vermuthen liessen, daß sie sich dadurch, gleich andern Thieren, verständlich zu machen wüßten. Sie wären aber unter einander nicht Alle gleichgestaltet, auch nicht Alle von gleicher Farbe; zwar im Gesicht von ekelhafter Weiße, aber am Leibe meistens bunt und zottig, Einige blau, Einige grün, Einige roth und so weiter. Wieder andere Reisende versicherten und beschworen, die an's Land gekrochenen Seegeschöpfe wären keine Menschen, sondern eine Art S e e t e u f e l. Mehrere derselben hätten unter der Nase lange Haare. Sie tränken am liebsten ein Wasser, das kein Mensch geniessen könne; denn wenige Tropfen davon in den Mund genommen, verursachten ein Brennen, wie Feuer. Auch hätten sie Keulen aus der Tiefe des Meeres mitgebracht, in welchen der Blitz und Donner läge. Richteten sie die Keule gegen einen Vogel in der Luft, so stürze der Vogel, wie von einem Pfeile getroffen, auf das Blitzen und Krachen der Keule todt zu Boden.

Der König von Akim, ein sehr verständiger und einsichtvoller Herr, war über alle diese Anzeigen sehr verwundert. Vieles davon glaubte er nicht und hielt es für Lüge. Indessen wiederholten sich die Nachrichten. Sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als endlich ein rechtschaffener und wegen seiner Verständigkeit geschätzter Mann seines Reiches von einer Reise zurückkam, die derselbe in Handelsgeschäften an der Küste gemacht hatte. Auch dieser hatte die Meergeburten mit eigenen Augen gesehen, und erklärte vor dem Könige, seinem Herrn: er halte bestimmt jene Wesen für Menschen aus einer andern Welt. Den Beweis führte er, sehr einleuchtend, mit folgenden von ihm selbst sehr sorgfältig beobachteten Thatsachen:

„Es gibt an der Küste Einige unsers Geschlechts, welche die Sprache jener Wesen gelernt haben, und sogar mit ihnen reden können. Diese Erfahrung hat man noch nie an andern Thieren machen können; folglich müssen es Menschen sein. Ob sie von Gott aber Vernunft in dem Maase erhalten haben, wie wir, das weiß ich nicht; doch bezweifle ich's beinahe. Denn sie können zwar zuweilen vernünftig scheinen, aber häufig zeigen sie das Gegentheil. Ihre größte Lust ist, von dem brennenden Wasser zu trinken; darauf werden sie närrisch, lachen und schreien,

taumeln, können nicht aufrecht stehen, umarmen, schlagen und verwunden sich, hüpfen und springen, bis sie in Schlaf verfallen. Wenn sie erwachen, scheinen sie wieder verständig zu sein.

„Auch haben sie Sinn für den Tanz. Ich habe bemerkt, daß, wenn Einer unter ihnen mit einem haarigen Stecken über ein hohles Holz streicht, über das man kleine, zusammengedrehte und gedörrte Därme von Thieren gespannt hat, die Andern bei dem Gezirpe, das von den gestrichenen Därmen entsteht, ein Zucken in den Füßen bekommen, Andere mit abgemessenen Schritten umhergehen, Andere mit hüpfenden Schritten rechts und links fahren.

„Ferner habe ich bemerkt, daß sie eine Art bezauberter Zettel haben, mit denen sie sich viel zu schaffen machen. Es setzen sich zwei, drei bis vier Personen zusammen, nehmen die buntgemalten Zettel, die alle gleich groß sind, mischen sie durch einander und vertheilen sie unter sich. Dann starrt Jeder die Blättlein an und verwendet kein Auge davon. Plötzlich äussert der Zauber seine Wirkung. Denn Einige werden sehr ernsthaft und finster; Andere lachen mit abscheulicher Schadenfreude; Andere strahlen von Vergnügen, als wäre ihnen großes Heil widerfahren; Andere sehen finster und traurig, Manche

zuletzt so verzweifelnd, als wäre ihnen das Liebste in der Welt gestorben.

„Ich läugne nicht, zuweilen kam mir auch vor, als hätten diese Wildmenschen eine Art Religion, was man doch sonst nicht bei Thieren bemerkt. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche sind aber, wie man leicht denken kann, sehr roh. Man sieht da Einen, der am Leibe zwar schwarz, übrigens aber gestaltet ist, wie die Andern. Den umringen Alle. Dann fangen sie an insgesammt mit lauter Stimme zu heulen, was viel Aehnliches mit unserm Gesang hat. Haben sie sich müde geschrien, redet der Schwarze wohl eine Stunde lang ganz allein, zeigt viel auf die Wolken, ficht mit den Händen hitzig umher, als ermunterte er sie zur Schlacht, und schreit dabei so heftig, als wenn Alle taub wären. Die übrigen Leute sitzen, knien oder stehen umher. Einige scheinen aufmerksam auf das Geschrei des Schwarzen zu horchen; Andere plaudern leise; Andere schlafen sehr fest; Andere weinen; Andere verdrehen die Augen stark im Kopfe, als müßten sie auf der Stelle den Geist aufgeben. Wie der Schwarze zu erzählen aufhört, sind Alle wieder munter, fangen ihr gesangartiges Geschrei von neuem an, und gehen Einer um den Andern zum Schwarzen, der ihnen etwas zu essen und zu trinken gibt.“

Der König von Akim schüttelte bei diesen Botschaften den Kopf, wie man bei sonderbaren oder unglaublichen Dingen, die man doch nicht ganz und gar verläugnen kann, zu thun pflegt. Seine Neugier war auf's höchste gespannt, eines der seltsamen Meergeschöpfe, wo möglich lebendig, zu sehen. Denn was man ihm alles gemeldet hatte, war voller Widersprüche.

Er berief seine erfahrensten und kenntnißreichsten Diener und Räthe zu sich, ihre Meinung zu vernehmen. Einige der Aeltesten unter denselben sprachen: „Frempung, du gewaltiger König und großer Held, hüte dich, eine jener Mißgeburten der Natur in unser glückliches Land einzuführen. Denn mit Recht fürchten wir, Unglück davon zu erleben. Wäre es nicht der Stärke deiner Vorfahren, unserer Könige, wäre es nicht deiner eigenen Macht ein Leichtes gewesen, das Reich Akim bis an die Grenzen der bewohnten Erde auszudehnen? — Aber unsere Nation hütete sich wohl, ihr Gebiet bis an das große, unendliche Salzwasser zu erweitern, welches Gott den Ungeheuern zur Wohnung anwies. Möge dort die Sonne jeden Abend hinabsteigen, um sich zu reinigen und zu stärken, auf daß sie am Morgen kräftiger hinter den blauen Bergen zu uns emporsteigen könne: für uns ist dort kein Glück. Denn die Sonne schwängert das große Salzwasser mit

ihrem Feuer. Von dort her gehen die Gewitter in finstern Wolken, die verwüstenden Stürme hervor, die Donner und die Feuerflammen der Regenzeit. Von dort her sind auch jene menschenartigen Ungeheuer hervorgegangen, welche in ihren Keulen den Blitz tragen und in Wassergestalt feurige Gluth saufen."

So sprachen die Aeltesten von den Räthen. Aber die Jüngern derselben, so neugierig wie der König selbst, meinten: „es gezieme doch einem Könige und seinem Rathe, Alles, was erscheine, genau zu untersuchen, ob es Schädliches oder Heilsames sei, um das Volk darüber belehren zu können. Vor allen Dingen käme es darauf an, daß man sich überzeugen müsse, ob jene Auswürflinge des großen Salzwassers in der That Menschen wären."

Wie es gewöhnlich in Europa an Höfen geht, so ging es auch am Hofe zu Akim. — Frempung erzählte, was im geheimen Rathe vorgefallen war, seiner Geliebten, einer niedlichen, kaum fünfzehnjährigen Mandingo. Diese ward nun auf der Stelle von der heftigsten Neugier geplagt, die wunderlichen Dinge aus dem Salzwasser zu beaugenscheinigen. Sie bat den König auf's schmeichelndste, davon kommen za lassen.

Nach der Beschreibung, welche man uns von

dieser jungen Mandingo gegeben hat, muß sie eine wahre Neger-Venus gewesen sein. Die Farbe ihrer Haut war eine Mischung von Ebenholz und Rosen. Durch ihr klares und durchsichtiges Schwarz schimmerte ein süßes Roth, wie ein Morgenroth in finsterer Nacht, oder ein mildes Wetterleuchten durch düsteres Gewölk. Ihre großen, schönen Augen strahlten Liebe und Zärtlichkeit; ihr kleiner Mund, der beim leisesten Lächeln ein Paar Reihen glänzendweißer Zähne, wie zwei helle Perlenreihen, zeigte, schien nur Wollust zu athmen. Man denke sich dazu einen niedlichen, kleinen, eirund geformten Kopf, einen geraden, schönen Hals, die feinsten Umrisse der Schultern, des Rückens, des zart gewölbten Busens, und man wird es begreiflich finden, daß der König von Akim lieber gestorben wäre, als daß er die Bitte der liebenswürdigen Mandingo unerhört gelassen hätte.

Also schickte er von seinen tapfersten Kriegern eine ausgewählte Gesandtschaft zur Meeresküste, um die Söhne des Meeres, wenn sie wahrhafte mit Vernunft begabte Sterbliche wären, einzuladen, einen der Ihrigen an seinen Hof zu senden, oder, wenn es sich zeigen würde, daß es nur noch unbekannte Thiere wären, eins derselben lebendig einzufangen.

Die Gesandtschaft reisete ab, und fand die

Europäer an der Küste in einem Dorfe freundlich und friedlich bei dortigen Negern In der Ferne sah man auf dem Meere ein großes Schiff mit vielen Masten und Wimpeln. Es waren Dänen, die da gekommen waren, an der Goldküste im Königreich Akra eine Niederlassung für den Handel neu blühend zu machen. Diese hörten mit Vergnügen, daß ein König im Innern Afrika's wünsche, mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Ihrer Einbildungskraft spiegelten sich sogleich tausend angenehme Möglichkeiten vor, Goldstaub, Gummi, Elfenbein, Diamanten, auch andere Schätze, und Sklaven dazu, in Fülle zu bekommen. Der Buchhalter Kamp ward demnach ausersehen, in Begleitung der Gesandtschaft, nebst einem Dollmetsch, nach Akim zu reisen.

Er gelangte ohne Schwierigkeit zur Hauptstadt Frempungs, und schon den Tag nach seiner Ankunft sollte er die Ehre haben, dem Monarchen vorgestellt zu werden. Der Herr Buchhalter Kamp, ein ehrbarer, verständiger Mann, kleidete sich auf's beste und ging.

Frempung, umringt von seinen Vornehmen allen, erwartete ihn, auf seinen Kissen sitzend, nicht ohne Herzklopfen. Links und rechts standen an den Seiten des Audienzsaals über hundert hübsche Negerinnen, begierig, das Ding aus dem Salzwasser zu sehen. Endlich kam es herein.

Als man den Herrn Buchhalter erblickte, in zierlichem Rocke, seidenen Strümpfen, schwarzen Schuhen mit silbernen Schnallen, auf dem Kopfe eine weiß gepuderte Zopfperüke — überfiel Alle ein Schauer. Zwar Jeder hatte sich vorher schon eine abentheuerliche Vorstellung von dem kleinen Unthier gemacht, aber so etwas Mißgestaltetes Niemand sich vorgestellt. Jeder und jede von den schlanken Negern und Negerinnen glaubte nämlich ganz treuherzig, Rock, Weste, Hosen und Strümpfe wären von Gott erschaffene Theile des buchhalterlichen Leibes, und ungefähr so, wie bei andern Thieren Fell und Feder, angewachsen.

Unter dieser Voraussetzung machte Herr Kamp in seinem dänischen Bratenrocke nun freilich neben den nackten, schlankgeformten, kräftigen Negergestalten ungefähr einen eben so komischen Abstich, wie ein französischer Tanzmeister neben der reizenden Götterbildung eines Apollino; oder wie ein Friedrich der Große, mit dreieckigem großen Hut, Soldatenrock mit Aufschlägen, verschrumpften Hosen, und Stiefeln über die Knie, neben einem Achilles; oder wie ein kurzer, dicker, kleinhutiger Napoleon in Infanterieuniform neben der edeln Haltung eines Alexanders.

Dem Hofe von Akim aber verging bald das Lachen, wozu einige hübsche Mädchen, besonders die schöne Mandingo, Anfangs gute Lust hatten.

Denn das Ding aus dem Salzwasser ging gerade=zu auf den König los, dem dabei nicht ganz wohl zu Muthe ward.

Der ehrliche dänische Buchhalter, welcher in Europa für einen Mann gegolten, der sich auf gute Lebensart zu verstehen wisse, wollte am Hofe eines großen afrikanischen Königs nicht im guten Rufe zurückkommen. Sobald er zehn Schritte vom Monarche entfernt war, verbeugte er sich höflich, indem er einen langen Kratzfuß machte. Der König aber verstand das Manöuvre aus der französischen Tanzschule ganz unrecht. Wie er sah, daß sich das Ding aus dem Salzwasser so bückte und mit dem einen Fuße hinten ausfuhr, glaubte er, er wolle einen Satz machen und ihm auf den Kopf springen. Denn schon wie Herr Kamp hereingetreten war und sich links und rechts umgesehen hatte, war vom Könige der Zopf an der Perüke wahrgenommen worden. Frempung schloß daraus sogleich, das Geschöpf müsse zu einer unbekannten großen Gattung langgeschwänzter Affen gehören. So wie also Herr Kamp die obengemeldete Bewegung machte, streckte sich der König blitzschnell lang auf die Erde, in der Hoffnung, daß der Sprung des Buchhalters über ihn hinweggehen würde. Auch rief er seine Krieger zu Hilfe.

Der Däne muthmaßte gleich, daß hier ein unglückliches Mißverständniß obwalte. Er wandte

sich an den Dollmetsch, erfuhr des Königs Besorgniß, und erwiederte unterthänigst, daß das nur europäische Ehrenbezeugung habe sein sollen. Frempung, froh, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein, befahl sehr ernst, ihm fortan mit dergleichen Ehrenbezeugungen vom Leibe zu bleiben.

Der Gesandte wollte nun die wiederhergestellte Ruhe benutzen, im Namen des königlich-dänischen Gouverneurs von Christiansborg die Wünsche der Kolonie zur Anknüpfung beiderseitig ersprießlicher Handelsverbindungen vorzutragen. Er hatte sich zu dem Ende auch einen Kasten mit allerlei Geschenken für den König in den Audienzsaal nachbringen lassen. Ehe er aber die Geschenke überreichte, begann er eine wohlstudierte Rede, deren Inhalt der Dolmetsch nachher in die Negersprache übersetzen sollte. Er nahm dazu eine feierliche Miene an, und hob an mit vielem Anstand von der Herrlichkeit und Macht Seiner dänischen Majestät zu reden.

Er ward aber in seiner Oration auf sehr ärgerliche Weise unterbrochen. Während nämlich der ganze Hofstaat das wunderliche Ding aus dem Salzwasser aufmerksam betrachtete, und das unverständliche Gequackel desselben hörte, fiel einem der Rathsherren des Königs von Akim ein, zu versuchen, ob das Wundergeschöpf auch ernsthaft

beissen könne, und was von dieser Seite zu befürchten sei. Er nahm also einen langen weißen hölzernen Stab, und hielt ihn gegen den Mund des beredsamen Buchhalters. Als dieser sich dadurch nicht stören ließ, war der Rathsherr, welcher ein guter Naturforscher sein mochte, schon dreister, zuckte mit dem Stabe her und hin, und sagte, um ihn zum Beissen zu reizen: „Gnrr! Gnrr!" Ja, da Herr Kamp im Preise der Hoheit seines Monarchen den Mund einmal zu weit öffnete, steckte ihm Jener den Stab in's Maul.

Diese Ungezogenheit brachte den Buchhalter ganz aus dem Texte. Doch faßte er sich und sagte zum Dollmetsch: er möge nur dem Könige kurz erklären, was er vorgetragen. Der König aber hörte darauf nicht, sondern weil er nun gesehen hatte, daß das Ungeheuer gar nicht bissig, sondern zahm sei, ging er selbst zu ihm und befühlte ihn, oder vielmehr die Kleider. Am meisten erregte der Zopf der Perücke sein und des ganzen Hofstaats Verwunderung. Denn der Hof glaubte, dies sei ein der Mißgestalt im Nacken festgewachsener langer Schwanz, wie er andern Thieren sonst über dem Gesäße angewachsen sei. Der Dollmetsch mochte versichern, wie er wollte, der Schwanz sei nicht festgewachsen, sondern könne sammt dem Haarputze abgenommen werden: Niemand glaubte ihm. Der König begehrte endlich,

der Fremde solle den Versuch machen und sich enthaaren, wenn er könne.

Die Zumuthung kam dem dänischen Gesandten äusserst sonderbar vor und machte ihn fast verdrießlich. Er besann sich einen Augenblick, was zu thun sei, und nahm eine Prise. Mit Erstaunen beobachtete der Hofstaat, wie das Ding aus dem Salzwasser eine kleine Büchse öffnete, sehr pathetisch Staub daraus zwischen die Finger nahm und sich denselben in die Naselöcher stopfte. Der ganze Hof erhob ein unmäßiges Gelächter; besonders die hübschen Negerinnen konnten gar nicht aufhören zu lachen. Sie fanden das ungemein possierlich an dem langgeschwänzten Affen, und hätten viel darum gegeben, wenn er das noch einmal gemacht hätte.

Der Buchhalter, dem es gar nicht in Sinn kam, daß diese Naturkinder über einen Akt seiner euroäischen Kultur lachen möchten, hatte inzwischen überlegt und gefunden, daß sich zuweilen Gesandte an fremden Höfen viele Schwierigkeiten gefallen lassen müßten, um die Absichten der hohen Kommittenten zu erreichen. Er verstand sich demnach zu dem Punkte, welchen man in Betreff der Perüke von ihm verlangt hatte.

Wie er mit dem Daumen und Zeigefinger nun die gepuderte Haarwulst von oben ergriff und lüftete, entstand Todesstille im ganzen Saale.

Alle standen mit weit aufgerissenen Augen erwartungsvoll da, und sahen das Unmöglichgeschienene. Das Haar ließ vom Haupte und der lange Schwanz vom Nacken. Durch den Saal scholl ein „Ah!" der höchsten Verwunderung.

Wie aber der Buchhalter nun sich rings umsah, und folglich bewies, daß er noch lebendig sei, erscholl abermals ein Gelächter, ein so heftiges, anhaltendes, gellendes, dergleichen wohl in Afrika noch niemals erhört war.

Der König, welchen dies Schauspiel sehr belustigte, ließ das wunderbare Ungestüm aus dem Salzwasser inständig bitten, sich auch noch die andere Hälfte des Kopfes, auch Arme und Beine abzunehmen. Denn Frempung hielt nun Alles für möglich. Der ehrsame Buchhalter gerieth bei diesem Ansinnen in große Verlegenheit, besonders als er bemerkte, man halte ihn wirklich für kein vernünftiges Geschöpf Gottes, sondern für eine höchst merkwürdige Thierart. Bei so bewandten Umständen durfte er gar nicht einmal hoffen, einen Handelstraktat negoziren zu können.

Er gab sich demnach alle Mühe, darzuthun, daß er allerdings ein Mitglied des menschlichen Geschlechtes sei; daß er, mit Ausnahme der Farbe und der Haare, vollkommen gestaltet sei, wie ein Neger; daß er wohl die Kleider, mit denen sein Körper bedeckt wäre, aber nicht seine köstlichen,

vom Schöpfer empfangenen Gliedmaßen ablegen könne.

Frempung schien noch zu zweifeln. Er verlangte, Herr Kamp solle, den Beweis vollständig zu leisten, die Kleider ablegen und in menschlicher Gestalt erscheinen. Kamp schickte sich in die Zeit, schlug es aber rund ab, sich in Gegenwart von mehr denn hundert hübschen Frauenzimmern auszukleiden; das sei ein Verstoß gegen alle gute Lebensart. Die Negerinnen konnten das nicht begreifen, und waren recht böse, daß er sie nicht zu Zeugen des Kunststücks machen wollte, sich, wie eine alte Schlange, die Haut vom Leibe zu streifen. Wenn er ein wahrhafter Mensch wäre, meinten sie, sollte er nicht scheu sein. Es wäre vielmehr höchst lächerlich, daß er kein Bedenken trüge, sich ihnen zu zeigen, wie er gar nicht beschaffen sei; hingegen von guter Lebensart rede, und Einwendungen mache, sich zu zeigen, wie er in der That gestaltet sei, da er denn doch schwerlich anders sein würde, als sie und die andern Personen im Saal.

Herr Kamp aber, der darin viel zu viel Zartgefühl und feinen Ton hatte, lehnte die Zumuthungen der unschuldigen und treuherzigen schwarzen Schönen in den verbindlichsten Ausdrücken beharrlich ab. — Frempung entschied. Ein Wink, und die Frauenzimmer entfernten sich.

Dee Buchhalter hielt nun Wort und zog sich aus. Der König betrachtete die Operation mit wachsendem Erstaunen. Zuletzt sah er statt des Ungeheuers einen weißen Menschen vor sich stehen. Mit Furcht und Grausen betastete er eins um das andere von dessen Gliedern, sah immer mit einer Art Ekel oder Widerwillen dessen Hautfarbe an, und brach zuletzt in die Worte aus: „Es ist wahr, ein Mensch bist Du. Aber Du bist weiß, wie der Teufel!“

Die Dunkers.

Bekanntlich haben die vereinigten Freistaaten Nordamerika's die Billigkeit, Jeden durch seinen ihm beliebigen, alleinseligmachenden Glauben selig werden zu lassen, ohne ihn wegen des Himmels gottesfürchtig auf Erden zu verfolgen. Da sieht man denn auch die mannigfaltigsten Religionen und Sekten. Merkwürdig sind die Dunkers, die man in unserm Europa kaum dem Namen nach kennt. Larochefaucauld-Liancourt, in seiner Reisebeschreibung vom Jahr 1795, gibt uns von diesen seltsamen Glaubigen Nachricht. Er fand sie in einer ihrer Niederlassungen, bald nach seiner Abreise von Philadelphia, zwischen Reading und Lancaster. Am besten, ich lasse ihn selbst erzählen.

Wir verweilten unterwegs, sagt er, in Ephrata, wo wir die Dunkers, eine Art Mönche, besuchten, welche in Amerika durch ihr einsames Leben bekannt, aber wenig zahlreich sind. Wir hatten an das Oberhaupt dieser Gesellschaft, den Pater Miller, einen Brief. Die Wohnung dieser Einsiedler ist ein Haus, schlecht von Steinen erbaut und mit schlechten Brettern gedeckt. Von den Einwoh-

nern ist nur ein geringes Ueberbleibsel noch vorhanden. Vor vierzig Jahren lebten deren hier bei sechszig. Wenige Schritte weiter steht das Schwesternhaus desselben Ordens; zehn bis zwölf Schwestern leben hier noch, und unter denselben Befehlen.

Der ehrwürdige Pater Miller war der erste Mönch, welchen wir fanden. Er war allein zu Hause; die übrigen Brüder waren zur Erheiterung ausgegangen, um sich des Sabbaths zu erfreuen; denn die Dunkers feiern den Sabbath. Pater Miller, ein beinahe achtzigjähriger Greis, hat noch eine lebendige Phantasie und viel Feuer im Blick. Wir erkundigten uns neugierig um Stiftung und Lehre des Ordens. Pater Miller that unsern Wünschen mit größerer Ausführlichkeit Genüge, als wir begehrten. Das Geringste des Lehrbegriffs, das Einzelnste aus der Geschichte der Dunkers mußten wir anhören. Diese Geschichte ist eine Kette von Thorheiten, wie die aller Mönche, welche sich aus Ehrgeiz oder frommer Begeisterung dem Staate entziehen wollten.

Ein Deutscher, Namens Konrad Peisel, stiftete die Dunkers in Ephrata. Er aber nebst ihnen sah bald ein, daß das Einsiedlerleben weder das lieblichste noch das nützlichste sei. Er vereinigte sie in eine Gesellschaft und führte sie hin, wo jetzt Pittsburg steht. Peisels Nachfolger im

Vorsteheramt wollte seine Mönche entweder zu streng behandeln oder an ein wanderndes Leben gewöhnen. Sie zankten und lärmten ein paar Jahre mit einander, zerstreuten sich dann, und vereinigten sich dann wieder an ihrem Stiftungsorte.

Der greise Pater sagte uns, ihre Regel sei ungemein hart, ihre Lebensart höchst einfach, ihr Gut gemeinsam; sie hätten weder Herren noch Diener unter sich, oder andern Unterschied. Er selbst gehe, sagte er, allnächtlich um zwölf Uhr zur Kirche. Sie haben das Gelübde der Armuth und Keuschheit. Doch geschieht es, daß sich zuweilen Einige verheirathen, das Haus verlassen und mit ihren Weibern im Lande zerstreut wohnen; Andere verlassen auch wohl das Haus, ohne sich zu verheirathen. Diese aber handeln gegen ihren Eid; man kann sie jedoch, wegen Mangel des Gesetzes, nicht bestrafen. Sie kleiden sich in einen langen Rock, der Winters von grauem Tuch, des Sommers von Leinwand ist, um den Leib mit einem ledernen Gürtel befestigt. Sie tragen einen langen Bart, und schlafen auf harter Bank immerdar, bis sie, spricht mein Pater, im Grabe schlafen.

Inzwischen ist weder der Geist des Zeitalters, noch das Land, das die Dunkers bewohnen, dem Mönchsleben hold. Pater Miller sieht daher mit Kummer den Ausgang seines Ordens herannahen,

welcher auch noch in einigen andern Gegenden Pensylvaniens Niederlassungen hat.

Das Alleralbernste, was irgend in Schulen der Wiedertäufer, Universalisten, Kalvinisten, Lutheraner und Katholiken, Juden, Methodisten u. s. w. gelehrt wird, ist im Lehrgebäude der Dunkers seltsam vereinigt. Sie beweinen den Fall Adams, der lieber ein fleischliches Geschöpf, Eva genannt, zur Frau, als von der himmlischen Sophia, einem reingöttlichen Wesen, ein Kind haben wollte. Die himmlische Sophia nämlich würde sich in Adams geistige Natur eingesenkt und ein Geschlecht erzeugt haben, das ganz heilig und ohne irdischen Stoff gewesen wäre. Sie beklagen die Nachsicht Gottes, der dem Verlangen des ersten Menschen Genüge gethan, nach Art der Thiere zu sein. Doch die Zeit der Gnade wird wieder erscheinen. Nach der Auferstehung der Todten wird sich die göttliche Sophia in Jeden von uns versenken. Das Alles ist so sonnenklar, wie das Hohelied Salomons.

Wir verloren beinahe zwei volle Stunden über das theosophische Geschwätz des alten Mönchs, der ganz Feuer ward, besonders wenn ihm einfiel, daß sich die göttliche Sophia auch in ihn versenken werde.

Ein anderer Ordensbruder, dem wir begegneten, ein Mann von dreißig Jahren, machte sich,

wie es schien, weniger aus dieser Hoffnung, obgleich er schon seit dreizehn Jahren in diesem Hause wohnte. Er sagte, die Ordensregel wäre bei weitem so scharf nicht, wie der Alte vorgegeben habe; die Dunkers theilten nur den Ertrag ihrer Arbeit unter einander, wenn sie Lust hätten; lebten nach Gutdünken; tränken auch Kaffee und Thee. Auf unsere Frage, ob sich viele Brüder verheiratheten, und ob das nicht ein Verbrechen sei, erwiederte er: viele thäten es, und wie er meinte, thäten sie recht daran; denn die Frauenzimmer wären auch liebenswürdig.

Ehe wir den alten Vater verliessen, dessen Redlichkeit in den frommen Berichten uns der junge Mönch schon etwas verdächtig gemacht hatte, überzeugten wir uns mit eigenen Augen, daß es doch mit der harten, einfachen Lebensart so gar genau nicht genommen werde. Denn wir erblickten in einem an das seinige stoßenden Zimmer ein recht schönes Federbett, in welchem er, wie der junge Dunker behauptete, alle Nächte schläft. Der Alte gestand uns selbst, daß er bisweilen darin ruhe. Wir erblickten in der Kirche einen ausgeschmückten Platz, wie ihn irgend nur der Prior eines Benediktinerklosters haben kann. Die Mönche sind sich überall gleich: überall Menschen, die sich durch Täuschung Anderer ein behagliches Leben machen wollen. Ueberall, in Amerika wie in Eu-

ropa, werden die Menschen jederzeit dieselben sein, wenn man sie in dasselbe Verhältniß setzt. Das Haus sieht wie ein Kapuzinerkloster aus, wenn man auf das Aeussere und das Geräth sieht; doch neben der prahlenden Armuth blickt halbverborgen ein bequemes Federbettchen hervor.

Das Gebäude der Nonnen besuchten wir nicht; wir würden da nur dieselben Thorheiten, dieselbe Unreinlichkeit wiedergefunden haben. Wir gingen vorbei, weil diese Töchter der Heiligkeit alt sind, weil sie unsere Neugier wenig ankirrten, weil wir die ganze Dunkerei schon auswendig wußten. Uebrigens sind es gute Leute. Sie ernähren sich vom Ertrag eines dreihundert Acres großen Gutes, und thun keinem Menschen etwas zu Leide. Man lacht sie im Lande aus, hat sie aber doch nicht ungern.

Die kanadischen Indianer am Lorenzostrom und den großen Seen.

Man muß sich die sogenannten Wilden eben nicht so wild denken. Mancher Europäer durchreisete schon, wie Makintosh oder Long, die einsamen Wälder oder grasreichen Ebenen derselben, ohne alle Gefahr, von Straßenräubern und Mördern umgebracht und geplündert, oder auch nur, wie zuweilen in europäischen Wirthshäusern, geprellt zu werden. Noch immer ziehen bei ihnen die englischen Pelzhändler herum. Die Wilden verlangen nur, nach Billigkeit, man solle ihre Landessitten und Gesetze achten, und sich darnach richten; und ungefähr eben so viel würden wir wohl auch von einem Nadowessier, Chippewayer oder Irokesen verlangen, wenn er eine Lust- oder Entdeckungsreise durch Europa machen wollte. Man hat bei ihnen noch den Vortheil, daß man nicht aller Orten von Zöllnern und Sündern, Bettlern, Mauthbedienten, Polizeibeamten, Paß- und Thorschreibern und andern Leuten geplagt wird, die das Reisen in europäischen Staaten manchmal zur Qual machen. Sie leben der Natur näher,

als wir, folglich auch dem gesunden, unverschrobenen Mutterwitze.

Etwas barsch und rauh sind sie, das ist wahr; dafür aber desto weniger heimtückisch und glattzüngig, was doch auch etwas werth ist. Sie mögen nach unsern Begriffen auch durch ihren Schmuck nicht gewinnen, wenn sie sich das ganze Gesicht und den Leib mit Linien und Zeichnungen punktiren oder tättowiren. Wenn man ihnen aber in ihren Wäldern einen unserer zärtlichen Zierbengel, oder einen ehrbaren Spießbürger, oder einen gnädigen Herrn mit der Beutelperüke in Hofgalla präsentiren würde, hätten die Leute dort wahrscheinlich nicht minder Ursache, über den Geschmack der Europäer zu lachen. Mögen unsere Schönen in ihren Sturm- und Schirmhüten, oder gar in neualtdeutscher Frauentracht, über die beinahe nackten amerikanischen Mädchen die Nase rümpfen: die Natur, das bekennt Jedermann, weiß zuletzt doch am schönsten zu kleiden, besser, als ein Pariser Schneider.

Ihre Religion ist einfach, aber herzlich; etwas armselig, aber kaum armseliger, als die vieler Bauern in europäischen Ländern, welche vor ihren Schutzheiligen bald knien, bald sie verwünschen. Sie ehren in Demuth den „großen Geist“, wie sie das höchste Wesen nennen, oder den „Herrn

des Lebens." Bilder haben und machen sie nicht von ihm.

Doch am obern See im britischen Kanada, welcher wunderbar genug ist, weil über vierzig große Flüsse sich in ihn ergiessen, während bei seinem Abfluß unweit St. Maria kaum der zehnte Theil Wassers wieder von ihm hinwegströmt, befindet sich ein hoher, gewaltiger Felsen. Dieser hat eine, freilich sehr entfernte, Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt. Darum glauben sie, der „unsichtbare Herr des Lebens" habe ihn selbst dahin gestellt zu seinem Gedächtniß. Und so oft Chippeway-Indianer da vorüber gehen, opfern sie dankbar für das von Gott empfangene Gute, was sie Kostbares bei sich haben. Das heißt, sie werfen von ihrem Tabak, ihrem Schmuck betend in die Wellen.

Der Sinn für das Schöne ist, wie religiöser Sinn, allen Völkern des Erdbodens gemein. Wahrlich, man vermißt ihn auch nicht bei den Indianern in den kanadischen Wäldern. Sie lieben Musik, Dichtkunst und Tanz. Schiller hat uns die nadowessische Todtenklage gegeben, recht treu im Geiste des Volkes, wahrscheinlich nach einem überlieferten Texte in irgend einer Reisebeschreibung gebildet. Long in seiner Reisebeschreibung hat uns ein Liebeslied der Nipegon-Indianer aufbehalten, und zwar in der Ursprache, die er

sehr wohl verstand, weil er Kaufmann und westindischer Dolmetsch war. An der Ursprache ist uns hier nicht viel gelegen. Aber das Liedchen, wie es ihm eine junge, neuvermählte Frau gefällig für ein Gläschen Rum vorsang, mag hier stehen.

Ihn nur lieb' ich, es ist wahr!
Denn er ist mir süß und klar,
Wie der Saft des Zuckerbaumes.
Ihn nur lieb' ich, es ist wahr!
Denn er ist mir süß und klar,
Wie der helle Thau am Halme.
Wie das zarte Laub der Palme
Immer lebt und immer zittert,
Lebt und zittert
Er für mich, und immerdar.

Das Liedchen der Nipegonerin, man kann es nicht läugnen, ist ein Aushauch so zarter Empfindungen, als irgend je die Brust einer schönen Europäerin bewegt haben mögen. Die Chippeways haben viele Lieder. Zu allen ihren Tänzen singen sie, und zu allen ihren großen Begebenheiten und Handlungen im Leben tanzen sie. Wir sind bei uns zu Lande nicht halb so ästhetisch, wie die Kinder der Natur in den Forsten Kanada's. Der Tanz war auch überhaupt bei allen Nationen des Alterthums bedeutsamer, als bei uns, weil sie der Natur näher standen und ihre Gefühle auf eine verschönerte Weise auszudrücken strebten.

Man denke nur daran, daß noch König David, der Held, vor der Bundeslade her tanzte, recht religiös tanzte! Welcher König könnte noch so in heiligem Entzücken vor seinem Volke, ja, nur welcher Generallieutenant vor seinen Regimentern, welcher Pfarrer vor seiner christlichen Gemeinde tanzen? Man würde es sehr albern und unanständig finden. Man sagt: unsere Sitten sind ganz verschieden von den Sitten jener Nationen des Alterthums und Naturthums. Ich glaube es wohl. Der Tanz aber ist so wenig bloße Sitte, als die Musik, als die Poesie, als die Beredsamkeit, als die Baukunst. Nur die Anwendung der Künste hängt von der Sitte ab, und die Schuld und Unschuld der Sitte entspringt aus der Schuld und Unschuld der volkischen Gemüthsweise. Nachdem Rom verabscheuungswürdiger geworden, als es je bewundernswürdig vorher gewesen, sangen und tanzten die Kaiser zur Ergötzung des römischen Sanhagels auf der öffentlichen Schaubühne. David aber tanzte im heiligen Entzücken vor der Bundeslade.

Bei uns ist der Tanz nur zur Freudenäusserung der liebelustigen Jünglinge und Mädchen, jungen Frauen und jungen Männer in Walzer, Polonaisen, Ecossaisen, Françaisen, Anglaisen und dergleichen zusammengeschrumpft. Bei den Naturkindern in den Hainen am Lorenzostrom,

am Ontario und wo der Niagara donnert, ist der Tanz noch etwas Ernstvolleres, Sinnigeres. John Long konnte selbst eilf Tänze mittanzen. Schon die Namen sagen, was das für Tänze sind, z. B. der Opfertanz, der Hochzeittanz, der Lanzentanz, der Heimkehrtanz, der Kriegstanz, der Gefangenentanz, der Todtentanz, der Tanz des kriegerischen Aufbruchs, der Skalpirtanz, der Kalumettanz zur Friedenspfeife, der Oberhaupttanz u. s. w.

Bei einigen dieser Festtänze kann uns schon der Name Grausen erregen, wie zum Beispiel der Skalpirtanz. Ich glaube selbst, daß es im Ganzen für Leute von geistiger Ausbildung bei jenen wilden Naturkindern und ihren wilden Tugenden wenig behaglich sein mag. Daher rede ich auch Niemandem zu, sich bei ihnen anzusiedeln.

Barbaren aus Mangel an Bildung und Barbarei aus üppiger Ueberbildung sind gleich ekelhaft. Bei den amerikanischen Indianern findet man nur jene, in Europa beide. Darum ist es in Europa bequemer. Wir haben bei uns alle Stufen der Kultur, vom blutsaufenden Irokesen bis zum Sibariten. Man hat die Auswahl, sich zu Leuten derjenigen Stufe gesellen zu können, wohin man selbst gehört. Man findet überall seines Gleichen.

Die Fürstenmenge in Grusien.

Ein alter preussischer General fluchte einst mörderlich, als er hörte, zwei Deserteurs seines Regiments, beides gemeine Soldaten, wären polnische Edelleute. „Straf' mich Gott!“ schrie er: „Jeder Schlingel ist auch heut zu Tage ein Edelmann.“ Er wußte nicht, was er sagte.

Das Schlimme ist, daß man heutiges Tages den Werth und Adel der Nationen nicht mehr nach der Anzahl ihrer Adelichen berechnet.

Vielleicht wenn ein Monarch bei guter Laune einmal sein ganzes Volk adelte, wäre Allem geholfen, der Unterschied verschwände, die Eifersucht hörte auf. Moriz von Kotzebue in seiner Reise nach Persien mit der russischen Gesandtschaft im Jahre 1817 erzählt, daß die Kaiserin Katharina die Gnade gehabt, einem jeden Edelmanne in Grusien den Fürstentitel beizulegen, so daß es da an manchem Orte beinahe mehr Fürsten als Bauern gebe. Der Reisebeschreiber gibt nebenbei zu verstehen, hätte die Kaiserin die allergnädigste Promotion unterlassen, würde Rußland auch einmal einige Tausend Für-

ßen weniger haben. — Was hat denn aber Rußland daran verloren, daß es einmal auch einige Tausend Fürsten zu viel hat?

Gesetz und Befehl.

Es hat irgendwo ein Schriftsteller, ich weiß nicht welcher, die Bemerkung gemacht, daß in unsern meisten heutigen Monarchien das Volk nicht mehr gehörig Gesetze von Befehlen und Vollziehungsverordnungen unterscheiden könne, sondern diese ganz verschiedenen Dinge, wie gleichbedeutende, mit einander verwechsele.

In England, wo sich der gesunde Menschen- oder Volksverstand länger als in vielen andern Gegenden aufrecht erhielt, wußte man auch weit länger, das heißt weit früher und weit später, als anderer Orten, was ein Gesetz sei, und wie dem Gesetze selbst Fürsten unterworfen sind.

Prinz Heinrich (nachmals König Heinrich V.), Sohn des Königs Heinrich IV., hatte einen Bedienten, Kammerjunker oder desgleichen, der ihm trotz mancher Kammerjunkerstreiche sehr lieb war. Der Junker ward eines Tages vor dem höchsten

Gerichtshofe (court of Kings-Bench) angeklagt, und ohne Umstände verhaftet. Prinz Heinrich ärgerte sich, daß man so wenig Rücksicht auf Leute nehme, die zum Dienste seiner eigenen hohen Person gehörten; flog straks zum Gerichtssaal, und befahl, seinen Diener auf der Stelle in Freiheit zu setzen.

Sir William Gascoigne war Präsident des Gerichtshofes, und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König, denn das Gesetz gibt dem Könige das Begnadigungsrecht.“

Prinz Heinrich wollte den feinen Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen, beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte.

„Halt!“ rief der Lord Präsident: „Prinz, Sie sind strafbar, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Souveräns, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir doppelten Gehorsam schuldig, Prinz! Ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen, und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Und wegen Verletzung dieser Ehrfurcht werden Sie sich den Augenblick in Gefangenschaft begeben, wo Sie so lange zu

bleiben haben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird."

Seine königliche Hoheit stand vor der gesetzlichen Hoheit des Richters so verblüfft, daß er an die Umstehenden seinen Degen abgab, eine tiefe Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, in den Verhaft führen ließ.

Der König erfuhr den Vorfall. Die Höflinge waren im heiligen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters. König Heinrich aber hob Hände und Augen gen Himmel und rief, wie im Entzücken: „O gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich nicht fürchtet, streng gerecht zu sein; und gabst mir einen Sohn, der nicht nur zu gehorchen versteht, sondern seinen Zorn selbst für die Pflicht des Gehorsams aufopfert!"

Nun standen die Höflinge verblüfft um den König; faßten sich aber bald, und konnten die Rechtlichkeit ihres Herrn, die sie eine göttliche Gemüthshoheit nannten, nicht genug vergöttern.

Die vernagelten Canonen.

Ich liebe die Kriegslisten, die weltlichen wie die geistlichen. Denn weil die Kirche Krieg führt, muß sie auch Kriegslisten haben. Die weltlichen Herren haben Kanonen, die geistlichen Herren Canonen; das ist der ganze Unterschied. Die weltlichen vernageln, wenn es ihr Vortheil will, ihre Kanonen; die geistlichen können das auch. Wie denn? — Ich will ein Beispiel erzählen.

Alberoni, der berühmte Minister und Kardinal, wollte Bischof werden, aber kein Bischof in partibus, sondern er liebte, als gescheuter Mann, die Realitäten. Eine solche Realität war das Bisthum von Malaga, denn es trug neunzigtausend Livres Renten ein. Dafür kann man sich schon gefallen lassen, den Hirtenstab zu tragen. Der Papst schlug ihn also im Konsistorium vor, und Alberoni ward Bischof.

Allein Alberoni hatte zwar Lust zu den neunzigtausend Livres jährlich, doch nicht die mindeste, seine Ministerial-Allmacht in Madrid dafür aufzugeben, und sich in Malaga mit Langeweile zu plagen. Er verlangte demnach von Sr. Heilig-

keit dem Papste Dispensation von der Pflicht, in Malaga residiren zu müssen.

Nun aber eine solche Dispensation zu ertheilen, war keinem gewissenhaften Manne, noch weniger dem Gebieter des Gewissensreiches, möglich zu geben. Jedes mit Seelsorge verbundene geistliche Amt, wie ein Bisthum, eine Pfarrei, legt die Verpflichtung auf, am Orte des Amtes zu wohnen, um des Amtes zu pflegen. Die Mehrheit der heiligen Väter auf der tridentinischen Kirchenversammlung hatte geurtheilt, die bischöflichen Pflichten wären durch göttliches Recht geboten, und hatte daher geradezu erklärt: „daß Bischöfe, die nicht in ihren Sprengeln wohnen, eine Todsünde begehen, und gehalten seien, die Früchte ihres Bisthums (z. B. neunzigtausend Livres) zurückzuerstatten im Verhältnisse zur Länge ihrer Abwesenheit."

Das war nun dem Papste, der es mit dem gewaltigen Minister Alberoni doch gar nicht gern verderben wollte, ein bitteres Ding. Er war jedoch viel zu gewissenhaft.

Folglich schlug er es dem Kardinal Alberoni rund ab, und sagte: daß er dessen angebrachte Gründe nicht zureichend gefunden habe; daß er aus Liebe zu demselben schon so viel Noth und Trübsal erduldet habe, besonders wegen dessen Erhebung zur Kardinalswürde, daß er um keinen

Preis mehr sein Gewissen beängstigen lassen wolle. Jedoch Alles, was er noch für ihn thun könne, wäre das Einzige: er wolle dem Kardinal Alberoni gestatten, sich jedes Jahr sechs Monate lang aus seinem Bisthumssprengel zu entfernen. Da nun die Canones der Kirchenversammlungen einem Bischofe ebenfalls erlauben, sechs ihm gefällige Monate abwesend zu sein: so machen das zusammen zwölf aus, wenn man sie gehörig vertheile.

« C'est bien enclouer les canons! » (das heißt recht die Kanonen vernageln!) sagte der französische Gesandte am Madrider Hofe.

Merkwürdige Uebung.

Wenn in Venedig die einundvierzig Wahlherren, die nach dem Tode eines Dogen das neue Oberhaupt der Republik zu erwählen hatten, in den Saal eingeschlossen waren, durften sie das Conclave nicht eher verlassen, bis die Wahl vollendet war. Da wurden sie köstlich bewirthet auf Kosten des Freistaates; Alles, was sie begehrten, ward ihnen gegeben, und was Einer von ihnen verlangte, ward ohne Unterschied Allen ertheilt.

Die Herren hatten dann mitunter auch seltsame Gelüste. So erzählt z. B. Leopold Curti, in seinen Denkwürdigkeiten von Venedig, daß eines Tages einer von den Wahlherren einen Rosenkranz forderte, und man brachte sogleich einundvierzig; ein andermal verlangte einer Aesops Fabeln, und man mußte die ganze Stadt durchlaufen, um einundvierzig Exemplare aufzutreiben.

Spanien im Jahre 1520 und 1820.

Aehnliche Ursachen, ähnliche Wirkungen. Robertson in seiner Geschichte Karls V. erzählt mit andern Namen ungefähr dasselbe Schicksal Spaniens aus dem sechszehnten Jahrhundert, was das neunzehnte wiedererblickt hat. Damals war Don Juan de Padilla der große Mártir de la libertad. Er endete unglücklich und würde von seinen Landsleuten längst vergessen worden sein, hätte nicht zu Toledo bei der Martinsbrücke noch die alte Schandsäule an ihn erinnert, welche auf der Stelle des geschleiften Pallastes errichtet worden war, wo er und seine wahrhaft heldensinnige Gemahlin Maria Pacheco gewohnt hatten. Dreihundert Jahre nachher fiel es den Einwohnern von Toledo wieder ein, stolz auf ihn zu werden, a quel Heroe castellano, que fué el primero que intentó derrocar el despotismo, y dar libertad á su patria. Man erlaubte ihnen den Stolz jedoch nur vier Jahre lang, und die neue Ehrensäule mußte der Schandsäule noch einmal Platz machen.

Doch zur Sache.

Die Königin Johanna hatte den Verstand verloren. Ihr Sohn Karl, damals noch sehr

jung, nachmals als Kaiser Karl V. berühmt geworden, verfuhr sehr eigenmächtig. Er war meistens von Flamändern umgeben, die ihn und durch ihn Spanien regierten. Mit Widerwillen ertrugen die Eingebornen die Herrschaft der Fremdlinge. Niemand konnte sich leicht dem Könige nahen ohne ihre Erlaubniß, noch mit ihm ohne ihre Gegenwart sprechen. Die zu Valladolid versammelten Cortes hatte er genöthigt, ihm eine freiwillige Gabe von 600,000 Dukaten binnen drei Jahren zu zahlen: eine Summe, die man nie vorher so stark einem kastilischen Könige bewilligt hatte. Fester widerstanden daher die Cortes von Aragonien und Katalonien seinen unmäßigen Geldbegehren. Ueberall brachte man ihm Klagen wegen Vermehrung der Auflagen, wegen Anstellung von Ausländern und wegen Wegführung des baaren Geldes in die Fremde. Der König achtete darauf gar nicht. Er ward in derselben Zeit, da er noch zu Barcelona mit den Ständen unterhandelte, von den deutschen Kurfürsten zum Kaiser erwählt. Die Spanier sahen dies für ihr Vaterland als ein öffentliches Unglück an. Sie brachten den Muth der Cortes von Kastilien in Erinnerung, die einst dem König Alphonso dem Weisen untersagt hatten, das Reich zu verlassen, um sich in Deutschland zum Kaiser krönen zu lassen. Karl aber, vom Ehrgeiz berauscht, kümmerte sich wenig

um das Murren des Volks. Papst Leo hatte ihm, zur Führung eines Türkenkriegs, den Zehnten von allen Einkünften der Geistlichkeit Kastiliens bewilligt. Die Geistlichkeit verweigerte dem römischen Stuhle Gehorsam. Leo that sie in Bann. Aber sein Interdikt war so fruchtlos, daß Karl den Papst selbst ersuchen mußte, das Interdikt wieder aufzuheben.

Er verließ Spanien (1519) und ging nach Deutschland, ungeachtet der valencianische Adel erklärte, laut Grundgesetzen der Verfassung keinen abwesenden König anerkennen zu dürfen; ungeachtet der lauten Unzufriedenheit der kastilischen Provinzen, da er sich in der Versammlung der Cortes in Compostella abermals Subsidien hatte bewilligen lassen, ehe noch die ersten abgezahlt waren. Er ernannte über Valencia, Aragonien und Kastilien Vizekönige, in seiner Abwesenheit diese Reiche zu verwalten. Ueber Kastilien setzte er den Kardinal Adrian von Utrecht.

Sobald die Nation erfuhr, daß die Cortes zu Compostella dem Könige abermals Geld bewilligt hatten, ohne daß den mannigfachen Beschwerden der Nation auch nur im mindesten Abhilfe geschehen war, brachen Unruhen aus. In Valencia stand das Volk, ohnehin gegen die Willkühr seiner Adelichen erbittert, unter dem Namen einer Verbrüderung (germanada) für seine Freiheiten

in Waffen. Die Bürger von Toledo, die sich kraft ihrer alten Rechtsame als Schirmhalter von den Gemeindsfreiheiten Kastiliens ansahen, ergriffen ebenfalls die Waffen, weil zu Compostella auf die Vorstellungen ihrer Abgeordneten, der Verfassung und den Gesetzen entgegen, gar keine Rücksicht genommen war. Der Eidbruch eines Königs löset den Schwur des Volks auf. Sie bemächtigten sich der Stadtthore und stürmten das Schloß so gewaltig, daß sich der Gouverneur ergeben mußte. Sie setzten alle verdächtige Obrigkeiten ab, wählten neue, und machten den Sohn des ehemaligen Befehlshabers von Kastilien, einen jungen, feurigen, geistvollen Mann, Namens Don Juan de Padilla, zum Landeshauptmann.

In Segovia gings nicht besser. Der Abgeordnete dieser Stadt, Tordesillas, hatte zu Compostella zur Geldbewilligung für den König gestimmt. Er wollte sich deswegen in der Kathedralkirche vor seinen Kommittenten rechtfertigen. Die Bürger aber sprengten die Kirchthüren und schleppten den unglücklichen Tordesillas bei den Füßen heraus, durch die Straßen zum Richtplatz. Vergebens erschienen Dekan und Chorherren in Prozession mit dem Allerheiligsten, um das Volk zu besänftigen; vergebens fielen die Mönche, welche von ungefähr auf den Straßen dazu kamen, auf die Knie, um für das Leben des Abgeordne-

ten oder wenigstens um so viel Frist zu bitten, daß er beichten und Absolution empfangen könne. Die Menge schrie: „Nur der Henker muß den absolviren, der das Vaterland verrathen hat.“ Er starb unter ihren Händen. Dieselbe Volkswuth herrschte zu Burgos, zu Zamora u. s. w. Man schleifte dort die Häuser der Repräsentanten, die sich flüchtig gemacht hatten, auf den Grund und verbrannte ihre Habschaften.

Kardinal Adrian, als Regent von Spanien, schickte den königlichen Richter Ronquillo mit einem Heerhaufen nach Segovia, Tordesillas Tod zu rächen. Die Stadt aber hatte 12,000 Mann auf den Beinen und verschloß die Thore. Ronquillo hob die Belagerung an. Die Segovier vertheidigten sich muthig, und da sie von Toledo Hilfe bekommen hatten, schlugen sie den Ronquillo so furchtbar, daß er sich mit Verlust seines Gepäcks und der Kriegskasse zurückziehen mußte. Als dies Adrian vernahm, gab er dem königlichen Oberfeldherrn Antonio Fonseca Befehl, ein Heer zusammenzuziehen und Segovia zu nehmen. Allein die Einwohner von Medina del Campo, wo der Kardinal große Vorräthe von Kriegsbedürfnissen angelegt hatte, wollten diese nicht herausgeben und sie zum Verderben ihrer Mitbürger gebrauchen lassen. Fonseca griff die Stadt

mit Gewalt an; man vertheidigte sich tapfer. Er ließ in einige Häuser Feuer werfen. Das vermehrte die Wuth der Bürger. Sie liessen hinter sich die Stadt brennen, rannten gegen Fonseca's Heer und schlugen es in die Flucht. Medina war damals eine der bedeutendsten Städte Spaniens, die Waarenniederlage vieler andern. Fast ganz war sie in Asche verwandelt. Dies machte Fonseca's Namen zum Abscheu in ganz Kastilien. Selbst zu Valladolid, wo der Kardinal Adrian residirte, erklärte nun das Volk, nicht länger gleichgültig bleiben zu können, schleifte Fonseca's Pallast; wählte neue Obrigkeiten und nahm zu eigenem Schutz die Waffen. Adrian, erschrocken, verabschiedete die Truppen; ohnedem war kein Geld im Schatz, die Armee zu besolden, denn die Flamänder hatten den Schatz geleert, und Vorschüsse von den großen Städten des Reichs zu begehren, daran war jetzt nicht zu denken.

Der Aufstand der Gemeinden zielte besonders auf Abschaffung vieler eingeschlichenen Mißbräuche. Die Bürgerschaften in den spanischen Städten hatten damals noch beträchtliche Rechtsame und Freiheiten, die ihnen in spätern Zeiten fast gänzlich durch die Ränke des Hofes entrissen wurden. Es war in diesen Bürgerschaften ein heiterer, republikanischer Geist, den man nie am Hofe liebte.

Ihre Repräsentanten in den Cortes widerstanden von jeher mit gleicher Festigkeit den Anmaßungen des Adels, wie den Willkühren des Königs.

Padilla und die übrigen Häupter des Aufstandes glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Freiheiten der spanischen Nation fester zu begründen. Sie versammelten von allen Städten, die das Recht hatten, die Cortes zu beschicken, Abgeordnete zu Avila. Diese nahmen die Benennung der heiligen Liga an, schworen für den Dienst des Königs und für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Blut zu opfern, berathschlagten über den Zustand der Nation und über die Abstellung verfassungswidriger Mißbräuche. Zu diesen gehörte auch die Wahl von Ausländern zu den ersten Staatsmännern. Sie sandten also auch dem Kardinal Adrian die Botschaft, daß sie ihn nicht mehr als Regenten anerkennen würden.

Schon früher hatte sich Padilla, nachdem er, von Toledo aus, Segovia befreit hatte, gegen die Stadt Tordesillas gewandt. Hier wohnte, seit dem Tode ihres Gemahls, die wahnsinnige Königin Johanna. Mit Hilfe der Bürger drang Padilla in die Stadt und bemächtigte er sich der Königin. Er näherte sich ihr mit der tiefsten Unterwürfigkeit, und erstattete ihr einen Bericht über den unglückseligen Zustand Kastiliens und

über die Ursachen, warum das Volk für Beschirmung verfassungsmäßiger Rechte die Waffen habe ergreifen müssen.

Die Königin schien bei dieser Erzählung wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und sagte zu Padilla: sie habe bisher weder vom Tode ihres Vaters, noch von den Bedrückungen ihres Volkes etwas gehört; sie wollte sich aber unverzüglich damit beschäftigen; „und“, fügte sie hinzu, „tragen Sie Sorge für Alles, was dem gemeinen Besten dienen könne.“ — Padilla nahm diese unerwartete Geistesanwesenheit der Königin für eine vollständige Rückkehr ihres Verstandes, und lud die Liga ein, ihre Versammlungen in Tordesillas zu halten. Die Abgeordneten begaben sich wirklich sogleich dahin. Die Königin nahm die Bitte derselben wohlwollend auf, die Leitung der Staatsgeschäfte selbst wieder führen zu wollen. Denn nicht nur gehörten, nach den Gesetzen Spaniens, die Kronen von Kastilien und Aragonien ausschließlich Johannen, und man hatte Karls Entschluß, sich diese Krone zuzueignen, als eine Verletzung der bestehenden Reichsordnungen angesehen, sondern die Cortes hatten ihm auch die königliche Würde nur unter der Bedingung zugestanden, daß der Name Johannens in allen öffentlichen Verhandlungsstücken voran stehen müsse, und daß, wenn die Königin je wieder gesunden Geistes würde, sie

ausschließlich und allein die königliche Gewalt auszuüben habe.

Ganz Spanien war entzückt, als man Johannens plötzliche Genesung vernahm. Das Ereigniß ward für ein Wunder des Himmels gehalten. Die Königin ließ die Abgeordneten zum feierlichen Handkuß. Sie wohnte einem öffentlichen Stiergefechte bei, das ihr zu Ehren gegeben wurde und woran sie viel Vergnügen zu finden schien. Allein bald sank sie in den vorigen Zustand ihrer Schwermuth zurück, und alle Bitten, alle Gründe waren von da an vergebens, sie zu bewegen, irgend einer Ausfertigung ihrer Unterschrift zu ertheilen. Inzwischen hielt man den Rückfall der Königin so geheim, als möglich.

Der Kaiser befand sich in Flandern. Er war von Allem unterrichtet. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er an so vielem Unglück, an so vielen Verwirrungen die meiste Schuld habe. Er beschloß, Alles so gut als möglich wieder ins Geleis zurückzuführen, erst mit gütlichen Vergleichen, oder, wenn diese fruchtlos sein würden, mit Waffengewalt. Er ernannte zu dem Ende, neben dem Kardinal Adrian, noch zwei Männer von vielem Ansehen und Verdienst in die Regentschaft, den Admiral Fadrique Henriquez und Don Inigo de Velasco. Er gab ihnen zur Herstellung des königlichen Ansehens jede Vollmacht.

Was der Kaiser zu bewilligen geneigt war, würde ohne Zweifel genügt haben, Spanien zufrieden zu stellen, wenn er's im Anfang angeboten hätte. Jetzt aber machte die Liga höhere Ansprüche. Sie wollte eine festere Verfassung, um auf immer alle Willkühr des Hofes und der Großen zu verbannen. Sie wollte die alten Rechtsame der Nation wieder hergestellt, die von den Königen nach und nach unterdrückt worden waren. Sie wollte, was sie schon früher genossen, und was sie unverändert noch dreihundert Jahre nachher wollte.

Die Forderungen, welche Spanien im Jahr 1520 an Kaiser Karl V. stellte, zeugen von einer Größe und Klarheit staatsthümlicher Ideen, zu denen, wie Robertson selbst sagt, die Engländer erst ein volles Jahrhundert später gelangten, Frankreich in unsern Tagen nur zum Theil Schritte that, die übrigen Nationen Europa's nie sich erhoben. Es ist der Mühe werth, das näher kennen zu lernen, was damals die Liga als Grundgesetz des Reichs vorschlug.

Nach einer langen Vorrede über die mannigfaltige Noth, unter welcher die Nation seufzte, über die Fehler und Verderbtheiten der Regierung, denen man alle diese Uebel zuschrieb, ließ man die beispiellose Geduld bemerken, mit welcher das Volk jedes Elend trug, bis es endlich seiner

Selbsterhaltung willen und durch Rücksicht dessen, was man dem Vaterlande schuldig sei, genöthigt worden wäre, sich zu versammeln, um auf gesetzliche Weise für seine Sicherheit und für die seiner Verfassung Sorge zu tragen. In Folge dessen ward verlangt, der König möge in seine Staaten zurückkehren, sich ohne Bewilligung der Cortes nicht aus denselben entfernen; ohne Genehmigung derselben sich nicht vermählen; unter keiner Bedingung fremdes Kriegsvolk nach Spanien ziehen, noch Ausländern eine geistliche oder weltliche Stelle anvertrauen.

Jede Stadt soll in Zukunft zur Versammlung der Cortes drei Abgeordnete senden, einen aus der Geistlichkeit, einen aus dem Adel, einen vom Bürgerstand, jeder von seinen Standesgenossen erwählt. Der Hof müsse sich weder mittelbar noch unmittelbar in die Wahl dieser Abgeordneten mischen; kein Mitglied der Cortes könne, so lange es in den Cortes ist, unter Todesstrafe oder Konfiskation seines Vermögens, eine Stelle oder einen Gehalt vom König annehmen, weder für sich, noch für Jemanden aus seiner Familie. Jede Stadt oder Gemeinde habe ihrem Stellvertreter in den Cortes einen beliebigen Gehalt anzusetzen. Die Cortes sollen sich wenigstens alle drei Jahre einmal versammeln, der König möge sie einberufen oder nicht; da hätten sie über die Angelegen-

heiten des Staates zu berathen, und zu untersuchen, ob die Artikel gegenwärtiger Remonstranz genau beobachtet wären. Den Richtern solle ein festes Einkommen und durchaus kein Antheil mehr an den Strafgeldern oder konfiszirten Gütern der Verurtheilten gegeben werden. Jedes Privilegium, welches der Adel zum Nachtheil der Gemeinden irgend zu einer Zeit empfangen habe, solle aufgehoben sein; die Güter des Adels sollen eben sowohl, als die der Bürger, nach gleichem Fuß besteuert werden; keinem Adelichen solle ferner das Gouvernement einer Stadt übertragen sein. Die Wirthschaft derer, welche seit Ferdinands Thronbesteigung das königliche Erbgut verwaltet haben, solle untersucht werden, und wenn der König zu dieser Untersuchung nicht binnen dreißig Tagen die Personen ernannt habe, sollte das Ernennungsrecht den Cortes zustehen. Ohne vorherige Prüfung der Gründe und ohne Genehmigung der Cortes dürfen keine Indulgenzen mehr gepredigt oder ausgetheilt werden; alles daraus fliessende Geld müsse keiner andern Bestimmung, als dem Kriege wider die Unglaubigen, geweiht sein. Prälaten, welche nicht sechs Monate in ihrem Kirchsprengel wohnhaft wären, sollten die Einkünfte für die ganze Zeit ihrer Abwesenheit verlieren. Die geistlichen Richter und Gerichtsbeamte sollen

nicht mehr Bezahlung fordern, als die weltlichen Gerichtshöfe.

Am Schlusse, denn wir übergehen viele einzelne, auf damalige Zeitumstände Bezug habende Artikel, verlangen die Cortes: der König habe diese Artikel zu ratifiziren und sie eben so wohl für sich, als für die Nation vortheilhaft zu achten; Verzeihung über alle vorgefallenen Unordnungen auszusprechen, welche von den Städten im allzugroßen Eifer für die gerechte Sache begangen worden sein könnten; er habe auf eine feierliche Weise zu versprechen und zu schwören, diese Grundsätze gewissenhaft zu halten, keinen Anlaß zu suchen oder zu benutzen, sie zu umgehen oder zu widerrufen, und niemals, weder beim Papst, noch einem andern Prälaten, um Dispensation oder Absolution von diesem Versprechen und Eidschwur anzuhalten.

Dies ungefähr waren die Hauptzüge von dem, was Spanien damals verlangte. Man wird darin die auffallende Verwandtschaft der Grundsätze mit denen der Cortes von Cadiz im Jahr 1812 nicht verkennen; ein Beweis, daß die Wünsche der Spanier eben so wenig im Jahr 1820, als im Jahr 1520 durch das Lesen staatswissenschaftlicher Werke, durch hohle Schultheorien u. s. w. ihre eigenthümliche Gestaltung annahmen.

Der spanische Adel hatte bis dahin mit dem Volke gemeine Sache gemacht. Nun aber, da er bemerkte, daß die Cortes zu Tordesillas eben so unmittelbar auf Einschränkung der Adelsvorrechte, als auf Beschränkung der Ministerialwillkühr zielten, zog er sich zurück und schloß sich an die königliche Regentschaft an. Dies ward dem Gange der Volkssache gefährlich; der Hof empfing eine unerwartete Stütze im Innern des Reichs selbst.

Die Abgesandten der Liga nach Deutschland, welche dem Kaiser die obigen Artikel überbringen sollten, vernahmen schon unterwegs und wiederholt, sie sollten, wenn sie nicht ihre Köpfe wagen wollten, sich auf keine Weise unterstehen, vor dem Kaiser zu erscheinen. Als sie davon Anzeige nach Spanien schickten, geriethen die Verbündeten in Wuth. Daß ein König von Kastilien verweigerte, seinen Unterthanen Gehör zu geben und ihre demüthigen Vorstellungen zu empfangen, war in ihren Augen ein Despotismus ohne Beispiel. Schon sah das Volk sich den Adel zum Kampf rüsten und seine Vasallen zusammenziehen; schon sah es die kriegerischen Anstalten der Regentschaft. Also ward zum Schwert gegriffen. Ein Volksheer von 20,000 Mann zog sich aus allen Provinzen zusammen. Padilla zwar war der Liebling des Volks und der Soldaten; aber

dennoch gab man den Oberbefehl nicht ihm, sondern an Don Pedro Giron, ältesten Sohn des Grafen von Urnena, einen jungen Mann ohne Kraft und ohne besondere Gaben. Der Grund mochte wohl theils eine kleine Eifersucht gegen Padilla, theils Rücksicht auf die vornehme Herkunft Don Pedro's sein. Diesen großen Fehler aber büßten die Aufständischen schwer. Denn während Don Pedro ungewiß mit seinem Kriegshaufen umherschwankte, warf sich Graf Haro, welcher das königliche Heer anführte, plötzlich gegen das schwachbesetzte Tordesillas, drang nach hartnäckigem Widerstande in die Stadt, versicherte sich der Person der Königin, nahm mehrere Mitglieder der Liga gefangen und bemächtigte sich des großen Stadtsiegels, so wie mehrerer Zeichen der königlichen Autorität.

Durch diesen Streich büßte die Liga viel von ihrem Ansehen und ihrem Vertrauen ein. Sie konnte nicht mehr im Namen der Königin handeln. Wer noch unter den Adelichen bisher unentschlossen gewesen, schlug sich zur Partei der Regentschaft.

Die aus Tordesillas entronnenen Mitglieder der Liga versammelten sich in Valladolid; da man keine Wahlen, zur Ergänzung der gefangenen Mitglieder, Zeit hatte zu veranstalten, wurde nur aus den noch Vorhandenen eine oberste

Staatsverwaltung ernannt, und an Don Pedro's Stelle Padilla zum Befehlshaber des Heeres erkoren. Die Hauptverlegenheit war, woher Geld nehmen, um das Kriegsvolk zu besolden, das aus allen Gegenden von Spanien ankam, um die Freiheit der Nation zu vertheidigen. Denn der König und die Flamänder hatten das meiste baare Geld mit sich aus Spanien weggenommen. Auflagen zu machen, war weder unter diesen Umständen rathsam, noch Zeit genug. Aus dieser Noth half die Gemahlin Padilla's durch einen kühnen und seltsamen Einfall. Dieses Frauenzimmer, Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, schlug vor, sich des reichen und großen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen. Um aber allen Schein von Gottlosigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab sie sich, begleitet von allen Personen ihres Hauses, in feierlicher Prozession zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und seufzend warf sie sich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes und um Verzeihung, daß sie Gold, Silber und Edelsteine nehmen müsse, was sie denn auch that. Das Volk erstaunte freilich;

fand aber die Sache und den Beistand der Heiligen nicht anders als billig.

Uneinigkeit unter den Gliedern der Liga und langweilige Unterhandlungen mit dem Adel bewirkten einen trägen Gang der Geschäfte. Es ging eine kostbare Zeit verloren. Padilla, ungeduldig, griff endlich das königliche Kriegsvolk an, eroberte nach tapferm Widerstande den wichtigen Platz Torrelobato (3. März 1521) mit Sturm und wandte sich darauf gegen Tordesillas. Er hätte der königlichen Macht hier mit seinem siegentflammten und an Zahl überlegenen Kriegsvolk unfehlbar den Todesstreich versetzt, wenn nicht die Liga ihn abermals durch neuangesponnene Unterhandlungen mit der Regentschaft gehindert hätte. Dies Stilliegen schwächte den Eifer des Volks, das an keine Kriegszucht gewöhnt war und sich zum Theil zerstreute, zum Theil aus Padilla's Lager mit der zu Torrelobato gemachten Beute nach Hause begab. Nachdem endlich die Verhandlung mit der Regentschaft abermals fruchtlos abgelaufen und der Waffenstillstand aufgehoben war, konnte Padilla mit seinem allzusehr geschwächten Heere keine Schlacht mehr wagen. Das wußte sein Gegner, Graf Haro, sehr wohl zu benutzen. Er überfiel ihn (am 21. April 1521) bei Villalar und siegte. Padilla stürzte sich, das Schwert in der Faust,

mitten unter die Feinde, um den Tod zu suchen, weil er die Freiheit Spaniens nicht mehr retten konnte; ward aber verwundet, zu Boden geworfen und gefangen. Dies Schicksal hatten auch einige seiner Hauptleute.

Folgenden Tags stellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Als sich einer seiner Schicksalsgefährten, weil man ihn Verräther nannte, wild und unbändig gebehrdete, sagte Padilla ruhig: „Gestern war's an uns, Muth des Kriegsmannes zu zeigen; heute ist's an uns, mit Sanftmuth des Christen zu sterben."

Man erlaubte ihm noch, an seine Gemahlin und an die Gemeinde von Toledo, deren Mitbürger er war, zu schreiben. Wir theilen diese Briefe mit, wie sie uns Robertson aus ältern Schriftstellern aufbewahrt hat. Noch sind Porliers Briefe, die er vor seiner Hinrichtung schrieb, da er für die nämliche Sache in Spanien starb, in frischem Andenken. Folgendes schrieb Padilla an seine Gattin:

„Schmerzte mich Dein Kummer nicht mehr, als mein Tod, ich fühlte mich vollkommen glücklich. Man muß einmal zu leben aufhören, das ist aller Menschen Loos. Aber meinen Tod betrachte ich als eine besondere Gnade des Allmäch-

tigen für mich; er muß Gott wohl gefallen, wie beweinenswürdig er auch den Menschen scheinen mag. Ich habe zu wenig Zeit, um Dir zu schreiben, was Dich trösten könnte. Meine Feinde gönnen mir die Frist nicht, und ich mag nicht zögern, die Krone zu gewinnen, die ich verdient zu haben glaube. Beweine immerhin den Verlust, den Du leidest, aber nicht meine Todesart; sie ist für mich zu ehrenvoll. Ich hinterlasse Dir meinen Geist, das einzige Gut, was mir bleibt, und das einzige, was Du in der Welt am höchsten schätzest. Ich schreibe meinem Vater Pero Lopez nicht; ich wage es nicht. Ob ich mich gleich werth zeigte, sein Sohn zu sein, indem ich mein Leben opferte, hatte ich doch nicht sein Glück. Damit genug. Ich will die Geduld des Henkers nicht ermüden, der schon auf mich wartet, und den Brief nicht verlängern, um nicht den Schein zu haben, damit mein Leben verlängern zu wollen. Sossa, mein Diener, Augenzeuge von Allem, und dem ich meine geheimsten Gedanken vertraut habe, wird dir mittheilen, was ich nicht schreiben kann. Mit diesen Gesinnungen erwarte ich nun den Todesstreich, der Dich betrüben, mich befeinden wird."

An die Stadt Toledo schrieb er folgenden Brief!

„Dir, du Krone Spaniens, du Licht der

ganzen Welt, Dir, die Du schon zur Zeit der mächtigen Gothen eine Freie warst, und Dir und den Nachbarstädten die Freiheit erobertest, indem Du das Blut der Fremden und der Deinigen vergossest, Dir meldet Dein eingeborner Sohn, Juan de Padilla, wie Du durch das Blut seiner Adern Deine alten Siege verjüngen müssest. Können meine Thaten nicht den beglückten und ruhmreichen Werken anderer Deiner Kinder angereiht werden, so lag es nicht an meinem Willen, sondern an meinem bösen Geschick. Ich bitte Dich, wie meine Mutter, nimm von mir das Leben an, das ich nun zu verlieren im Begriff bin, weil mir Gott nichts Köstlicheres für Dich zu verlieren gab. Ich schätze Deine Achtung unendlich höher, als mein Leben. Die Umschwünge des wandelbaren Glücks sind mannigfaltig. Was mir aber den besten Trost beut, ist, daß ich, der letzte Deiner Söhne, für Dich den Tod leiden darf und daß Du andere an Deiner Brust nährst, die im Stande sind, mich zu rächen. Mehrere Zungen werden die Todesart berichten, die mir bestimmt ist und die ich noch nicht kenne; was ich weiß, ist, mein Ende ist nahe, und da werde ich beweisen, wie lieb mir's ist. Ich empfehle Dir meine Seele, wie der Schutzherrin der Christenheit. Von meinem Leibe rede ich nicht; er gehört mir nicht. Ich kann nicht mehr schreiben. Denn in

diesem Augenblicke fühle ich das Messer nahe an meinem Herzen, mehr gerührt durch Dein, als mein Leiden."

Nachdem er dies geschrieben, ging er stolz und heiter zum Tode.

Die Niederlage der Aufständischen bei Villalar, der Tod des heldenmüthigen Padilla, die kluge Milde, mit welcher die Regentschaft Alle aufnahm, welche zum Gehorsam gegen den König zurückkehrten, löseten die Liga auf. Die Bewaffneten kehrten in ihre Provinzen zurück. Nur Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padilla's, ergab sich nicht. Sie hielt den Muth Toledo's aufrecht und vertheidigte die Stadt noch lange, was ihr um so leichter war, da die Regentschaft den Kern des Heeres in Navarra gebrauchte, wo die Franzosen eingedrungen waren. Sie hoffte, Toledo's tapferer und langer Widerstand werde endlich ganz Spanien wieder ermuntern, für die Sache der Freiheit sich noch einmal zu erheben.

Donna Maria genoß in Toledo einer fast unbeschränkten Gewalt. Die Achtung für ihr Geschlecht, mehr noch die Bewunderung, welche ihr Muth, ihre großen Eigenschaften einflößten, die allgemeine Liebe des Volks für ihren unglücklichen Gemahl, für den Märtirer der Freiheit und der

Vaterlandsrechte, — dies Alles übertrug auf sie dasselbe Ansehen, welches Padilla selbst genossen hatte. Ihre Klugheit, ihr Muth rechtfertigten das allgemeine Zutrauen. Sie wandte sich an den französischen Feldherrn in Navarra, munterte ihn zum Vordringen auf, versprach ihm mächtige Unterstützung. Sie schrieb Briefe, um die gesunkenen Hoffnungen der andern Städte wieder zu entzünden; schickte ihre Leute nach allen Richtungen aus; warb Soldaten; forderte von der Geistlichkeit große Geldsummen, das Kriegsvolk zu besolden; und versäumte nichts, das Volk in Begeisterung zu erhalten. Statt der Fahnen ließ sie vor den Heerbanden das Kreuz hertragen, als wäre der Krieg ein Kampf gegen die Ungläubigen. Sie ritt auf einem Maulthier durch die Straßen Toledo's, ihren kleinen Sohn auf dem Arm tragend, ganz in Trauer gekleidet; vor ihr her trug man ein Fähnlein, worin Padilla's Märtirertod abgebildet war. Durch solche und ähnliche Handlungen hielt sie die Gemüther der Toledaner in beständiger Spannung.

So lange das spanische Heer in Navarra beschäftigt war, konnte die Regentschaft nichts gegen Toledo ausrichten. Sie begnügte sich, das Ansehen der Donna Maria beim Volk zu verkleinern, oder sie selbst mit Versprechungen zur Nachgiebig-

keit zu versuchen, oder sich an ihren Bruder, den Marquis von Mondejar, zu wenden. Aber nichts erschütterte das festentschlossene Weib. Nachdem die Franzosen endlich aus Navarra verjagt und beträchtliche Abtheilungen des kastilischen Heeres vor Toledo zusammengezogen waren, blieb sich Donna Maria gleich. Sie vertheidigte die Stadt mit Glück; die Königlichen wurden in mehrern Ausfällen geschlagen; die Belagerer sahen ihre Arbeiten um nichts vorrücken.

Plötzlich aber erklärte sich, nach dem Tode des Erzbischofs von Toledo, die Geistlichkeit gegen sie. Der Erzbischof war ein Ausländer gewesen, und das der Hauptgrund von der bisherigen Widersetzlichkeit der Priester. Nun Karl V. aber an die Stelle des Verstorbenen einen Kastilianer ernannte, fiel die Ursache der längern Unzufriedenheit hinweg. Nun fingen die Geistlichen an, ihre verlornen Schätze zu beklagen. Nun machten sie dem Volke die kühne Frau verdächtig, sagten, sie danke ihr ganzes Ansehen im Volke nur gottlosen Zauberkünsten; sie habe einen Spiritus familiaris, der ihr in Gestalt einer Negerin überall folge, und dieser böse Geist flüstere ihr alle Rathschläge ein. Das wirkte, und um so mehr, da das Volk von der Länge der Belagerung ermüdet war und keine Aussicht auf Beistand von den andern Städ-

ten hatte. Es entstand Aufruhr. Donna Maria mußte sich aus der Stadt in die Zitadelle zurückziehen. Auch hier vertheidigte sie sich mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit noch vier ganze Monate, bis sie aufs Aeusserste gebracht war. Dann ließ sie die Festung übergeben; sie selbst aber entfloh verkleidet nach Portugal, wo sie noch Verwandte hatte, und entkam glücklich.

So endete der Aufstand Spaniens im Jahre 1521. Und daß er gerade so endete, während er doch nicht die Wirkung einzelner Mißvergnügten, nicht das Machwerk einer Faktion, sondern eine furchtbare Aeusserung der allgemeinen Mißstimmung des Volks gewesen war, beweiset, daß Unfähigkeit der Führer, oder Zwietracht derselben, oder irgend ein ähnlicher Grund der Sache verderblich ward. — Uebrigens hatte dieser Versuch der Nation, die unmäßige Gewalt des Hofes und den Ministerial-Despotismus zu beschränken, diejenigen Folgen, welche alle dergleichen Versuche, wenn sie mißlingen, zu haben pflegen. Er diente nämlich nur dazu, die Rechte des Volks noch mehr zu schmälern und die Willkühren der Minister zu vergrößern. Die Cortes dauerten zwar noch fort, aber nur zu Geldbewilligungen, wenn sie der König nöthig hatte. Die Freiheiten der Städte wurden immer mehr beschränkt, und damit nahmen Glanz,

Reichthum und Handel ab. Armuth ward allgemeiner. Nur der Hof und die Klöster befanden sich im Ueberfluß. Die Wissenschaften und Künste kränkelten. Ein finsterer Mönchsgeist herrschte mit den Schrecken der Kirche neben der Willkühr der Minister und Statthalter.

...natl. Biblioth
...egen...g

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften

Bd.: 3

Aarau 1825

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4412(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091698-9